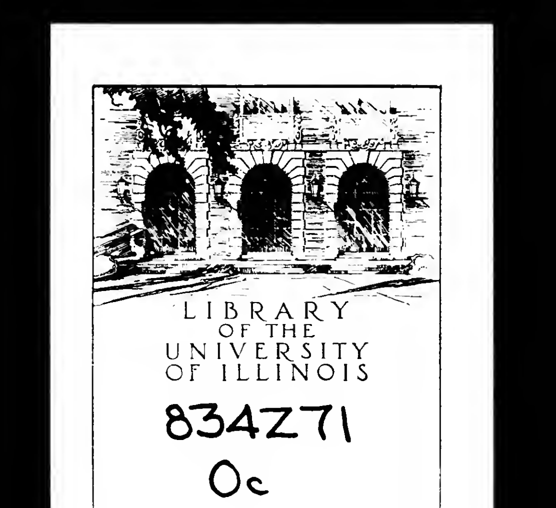
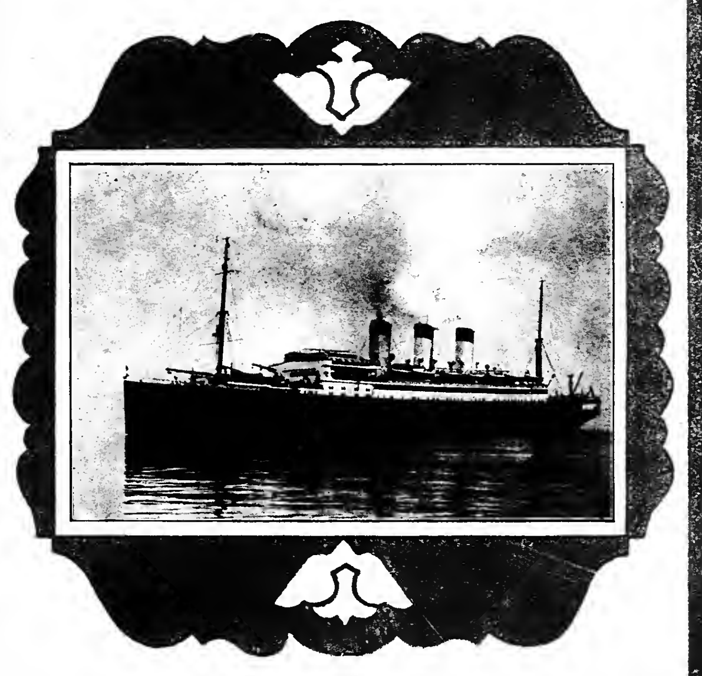


dor von Zobeltitz

Cap Trafalgar

Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende



Stuttgart J. Engelhorns Nachf.
1 9 1 5



Prinz Heinrich von Preußen
Phot. Ferd. Urbahns in Kiel

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

„Cap Trafalgar“

Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende

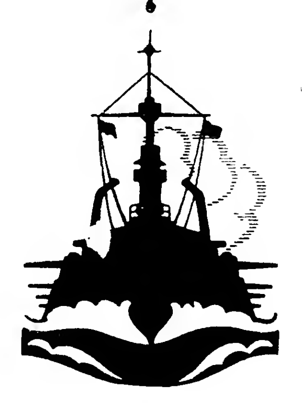


Cap Trafalgar

Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende

Erzählt von

Fedor von Zobeltitz



Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart
1 ◇ 9 ◇ 1 ◇ 5

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Seite

1. Hamburg-Süd 7
2. Das Schiff 17
3. Ausfahrt, Nebel und Sonnenschein 27
4. Erzählungen am Rauchtisch 41
   Die graue Perle
5. Zwischen den Wendekreisen 66
6. In Rio 84
7. Erzählungen am Rauchtisch 95
   Der Ring Anitas
8. Argentinische Eindrücke 104
9. Über die Kordilleren 127
10. Santiago de Chile 141
11. Chilenischer Parademarsch 153
12. Nach Valparaiso und zurück über die Anden . . 167
13. Estancia Germania 175
14. Erzählungen am Rauchtisch 181
    Der Weihnachtsgaul
15. Abschied von Argentinien 195
16. Erzählungen am Rauchtisch 216
    Der Herr Baron
    Die Hand in der Hosentasche
17. Brasilianische Feiertage 233
18. Erzählungen am Rauchtisch 249
    Das erspielte Land
19. Auf der Heimreise 269
20. Die letzte Fahrt des „Cap Trafalgar“ 278



1 Hamburg-Süd

Die Hamburg-Süd hatte mich zu der ersten Fahrt ihres neuen Schnelldampfers „Cap Trafalgar" eingeladen, und ich hatte dankend angenommen. Ich war zwar erst vor kurzem von einer Reise um die Welt heimgekehrt, sehnte mich aber wieder hinaus, und was mich in diesem Falle besonders lockte, war die Tatsache, daß der „Cap Trafalgar" nach Ländern fuhr, die ich noch nicht kannte, und daß Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen mit an Bord sein würden.

Das tragische Schicksal des neuen Prachtdampfers der Hamburg-Süd konnte ich damals freilich noch nicht ahnen, denn als die Reise losging, im Märzen 1914, herrschte tiefer Frieden in der Welt, und auch, als sie nach glücklicher Fahrt an einem heiteren Frühlingstage wieder im Hafen von Hamburg anlegte, trübte kein Wölkchen den politischen Himmel. Erst ein Vierteljahr später kam es zur Entladung jenes Gewitters, das sich inzwischen im altgefürchteten Wetterwinkel Europas, über den Hängen des Balkans, zusammengezogen hatte, und wenige Wochen nach Ausbruch des großen Sturms fand unfern der anmutigen Küsten, denen ihr Kurs galt, auch der Untergang des „Cap Trafalgar" statt. Der Dampfer war bei Beginn des Krieges als Hilfskreuzer armiert worden und wurde als solcher das erste Opfer der zur See entfesselten Feindseligkeiten.

Da ich dies schreibe, richten sich die Augen der ganzen zivilisierten Welt nicht nur auf die blutigen Kämpfe, die sich auf dem alten Kontinent abspielen, sondern auch hinaus auf das Meer. Großbritannien

sucht mit allen Mitteln seiner traditionell gewordenen Rücksichtslosigkeit sich die Herrschaft über die See zu wahren. Dem Mißbrauch neutraler Flaggen ist die Bewaffnung einer großen Anzahl britischer Handelsschiffe gefolgt, mit der Instruktion, auf die deutschen Unterseeboote zu schießen oder sie anzurammen. Dem langsamen Hungertode, zu dem die englische Regierung Deutschland verurteilen möchte, setzen wir Gegenmaßregeln entgegen, die hoffentlich zum Ziele führen werden. Wie auf dem Lande, so ist auch zur See ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt.

Unter dem Eindrucke dieses gewaltigen Einsatzes aller Kräfte, der lähmende Hemmungen überwinden helfen und uns ein Reich mit neuen Größen und Gütern unter der Sicherung eines dauernden Friedens bringen soll, gewinnt auch das Schicksal des „Cap Trafalgar" an Interesse. Es ist zu einem Symbol der Zeit geworden. Mit grüßendem Flaggenschmuck stach das schöne Schiff zum erstenmal in See, um für den Handelsverkehr mit den südamerikanischen Staaten erweiterte Bahnen und in der Werkstatt internationaler Arbeit neue Werte zu schaffen. Das war zu einer Zeit, da auch im deutschen Lande sich noch unzählige Tausende fleißiger Hände in werktätiger Arbeit rührten, da die Aussaat keimte, die Fabrikschlote dampften, der Handwerker Lohn für sein Mühen fand. Und dann jagte mit unerhörter Plötzlichkeit der Krieg den Deutschen aus der friedlichen Stille seines Tuns und zwang ihn zu geharnischter Abwehr. Eine Bewegung aller Kräfte, eine ungeheure Energie des Lebens wurde zum Treibenden, zum stürmisch Drängenden. Das deutsche Volk wappnete sich — und da legte auch der neue Dampfer der Südamerika ein kriegerisches Gewand an und rüstete sich zum Kampfe. Ungünstige Verhält-

nisse trieben das Schiff in den Tod — aber der Rächer wartete schon. ...

Unter diesen Verhältnissen bin ich gern der Anregung des Verlags gefolgt und habe die Tagebücher meiner Reise auf dem „Cap Trafalgar" hervorgesucht. Daß der Großadmiral der deutschen Flotte und Generalinspekteur unserer Marine den Dampfer auf seiner Erstlingsfahrt begleitete, sicherte ihr von vornherein ein erhöhtes Interesse. Obwohl die Reise des Prinzen Heinrich in den öffentlichen Bekanntmachungen ausdrücklich als jeden offiziellen oder offiziösen Charakters entbehrend bezeichnet wurde, fand sie doch überall eine große Beachtung, und die Organe einer systematisch deutschfeindlichen Presse ergriffen denn auch hier die Gelegenheit, ihren alten Grundsätzen in verhetzender Weise treu zu bleiben. Pariser, Londoner und New Yorker Blätter zögerten keinen Augenblick, die erste Fahrt des „Cap Trafalgar" einen Schachzug deutscher Diplomatie zu nennen, um den Eindruck zu verwischen, den die Anwesenheit Roosevelts in Südamerika hervorgerufen hatte: eine um so törichtere Behauptung, als die Propagandareise des gern redenden Expräsidenten für die Monroedoktrin in den panamerikanischen Staaten ein ausgesprochener Mißerfolg gewesen war.

Die Stimmungsbilder aus Südamerika, die ich über die folgenden Blätter verstreue, werden vielleicht schon deshalb allgemeineres Interesse auslösen, weil sie zumeist zwar *vor* dem Kriege niedergeschrieben wurden, doch aber auch den Stimmungs*umschlag* berücksichtigen, der nach Ausbruch des Weltbrands eintrat. Es war hier ganz ähnlich wie im Norden. Als Prinz Heinrich im Frühjahr 1902 seinen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten unternahm, wurde er

überall mit wahrhaft frenetischem Jubel begrüßt, und bei den großen Banketten und Empfängen schlug ihm in allen Tonarten das Lob Deutschlands entgegen. Und wie dort vielfach dieselben Leute, die damals des Rühmens deutscher Größe kein Ende finden konnten, sich nach Beginn des Krieges plötzlich in rasende Deutschenfeinde verwandelten, genau so ist es auch im Süden gewesen. Unwillkürlich denke ich dabei an ein typisches Beispiel zurück: an den fetten und kurzatmigen Senator einer subtropischen Republik, der vor unserm Prinzen nicht tief genug dienern und ihm nicht kräftig genug seine Ehrerbietung bezeigen konnte, um ein paar Monate später in öffentlicher Versammlung seinem Hasse gegen Deutschland in brutalen Worten Ausdruck zu geben.

Blutmischung, persönliche Neigungen, atavistische Rückschläge mancherlei Art, Mißverständnisse, vor allem aber die Verhetzungsarbeit und das Lügensystem einer durch und durch korrumpierten Presse haben zu diesen Stimmungsumschlägen beigetragen. Überwindende Geistigkeit war nie die Stärke der südamerikanischen Völker. Der Typus des spanischen Eroberers mit seiner seltsamen Schwungkraft verwischte sich völlig in dem Zustrom der Nachfahrer. Was blieb, war lediglich eine eigentümliche Kulturunruhe, die die Unfähigkeit zu stetiger gewerblicher Arbeit nicht zu wandeln vermochte. Das Eindringen fremdnationaler, besonders französischer Elemente, zersetzte auch die spanisch-amerikanische Aristokratie und zerstörte den gesellschaftlichen Status vivendi vollends. Daß Südamerika dank einer großen Zahl tüchtiger Staatsmänner sich in den letzten Jahrzehnten zu einem Zustande relativen Erholens durchgerungen hat, ist nicht zu verkennen. Nicht zu verkennen auch, daß seine Regierungen bemüht sind,

an den weltwirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen fleißig mitzuarbeiten. Die weltpolitische Einsicht der Völker aber steht mehr denn je unter den einseitigen Einflüssen romanischen Geistes. ...

⊕ ⊕ ⊕

Am Abend des 10. März sollte der „Cap Trafalgar" in See gehen. Am 8. war ich in Hamburg eingetroffen: bei „Strippenregen", wie der Berliner sagt. Ich hatte gehofft, recht freundlichen Abschied von Europa nehmen zu können, aber diese beiden letzten Tage, die ich an der Alster verlebte, waren nichts weniger als ein Genuß. Ich habe ja selten Glück mit dem Hamburger Wetter; immerhin, einen kräftigen Sturzregen lasse ich mir noch gefallen, weil er wenigstens Aussichten auf nachfolgende Sonnenblicke bietet; doch dieses ununterbrochene Plätschern von Himmelshöhen, dieses sanft rauschende Spülwasser auf den Bürgersteigen, diese Lachen und Pfützen auf dem Macadam, und über all dem ein trostlos grauer Himmel — das wirkt niederdrückend. Zwischen die Autofahrten vom Hotel zu Schümann, Coelln und Fischborn schob ich einen Besuch auf dem Bureau der Hamburg-Süd, um mir meine Fahrkarte zu holen. Da wimmelte es denn schon von Menschen, und in den Räumen der Passageabteilung schwirrten die Sprachen durcheinander wie weiland bei dem Bau des babylonischen Turms. Aber neben dem Deutschen überwog doch das Spanische, und auch portugiesische Laute konnte das lauschende Ohr auffangen: erklärlich, da die Hamburg-Süd den Verkehr mit Südamerika vermittelt und sich rühmen kann, für den deutsch-südamerikanischen Handel erfolgreich Bahn gebrochen zu haben. Ein kleines Heft der Linie gibt einen Überblick über die Geschichte der Gesellschaft, die sich aus winzigen Anfängen so gewaltig entwickelt

hat, daß sie heute an zweiter Stelle unter den hamburgischen Großreedereien steht. ...

Bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts waren die südamerikanischen Länder noch spanische und portugiesische Kolonieen und auf den Handel mit den Mutterlanden beschränkt. Erst in der Zeit der Unabhängigkeitserklärung änderte sich die Sachlage. Das spanische Südamerika geriet allerdings zunächst in eine Periode revolutionärer Kämpfe, die ihm vorderhand den Handel mit fremden Erdteilen unmöglich machte. Brasilien allein konnte sich unter der Kaiserkrone einer verhältnismäßig ruhigen Entwicklung erfreuen, und da es das für Europa wichtigste Land war, in dem alles das in reicher Fülle gedieh, dessen es für den sogenannten Kolonialhandel bedurfte, so begann sehr bald ein lebhafter Verkehr zwischen den beiden Erdteilen. Nur Deutschland blieb noch zurück, denn England hatte schon vorher weitgehende Handelsverträge mit Brasilien abgeschlossen, und es bedurfte jahrelanger Bemühungen der hanseatischen Bürgermeister Gildemeister und Sieveking, bis Bremen und Hamburg ähnliche Vergünstigungen eingeräumt wurden, wie sie die großbritannische Kaufmannschaft dank der klugen Initiative ihrer Regierung längst besaß.

Damit war die Konkurrenz aber noch nicht verdrängt, geschweige denn überflügelt. England saß auch in Südamerika fest im Sattel, und ein verunglücktes Schiffsunternehmen, das den Warenverkehr in die amerikanische Tropenwelt beschleunigen helfen sollte, brachte uns nur noch einen stärkeren Rückschlag. Erst nach der Gründung des neuen Deutschen Reichs, als Handel und Wandel durch den glücklich beendeten Krieg neu aufzuleben begannen, machte sich das Bedürfnis nach einer Schiffsverbindung mit Südamerika wieder

lebhafter geltend, und so traten denn am 4. November 1871 die Vertreter von elf der angesehensten Hamburger Firmen, unter ihnen die Herren Heinrich Amsinck, Karl Woermann, August Bolten, John Berenberg-Goßler und Karl Laeisz, im Bureau der Notare Ascher und Gobert zusammen, um unter dem Namen Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft eine Aktiengesellschaft zu gründen, deren sämtliche Aktien von ihnen selbst in Gemeinschaft mit der Kommerz- und Diskontobank aufgenommen werden sollten. Bald darauf wurden die Aktien an die Börse gebracht, und schon am 23. November konnte die erste konstituierende Generalversammlung der Aktionäre und wenige Tage später die gerichtliche Eintragung des neuen Unternehmens stattfinden.

Mit verhältnismäßig geringen Mitteln, nämlich einem Aktienkapital von nur dreidreiviertel Millionen Mark, übernahm die Gesellschaft die drei unter der Leitung der Firma Aug. Bolten, Wm. Millers Nachf. stehenden Dampfer „Brazilian", „Santos" und „Rio" und begann unter Zuhilfenahme eines gecharterten Schiffes zunächst Monatsfahrten nach Mittelbrasilien, ein Jahr später auch nach Südbrasilien und dem La Plata. Das junge Unternehmen schlug aber so siegreich ein, daß man schon 1872 und 1873 in England die Dampfer „Bahia I" und „Buenos Aires I" dazu erwerben und die Dampfer „Argentina I" und „Montevideo I" in Bestellung geben mußte, zu denen sich noch der als erster in Hamburg (auf der Reiherstieg-Schiffswerft) erbaute Dampfer „Valparaiso" gesellte. In den folgenden Jahren kamen die „Santos II", die „Hamburg" und „Paranaguá I" dazu, so daß, unter gleichzeitiger Trennung der Reisen nach

Brasilien und dem La Plata, eine abermalige Vermehrung der Abfahrten von Hamburg ermöglicht wurde.

1881 mußte die La-Plata-Fahrt verdoppelt werden, und der Schiffspark wurde demgemäß durch die Dampfer „Rosario I", „Corrientes I" und „Petropolis I" vergrößert. Zwei Jahre später erlitt die Gesellschaft einen harten Verlust durch den Tod ihres Mitbegründers und genialen Leiters Heinrich Amsinck; an seine Stelle wurde sein Bruder M. G. Amsinck in den Verwaltungsrat gewählt, der Vater des heutigen ersten Direktors der — nach dem Muster der „Hapag" — kurzweg „Hamburg-Süd" genannten Gesellschaft.

Ein Konkurrenzunternehmen des Norddeutschen Lloyd verstärkte die Kräftigung des deutschen Handels gegen die englische Übermacht, und blieben auch kleine Enttäuschungen nicht aus, so mußte der Fahrplan doch von Jahr zu Jahr erweitert und der Schiffspark vermehrt werden. 1886 wurden die ersten Dampfer mit dreizylindriger Maschine („Bahia II", „Tijuca I" und „Campinas") und 1887 die ersten Dampfer mit Doppelboden und elektrischem Licht („Olinda" und „Curityba") der Flotte einverleibt.

Mit der Einstellung der neuerbauten Dampfer „Belgrano", „San Nicolas I" und „Porto Alegre" (1888), sowie der „Montevideo II" und „Cintra" schuf sich die Hamburg-Süd einen bedeutend schnelleren Verbindungsdienst. Diese heute längst abgestoßenen Schiffe können auch als die Vorläufer des sogenannten „Cap"-Typus bezeichnet werden und galten damals als vorbildlich, da sie mit allem zeitgemäßen Komfort ausgestattet waren, wenn sie auch noch nicht wie der „Cap Trafalgar" ein Schwimmbad und einen Wintergarten enthielten. Vier weitere Dampfer traten im

Laufe des Jahres 1890 in Dienst, die abermals vielbewunderte technische Verbesserungen aufzuweisen hatten.

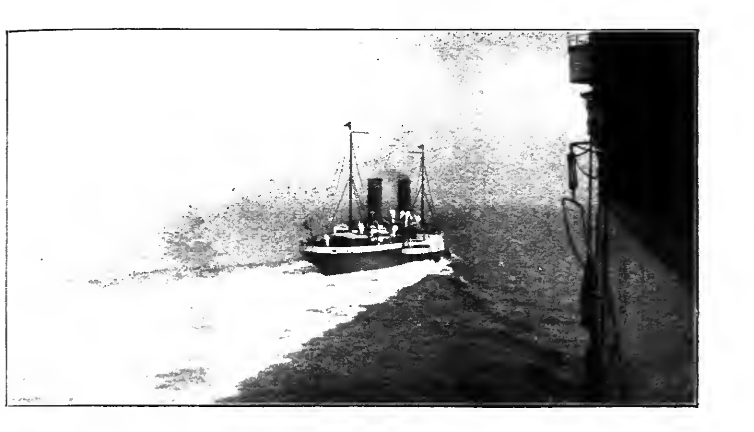
Die Zeit der politischen Erholung in den La-Plata-Staaten, die Anfang der neunziger Jahre einsetzte, brachte auch für das Südamerikageschäft eine Umgestaltung. Der Handel wuchs gewaltig, namentlich die Einfuhr von Getreide und landwirtschaftlichen Produkten aller Art nach Deutschland vermehrte sich in zunehmendem Maße — zugleich aber regte sich mächtiger als je die englische Konkurrenz, die sich in billigen Transportbedingungen überbot, so daß nur ein freundschaftliches Zusammenwirken der Hamburg-Süd mit dem Lloyd in Bremen und der 1881 gegründeten Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa der Gefahr schädigender Unterbietung entgegentreten konnte. Infolge der zunehmenden Gelbfieberepidemieen hatte die Hamburg-Süd schon 1892 die dem Hafen Santos vorgelagerte Insel Ilha das Palmas gepachtet und brachte sie später ganz in ihren Besitz; die Schiffe wurden nun im Hafen durch Eingeborene entlöscht und wieder beladen, indes die Mannschaft auf der seuchefreien Insel verblieb. Dadurch gelang es der Reederei, den Verlust an Menschenleben auf ein Minimum zu beschränken.

1893 erfuhr der Dampferbestand eine Erweiterung durch fünf neue Schiffe, denen bis Ende 1896 noch elf Neubauten größeren Typs und 1897 fünf weitere folgten. Als die Gesellschaft am 4. November 1896 ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern konnte, war die Flotte von 3 Dampfern mit 2738 Tons auf 29 Schiffe mit 89 764 Tons angewachsen.

Seitdem hat sich die Reederei geschäftlich stetig weiterentwickelt. Rückschläge kamen vor und wurden überwunden, Konkurrenzkämpfe blieben nicht aus,

schlechte Konjunkturen mußten berücksichtigt werden. Aber einem augenblicklichen Stillstand folgte doch immer wieder ein erhöhter Aufschwung. Ende der neunziger Jahre war durch die Dampfer „Cap Frio“, „Cap Roca“ und „Cap Verde“ ein verbesserter Schnelldampferdienst nach dem La Plata eingerichtet worden, und seine Erfolge veranlaßten die Gesellschaft 1904 bis 1907 zum Bau der Doppelschraubendampfer „Cap Blanco“, „Cap Ortegal“, „Cap Vilano“ und „Cap Arcona“, die 1911 noch durch die „Cap Finisterre“ übertroffen wurden. Im Frühjahr 1914 gesellte sich zu diesen „Cap“-Dampfern als letzter und schönster der „Cap Trafalgar“, wie seine Vorgänger deutsches Erzeugnis. Da von 1908 ab auch Rio de Janeiro in den Fahrplan der „Cap“-Schiffe aufgenommen worden war, so war hiermit ein kombinierter Brasil-La-Plata-Schnelldampferdienst geschaffen worden, der mit dem Handelsverkehr zugleich der Touristenwelt zugut kam. Neben den Schiffen des „Cap“-Typus entstanden in den letzten Jahren noch andere Passagier- und Frachtdampfer, während weitere in Auftrag gegeben wurden. Im Mai 1913 besaß die Linie 57 Seeschiffe und 150 Hilfsfahrzeuge — Schleppdampfer, Leichter und dergleichen mehr — mit einer Gesamttonnage von 352 111 Brutto-Registertons.

So ist die Geschichte der Hamburg-Süd zugleich die Geschichte des deutsch-südamerikanischen Handels und bietet in ihrer Zusammenfassung ein typisches Bild deutschen Fleißes und deutscher Arbeit. Der Krieg hat auch hier der Friedenstätigkeit ein jähes Ende bereitet: schamloser Neid hat versucht, unsern Handel zu unterbinden — noch mehr, ihn bis auf den Grund zu vernichten. Aber was für England zwingende Forderungen und eisenfeste Axiome



Paſſagierſchiff
vor Southampton



Der Verfaſſer
an Bord

Zobeltitz, „Cap Trafalgar“
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart



Kommodore Langerhannß,
Kapitän des „Cap Trafalgar"
Phot. G. Koppmann & Co. in Hamburg



Direktor Theod. Amsinck
Phot. Rud. Dührkoop in Hamburg

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

bedeuten, das ist noch lange nicht die Stimme des Schicksals. Unser Schicksal schaffen wir uns selbst, und damit auch unserm Handel ein neues Aufbauen aus ursprünglichem Schaffen.

2 Das Schiff

„Cap Trafalgar" — ein Name voll Klang, der Erinnerungen an eine der größten Heldentaten in der Geschichte der Seeherrschaft erweckt! Es war am 21. Oktober 1805, als es angesichts jenes Vorgebirges an der Küste der spanischen Provinz Cadiz, das vordem der Göttermutter geheiligt war, zwischen der englischen Flotte unter Nelson und der vereinigten französisch-spanischen unter Villeneuve und Gravina zu einem erbitterten Kampfe kam. Die Alliierten verloren neunzehn Schiffe und an zehntausend Mannschaften; Admiral Villeneuve wurde gefangengenommen, Gravina starb an seinen Wunden. Aber auch Nelson feierte seinen letzten Sieg, den glorreichsten: er fiel durch die Kugel eines feindlichen Scharfschützen, der ihn an seiner Uniform und seinen Orden erkannte.

Bittere Ironie, daß es Engländer waren, die das Schiff mit diesem stolzesten Namen aus ihrer maritimen Geschichte in den Grund bohrten! —

Ende Februar 1914 lag der „Cap Trafalgar" zur ersten, sogenannten Probefahrt bereit. Ein Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten" schilderte damals einen Besuch auf dem Schiffe wie folgt:

... Der frische Wind eines scheinbaren Vorfrühlingsmorgens streicht über den Hafen, als uns die Barkasse nach der Vulkanwerft hinüberträgt. Die Sonne fühlt aber schon ihre neue Kraft, heller und

heller werden die Töne ringsum, hier und dort blitzen schon grelle Lichter durch den graulichen Dunst, in dem die Riesengerüste der Hellingen und Kräne wie Schemen hin und her zu schwanken scheinen. Und als sich nun der Blick weitet, da bricht die Sonne siegreich durch, und vor uns liegt das wunderbare Bild unsres Hafens in stählernem Glanz und herber Helle, was zu seinem geschäftigen Arbeitsleben so gut paßt. Das neue Schiff leuchtet weithin mit seinen hochragenden, weißen Deckaufbauten. Der graue Panzer, der neben ihm tief im Wasser liegt, scheint sich hinterlistig zusammenzuducken und wirkt neben dieser eleganten und dennoch imposanten Erscheinung des Friedens noch unheimlicher. Sogar angesichts des „Imperator", dessen Geiernase die ganze Werft weithin überragt, macht das neue Schiff keine üble Figur, und die Grazie seiner Formen behauptet sich nicht unvorteilhaft neben den wuchtigeren Massen des Leviathans. Läßt man aber vom Oberdeck aus seine Blicke über die Schiffe des Hafens schweifen, vom „Grafen Waldersee" gerade gegenüber bis zu den Riesenschornsteinen des „Vaterland", die aus der dunstigen Ferne herübergrüßen, so hat man einen Überblick über die Entwicklung des deutschen Schiffsbaus der letzten Zeit, wie er schöner kaum gedacht werden kann, und das stolze Schiff zu unseren Füßen ist vorläufig das letzte Glied in der Kette. Mit 18 000 Brutto-Registertons und einem Deplacement von 23 000 Tons kommt „Cap Trafalgar" den größten der früheren deutschen Schnelldampfer gleich. Die Maschine, die sich aus zwei Kolbenmaschinen und einer Abdampfturbine zusammensetzt, treibt drei Schrauben und entwickelt 17 000 Pferdekräfte. Die Besatzung besteht aus 450 Mann. —

Welch ein wimmelndes Leben umgibt uns an Bord! Das ganze Schiff gleicht einem Ameisenhaufen. Noch sind die Maschinen ja gar nicht zum Leben erwacht, aber auf zahllosen Drähten fließt eine geheimnisvolle Kraft in den Schiffsraum. Hier rattert der automatische Hammer, dort knirscht der elektrische Eisenbohrer. Klingelzeichen gellen zur Prüfung durch das ganze Schiff. Man erlebt eine Generalprobe der Wirklichkeit im allergrößten Stil. Eine kurze Zeitspanne trennt uns nur noch von der ersten Ausfahrt, und was soll in dieser Frist nicht noch alles geschafft werden! Die gegensätzlichsten Gewerbe begegnen sich hier auf engem Raum. Dort spannt der Dekorateur schon eine Seidenfüllung von zartester Farbe in den Rahmen, und hinter der Tür brodelt noch eine Pechkanne, um irgendeine Dichtung herzustellen. Im Maschinenraum, auf allen Gängen, ist ein Heer berußter Riesen in ununterbrochener Arbeit. Aber schon flitzen einige Stewards in weißen Jacken durch ihr künftiges Reich. Hier und dort sieht man bereits Offiziere und Ingenieure, auch der Kapitän ist schon gegenwärtig.

Beginnen wir unsern Rundgang zunächst in der Sphäre, wo die reinen Formen wohnen, in dieser Welt des Luxus, des behaglichen Wohllebens, die den Weltreisenden, der es sich leisten kann, für die Dauer von ein paar Wochen mit allen ihren Reizen umfängt. Auch hier ist der Fortschritt gegen früher geradezu frappant. Wie ganz anders stellt sich das Problem heute dem modernen Kunstgewerbe dar denn damals, als es sich bei dem Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd „Kronprinzessin Cecilie“ zum erstenmal auf dem Meere betätigte. Damals galt es, Kabinen im eigentlichen Sinne des Wortes auszustatten, die das Beiwort „Luxus“ eigentlich zu Unrecht trugen, denn im ge-

gebenen Falle wurden sie wie alle andern belegt. Der Architekt, namentlich Olbrich war damals am Werke, wurde künstlerisch seiner Aufgabe am ehesten gerecht, wenn er diese Variationsmöglichkeiten auch ästhetisch betonte. Was aus diesem Konflikt von Wollen und Müssen heraus geboren wurde, war meistens eine Art Eisenbahncoupé, das, in kostbarem Material ausgeführt, dem Schiffsorganismus eingefügt war. Heute ist der Schiffsraum so gewachsen, daß wirkliche Raumwirkungen erzielt werden, von denen, die wir am Lande gewohnt sind, in nichts mehr abweichend. Früher war der Eßsaal nichts weiter als der Fußboden des Treppenhauses mit seitlichen Ausbuchtungen, und diesem Zwittergebilde gegenüber versagte alle Kunst. Heute ist der Speisesaal auf dem „Cap Trafalgar" ein herrlicher Festraum in den Farben Weiß, Grün, Grau und Gold. Die runden Schiffsfenster von zwei Stockwerken sind architektonisch zu Langfenstern mit ovalem Abschluß vereinigt. Eine mächtige eingelassene Glaskrone bildet den künstlerischen Mittelpunkt der kassettierten Decke, die auf goldstrotzenden Säulen ruht. Eine vorspringende Balustrade gibt Raum für das Orchester, die eine Schmalwand schmückt ein großes dekoratives Gemälde. Im Rauchsalon herrscht die Behaglichkeit gedämpfter Farben vor. Auch hier sind die eigentlichen Schiffsfenster hinter viereckigen Glasscheiben versteckt. Eine domartige Kuppel krönt das Ganze. Bei den Möbeln scheint man auf den Umstand Rücksicht genommen zu haben, daß das Schiff bestimmt ist, tropische Gewässer zu befahren. Es fehlt überall die schwere Wucht der Formen, die ja etwas sehr Behagliches, aber manchmal auch etwas Beengendes hat. Der Stil ist im ganzen leichter und zierlicher. Auch in der Farbgebung scheint man dem exotischen Ge-

schmack etwas Konzession gemacht zu haben. Man sieht überall so ausgesprochene Muster und so starke Farbengegensätze, daß unser Auge zunächst etwas betroffen ist. Dem Speisesaal sind zwei Nebenräume angegliedert, in denen einzelne Kreise ganz unter sich bleiben können. Die Exklusivität ist so weit getrieben, daß sogar eigene Aufgänge ein unbemerktes Kommen und Gehen gestatten. Auch das Schiff wird immer mehr Großstadt! Die eigentliche Überraschung aber bietet der Wintergarten. Der Raum ist rings mit gelblichem Marmor umkleidet; stark, vielleicht etwas zu stark profilierte Säulen treten aus der Wand hervor und tragen eine ganz besonders gut gelungene, leichtgewölbte Glasdecke, deren gedämpftes Rot und Grün, eingelassen in ein neutrales Grau, einen sehr angenehmen Gegensatz zu dem lebhaften Gelb der Wände bildet. An den großen allgemeinen Raum ist noch ein kleinerer Raum für die Damen angegliedert, dessen geschmackvolles Oval in ganz zarten Farben besonders reizvoll wirkt. Von hier aus schweift natürlich der Blick frei durch große Fenster auf das Meer. Man kann im Zweifel sein, ob solch eine Marmoranhäufung nicht schon den eigentlichen Charakter der Innenarchitektur des Schiffes beeinträchtigt. Aber, wie gesagt, die Zeiten des Nur-Zweckmäßigen sind vorüber, und wir stehen tatsächlich vor ganz neuen künstlerischen Möglichkeiten. Ja, man müßte ja eigentlich weiter fragen: wie kommt überhaupt ein Wintergarten auf ein Eisenschiff? Nach den hängenden Gärten des assyrischen Altertums haben wir jetzt die schwimmenden der Gegenwart. Ein Blick in die Gärtnerei, die über Kalthaus und Warmhaus, ja sogar auch über einen Gefrierraum verfügt, um Zwiebeln und dergleichen zurückzuhalten, klärt uns über dieses Wunder auf. Der Gedanke, daß sich in

diesem Marmorsaal unter Palmen und Blumen beim Klang der Musik eine festlich geschmückte Gesellschaft bewegt, während draußen eine laue Tropennacht auf dem Ozean lagert und das Schiff in unermüdlicher Fahrt seinem Ziele entgegeneilt, hat allein schon etwas vom Märchen.

Ein besonderer Stolz des Schiffes sind die Luxuszimmer, von denen im ganzen neun vorhanden sind. Diesmal handelt es sich wirklich um Zimmer, denn die räumlichen Abmessungen weichen nicht sehr stark von den gewöhnten ab. Nur die beschränkte Höhe erinnert uns daran, daß wir uns auf einem Schiffe befinden. Die Luxuszimmer stammen von dem Hamburger Architekten Emil R. Janda, der die großen Repräsentationsräume entworfen und auch in andern ästhetischen Fragen die Bauherrin beraten hat. Der Künstler verwendet in diesen Zimmern fast ausschließlich edle Hölzer, mit denen er in geschmackvoller Zusammenstellung sehr aparte Wirkungen erzielt. Die Formgebung ist im allgemeinen eine moderne, einige Anklänge an historische Stile stören eigentlich nicht und ergeben sich aus dem vornehmen, bürgerlichen Charakter des Ganzen. Die Zimmer bilden eine architektonische Einheit, ein Vorhang trennt den Wohnraum vom Schlafraum. Badezimmer, Gepäckraum, Dienergelaß reihen sich unmittelbar an, so daß hier in aller Behaglichkeit eine abgeschlossene Wohnung gegeben ist. Neben den Luxuszimmern existieren noch 27 Luxuskabinen. In den gewöhnlichen Kabinen erster Klasse fällt das Bestreben auf, jeden mit der Außenwelt direkt in Verbindung zu setzen. Um zu ihrem Außenfenster zu gelangen, umklammert daher die rückwärts gelegene Kabine die an der Bordwand gelegene Nachbarin mit einem langen Gange. Dadurch entstehen ganz sonder-

bare Raumgebilde, aber das Plus ist für den Bewohner gewiß von größter Annehmlichkeit, wenn auch die Schiffsarchitektur in dieser Anordnung ihr letztes Wort noch nicht gesprochen zu haben scheint. In der Inneneinrichtung ist besonders das fließende Wasser zu erwähnen. Jede Kabine hat außerdem ein besonderes Lichtsignal für Steward und Stewardeß. Der Kleiderschrank sogar beleuchtet sich selbsttätig, sobald die Tür geöffnet wird. Das Schiff kann 400 Passagiere erster Klasse, 140 zweiter Klasse aufnehmen. Die Einrichtung der zweiten Klasse ist geschmackvoll und gediegen zugleich, so daß jeder Reisende auch in ihr ohne weiteres das Gefühl der Behaglichkeit gewinnt. Eine Einrichtung, die sich sehr schnell eingebürgert hat, ist die IIa-Klasse, die für Schiffe, die Menschen aus sehr verschiedenartigen Ländern übers Meer tragen, eigentlich eine Notwendigkeit und für manche Reisende eine wahre Wohltat ist. Die dritte Klasse, das frühere Zwischendeck, faßt 928 Personen. Besonders ist noch zu erwähnen, daß eigens gebaute riesige Gänge, die das Schiff seiner ganzen Länge nach durchziehen, es gerade den Passagieren der dritten Klasse ermöglichen, sich zu treffen und zusammenzusein, auch wenn ihre Schlafstätten im Schiffe getrennt liegen. ...

Über die Maschinenräume des neuen Ozeanriesen schreibt dasselbe Blatt aus Anlaß der Probefahrt:

Hier unten liegt der wichtigste und empfindlichste Nerv des Schiffs. Hinter der Arbeit, die da von der Technik geleistet wurde — und ebenso bei andern Schiffen geleistet wird —, müssen auch die Taten der bildenden Künstler zurückstehen. Schon um deswillen, weil erst mit der Leistungsfähigkeit der Maschinenanlage die reiche Ausstattung der Kabinen und Salons sich bezahlt macht; ein Luxusdampfer muß Schnelldampfer

sein. Aber auch absolut ist die Geistesarbeit, die bei einem so komplizierten Erzeugnis aufgewendet werden muß, um mit Max Eyth zu reden, von einer Größe und Feinheit, die von keiner andern Form des geistigen Schaffens übertroffen wird. Das Bestreben, die Arbeitsleistung ihrer Maschinen zu erhöhen und sie stetig zu verbessern, hat denn auch diesmal die Maschinenbauer den gelungenen Versuch machen lassen, mit dem nicht völlig entspannten Abdampf ihrer zwei vierzylindrigen dreifachen Expansionsmaschinen eine Turbine zu treiben. Der Versuch ist bezeichnend für die Arbeitsweise der Technik. Ihr oberster Grundsatz ist die Zweckmäßigkeit. Ästhetische Forderungen sind ihr lästig. Und doch üben so viele ihrer kahlen und glatten Maschinen eine künstlerische Wirkung. Nicht zuletzt die auf dem „Cap Trafalgar". Zu unterst in dem schwindelnd hohen Schacht liegt ein riesiges, schwarzes Ungeheuer, ein großer, schlafender Kreisel, die Abdampfturbine. Zu beiden Seiten stehen ernst und wuchtig, unerbittlichen Wächtern vergleichbar, die Expansionsmaschinen. Das Gerassel und der Tumult aus der Kindheit des Maschinenwesens ist hier fast gänzlich abgetan. Nur die gewichtigen Kolbenstangen schlagen dumpf in raschem Hin- und Her-, in rhythmischem Auf- und Niedergang die Schraubenwellen zu gesteigerter Umdrehung. Hier gibt es weder Rauch noch Kohlenstaub. Und alle bewegten Teile glänzen, triefend von Öl, von fernher wie fließendes Edelmetall. Eine Patina ganz eigener Art weiß die Technik ihren Erzeugnissen zu geben. Das sind die drei Hauptmaschinen, die dem neuen Schiffe Leben verleihen. Doch damit ist es noch nicht genug: die Fahrtgeschwindigkeit ist ja notwendige Voraussetzung, eine ganze Anzahl von Hilfsmaschinen schmiegen sich den großen

Schwestern an. So stehen im Hauptmaschinenraum um sie im Kreise zwei Zentrifugalpumpen, zwei Oberflächen-Speisewasser-Vorwärmer, zwei Ballastpumpen, eine Duplexpumpe, zwei Compound-Evaporatoren, die Schottenschließanlage, zwei Ölpumpen für die Turbinenlager, eine Hilfsluftpumpe, ein Luftkompressor, eine Frischwasserpumpe. Und in einem Nebenraum liegen neben andern als interessanteste zwei Kühlmaschinen zum Konservieren des Proviants und drei Turbodynamos für Beleuchtung und Krafttrieb. Es ist eine verwirrende Fülle bedeutsamer Faktoren, von deren Vorhandensein der im Speisesaal behaglich schmausende Laie gemeiniglich nur eine sehr vage Vorstellung haben wird. Alle diese Maschinen, große und kleine, galt es während der Probefahrt auf ihre Wirksamkeit und ihr Zusammenwirken zu erproben. An den Versuchen nahm ein großer Teil der Gäste regsten Anteil. Und neben dem rein technischen Interesse führte auch die Freude an der schönen Zweckmäßigkeit gar manchen wiederholt in den Schacht. Will man sich solcher Anlagen als Beschauer restlos erfreuen, in interesselosem Interesse, so muß man sich von der uns immer noch viel zu sehr anhaftenden beschränkt menschlichen organischen Betrachtungsweise freimachen. Denn die Technik steht außerhalb des Organischen, ihr größter prinzipieller Fortschritt war der Rotationsmechanismus. Und bei keinem Lebewesen findet sich, nach Reuleaux, die Rotation um eine Achse als kontinuierliche Bewegungsform eines Organs. Hat die Technik so ihre eigenen Ausdrucksformen, dann muß auch ihr Eindruck auf besonderer Stufe künstlerisch gewertet werden. Mir wenigstens bereitete es höchsten Genuß, die Maschinen in ihrer kraftvollen Tätigkeit zu bestaunen. Der Anblick des Maschinenraumes ergänzte das prächtige

Bild des Schiffsrumpfes und die bewußte Kunst der Innenausstattung zu einem farbenreichen und einzigartigen Triptychon. . . .

Auch für die Nautiker gab es noch eine Überraschung. Es handelt sich um ein ganz eigenartiges Log, das selbsttätig die Geschwindigkeit der Fahrt des Schiffes und dessen durchlaufene Entfernung angibt. Das bisher gebräuchliche, hinten am Heck befindliche, vom Schiffe durchs Wasser mitgezogene Patentlog ist auf Dampfern mit hohen Geschwindigkeiten nicht mehr zu gebrauchen. Und das Handlog als sicherer Fahrtmesser ist zu umständlich. Das neue Log ist von Professor Forbes konstruiert und wurde von der durch ihren Kreiselkompaß rühmlichst bekannten Firma Anschütz & Co. in Kiel gebaut. Der Apparat gibt genau die durch das Wasser zurückgelegten Entfernungen wieder und zeigt die jeweilige Geschwindigkeit in Seemeilen in der Stunde an. Die hierbei in Betracht kommenden Uhren befinden sich auf der Kommandobrücke im Ruderhaus, so daß der wachthabende Kapitän oder Offizier zu jeder Zeit auf das genaueste unterrichtet ist, was sein Schiff nicht allein läuft, sondern auch gelaufen hat. Der die Uhren auf elektrischem Wege betätigende Apparat liegt unter dem Schiffsboden und besteht in der Hauptsache aus einer Turbine, die durch das in Fahrt befindliche Schiff in Umlauf gesetzt wird. Verständlicher für den Laien ausgedrückt, handelt es sich hier um eine Einrichtung, die der des Taxameters nicht unähnlich ist, und die sich bereits auf der Probefahrt als ein wichtiges Hilfsmittel in der Schiffsführung bewährte. . . .

Im übrigen verlief diese Probefahrt, die sich bis zur holländischen Küste erstreckte, in glänzender Weise. Nun lag der „Cap Trafalgar" seebereit zu seiner ersten Ausreise in die Tropen.

3 Ausfahrt, Nebel und Sonnenschein

Hamburg, 10. März. — Die Droschke hält am Kai des Sankt-Pauli-Landungsplatzes, die Gepäckträger springen heran — und da ruht der stolze Dampfer im Abendgrau vor uns: mit seinen hell erleuchteten Fensterreihen und seinem weißen Oberbau sich blitzsauber von der regnerischen hamburgischen Dämmerung abhebend — wie ein Protest gegen das hundsmiserable Wetter. Ach du lieber Gott, auch ich protestierte gegen dies Wetter! Es goß, und in den Regen begann sich langsam immer dichter fallender Schnee zu mischen: es war keine vergnügliche Abreise; aber die Ungunst der Witterung erhöhte wenigstens die Sehnsucht nach südlicheren Regionen und vertrieb schnell die letzte Regung von Heimweh. Vorderhand galt es, sich zwischen diesen schmucken Bretterwänden, die uns sieben Wochen lang über die Meere tragen sollen, so behaglich wie möglich zu installieren. Für die Behaglichkeit sorgt die Kabine: ein großer, freundlicher Raum, in dem man sich schon wohl fühlen kann, auch wenn das Zuständliche ein wenig schwankend werden sollte. Das könnte vorkommen. Könnte, sage ich, denn noch liegt das Schiff bewegungslos, noch hat die Seekrankheit kein Opfer gefunden. Dafür sieht man alle Welt, insonderheit das zartere Geschlecht, damit beschäftigt, von kleinen Kartons die Seidenpapierhülle zu lösen und die darin befindlichen weißen und rosaroten länglichen Pillen zu verschlucken. Es ist ein neues Mittel gegen die Seekrankheit — Mothersills Seasick Remedy —, das selbstverständlich unfehlbar wirken soll, sehr teuer ist und daher zweifellos den Erfinder, einen smarten Amerikaner,

zum reichen Manne machen wird. Meine Frau hat es mir auch mit auf den Weg gegeben; eigentlich soll man es nehmen, ehe die Seekrankheit losgeht — und nun warte ich auf den geeigneten Zeitpunkt. Zwischendurch soll man Champagner trinken. Dies habe ich schon besorgt.

... Halb zehn Uhr. Der Trompeter bläst: „Alle Fremden von Bord!" Das Schiff leert sich. Ein letzter Blick in den hell erleuchteten Speisesaal, in dem Prinz und Prinzessin Heinrich mit den Direktoren und Aufsichtsräten der Linie gespeist haben; ein letzter Blick in den Rauchsalon, in dem als Abschiedstrost der Sekt in Strömen floß. Wieder ein Trompetensignal. Nun sind wir „unter uns" — nun könnte es auch losgehen. Aber es ist noch nicht so weit. „Cap Trafalgar" verläßt erst zwischen eins und zwei in der Nacht den schützenden Hamburger Hafen. Ein paar wagemutige Leute, die in der Nacht nur die Fortsetzung des Tages sehen, wollen diesen großen Augenblick abwarten. Ich gehöre nicht zu ihnen. Ich gehe dem großen Augenblick aus dem Wege und lege mich zu Bett. ...

⊕ ⊕ ⊕

An Bord des „Cap Trafalgar", 11. März. — Also jetzt sind wir unterwegs. Ich habe den großen Augenblick dennoch gespürt. Mir war im halben Traum, als ginge ein sanftes Kräuseln durch meine Därme; dann hörte ich einen katarrhalischen Riesen schnaufen; dann schlief ich weiter. Als der Morgen da war und ich aus dem Kabinenfenster schaute, fehlte mir Hamburgs liebliches Regengeplätscher. Der Himmel war blau, wenn auch mit Wölkchen bedeckt, die wie unangenehme Versprechungen waren, und das Wasser hatte schon die glasgrüne Farbe der Nordsee. ... Das große Schwimmbad wird erst hinter Lissabon eröffnet

(selbstverständlich, denn jetzt dürfte es doch etwas zu stark abkühlend wirken), aber auch ein lauwarmes Seebad in der Wanne erfrischt. Dann an den Frühstückstisch, wo das übliche Breakfastmenü mit seinen siebenundzwanzig Platten ausliegt. Begnügen wir uns mit einer Tasse Tee und frischem Gebäck und stürzen wir eilends auf das Promenadendeck. In der Ferne, blau umdunstet und träumerisch, verschwindet Helgoland. Auf dem grünen Wasser schwimmen Gischtlinien. Aber sie sind nicht bösartig; sie bilden nur eine geschmackvolle Verzierung der Natur. Ruhig und mit stolzer Anmut durchschneidet der Schiffskoloß die Flut. Bis jetzt kann man dem Herrschergang des „Cap Trafalgar" nur Lobendes nachrühmen. Kein Vibrieren, kein Schaukeln — kein unangenehmes Gefühl. Ich werde mit Mothersills Antivomikum noch aussetzen. Ich bin auf größeren Schiffen gefahren, die sich bei ähnlichem Seegang ungebärdiger zeigten. Aber ich bin auch abergläubisch — wie jeder Seefahrer. Ich lobe nicht weiter: ich warte ab. ...

Nun heißt es: Bekannte suchen und begrüßen. Dem Prinzenpaar, das mit uns nach Argentinien reist — wie immer wieder betont werden muß, lediglich aus Erholungsrücksichten und aus Freude an der Seefahrt —, bin ich schon einmal vorgestellt worden. Das ist lange her: es war bei der Ausreise der chinesischen Expedition von Bremerhaven. Prinz und Prinzessin Heinrich sind hier nur Schiffspassagiere und wollen nichts andres sein. Sie bewegen sich mit liebenswürdiger Zwanglosigkeit unter den übrigen Gästen, speisen mit ihnen gemeinsam im großen Speisesaal, promenieren auf Deck, ziehen keine unsichtbaren Mauern um sich — ihr natürliches Sichgeben hat sofort aller Herzen gewonnen. Der Prinz trägt gewöhnlich einen dunkel-

blauen Bordanzug, auch die Prinzeß ist einfach und praktisch gekleidet. Nur zum Diner wird Smoking und Toilette angelegt, und nach dem Essen bleibt der Prinz öfters noch ein oder ein paar Stündchen im Rauchzimmer und zieht einen Kreis von Herren bei Bier und Zigarren an seinen Tisch. Da wird geplaudert — auch Anekdoten und lustige Schnurren kursieren; alle Steifheit, alles Ängstlich-Zeremoniöse ist verbannt. Der Prinz erzählt gern von seinen früheren Seefahrten, und es ist eine Freude, seinen anregenden Schilderungen zu lauschen. Elf Uhr ist die gewöhnliche Trennungsstunde, und um Mitternacht erlöschen die elektrischen Lichter in den Salons des Schiffes. Das Prinzenpaar ist übrigens nur von dem Adjutanten Kapitänleutnant von Tyszka und von der Hofdame Fräulein von Plänkner, sowie dem Leibarzt Professor Doktor Reich begleitet; ebensowenig zahlreich ist die persönliche Dienerschaft.

Daß der Prinz die Reise von Buenos Aires nach Chile erweitern wird, steht nunmehr fest. Auch dieser Weiterfahrt liegen keinerlei politische Motive zugrunde: die Fahrt mit der Gebirgsbahn über die Kordilleren bietet Anreiz genug. Da die Züge nur dreimal in der Woche verkehren, so wird jedenfalls ein Extrazug genommen werden; doch ist noch unbestimmt, ob der Prinz nur bis zur Grenze Chiles oder bis Santiago fahren wird. Der deutsche Gesandte für Chile, Exzellenz von Erckert, befindet sich mit seiner liebenswürdigen blonden Gattin und zwei Kindern übrigens gleichfalls an Bord: er kehrt nach längerem, meist in Berlin verbrachtem Urlaub auf seinen Posten zurück. Mit ihm zugleich fährt unser neuer Militärattaché bei der Gesandtschaft in Santiago seinem Bestimmungsort entgegen: Hauptmann Niemöller, bisher

Kompaniechef beim 69. Infanterieregiment in Trier. Auch er hat seine Gattin, eine reizende Hamburgerin, bei sich, und man versteht es, daß die jungen Herrschaften sich freuen, aus dem Einerlei des Garnisonlebens einmal hinauszukommen in die exotische Fremde, in der als erste Unannehmlichkeit — das Wohnungsuchen winkt. Denn Santiago, so hübsch es sonst sein mag, ist natürlich weder Berlin noch Hamburg — und auch sicher nicht Trier. Armer Freund Niemöller — daß du so rasch wieder aus Santiago vertrieben werden solltest, um an der Grenze Rußlands dich mit schmutzigem Kosakenpack herumzuschlagen: daran dachten wir damals nicht! ...

Noch mehr Bekannte: Frau Konsul Staudt mit Sohn und Tochter, deren Villa in der Tiergartenstraße einen der glänzendsten Mittelpunkte des Berliner Gesellschaftslebens bildet, und die ihrem Hause in Buenos Aires einen Inspektionsbesuch abstatten will — weiter ein lieber Freund, der zugleich einer der Abnehmer meiner journalistischen Arbeiten, also auch so eine Art von Ernährer ist — endlich Fürst Eugen Lwoff, ein halber Kollege von der Feder, noch immer der schlanke, scharmante Mann von einst, heute freilich im Vollbart, der das erste Wiedererkennen erschwert. Auch Direktor Amsinck, der umsichtige, entgegenkommende Leiter der Linie, und Geheimrat Doktor Justus Flohr von der Vulkanwerft, der Arbeitsstätte, auf der das Schiff entstand, begleiten uns bis über die Bucht von Biskaya, die angesichts des neuen Dampfers und der vielen Mothersillpillen an Bord hoffentlich ihren schlechten Ruf Lügen strafen wird. Vor diesem unheimlichen Meerbusen hat man gewaltige Angst. ...

⊕ ⊕ ⊕

Vor Boulogne, 12. März. — Die erste Station, der erste Halt. Da bin ich gegen meine Gewohnheit

auf Reisen ein wenig früher aufgestanden als sonst. Aber ich hätte mich am liebsten wieder hingelegt. Der ganze Himmel wolkenverhängt, die See dunkel wie die Nacht und mit Schaumgekräusel übersät. Ich habe den Kanal zuweilen auch in sonnigerem Lichte gesehen — aber doch nur sehr zuweilen. Zwischen England und Frankreich wallen fast immer die Nebel, und die Wogen haben ein ekelhaftes Ungestüm, vielleicht weil sie zu kurz sind, um sich in freier Pace austoben zu können, und sich nun grollend überschlagen. Das kann natürlich auch recht hübsch aussehen, wie zum Exempel jetzt im Hafen von Boulogne. Von der alten Stadt selbst war im Nebelgrau des Frühmorgens wenig mehr zu merken, als eine blasse, verschwommene Silhouette mit seltsam verschobenen Umrissen. Weiter nach Calais zu streckte ein riesiges dunkles Etwas sich wie der Zeigefinger eines Giganten zum griesgrämigen Himmel empor. Ich hielt es für einen Fabrikschornstein, doch einer der Mitreisenden erklärte mir, es sei „das Monument", kurzweg das Monument, nämlich die Colonne de la Grand'Armée, die Marmorsäule mit der Bronzestatue Napoleons, die zum Andenken an das Lager von Boulogne errichtet wurde. Vor der Größe und Schönheit des Hafens kann man auch im Nebeldunst Respekt haben. Über die ungeheuren Wellenbrecher sausen und brausen die Wasser in gewaltigen Springfluten und werfen hohe Gischtkaskaden in die Luft. Der grüne Sprühregen verändert im Falle die Färbung, opalisiert, scheint silbern durchleuchtet, stürzt tintenschwarz in die See zurück. Zahlreiche Kodaks wurden von Steuerbord aus auf das wundervolle Bild gezückt, und auch Prinz Heinrich drehte eifrig an der Kurbel seines kinematographischen Apparates. Ich fürchte freilich, die trübe Atmosphäre wird

eine leidliche Aufnahme unmöglich machen. Erst im Laufe des Vormittags lichtete sich ein wenig der Himmel, und dann kam auch die Sonne und streute ihr Zittergold über den Wellengischt.

In Boulogne brachte der Pariser Mittagszug neue Gäste an Bord, fast nur Spanier. Selbstverständlich überwiegt der spanische Einschlag unter den Passagieren, und ich habe auch schon einige sehr reizende Frauen- und Mädchengesichter von andalusischem Typ (nehme ich an) entdecken können. Darunter eine sehr pikante kleine Schönheit mit mandelförmig geschnittenen dunklen Augen und einem wundervollen Ambraton der Haut, und da ihr Deckstuhl zufällig neben dem meinen stand, fand ich Gelegenheit, sie in einem verwegen schlechten Spanisch anzureden. Sie verstand aber kein Wort von meiner komplizierten Phrase, doch konnte ich die Unterhaltung in gutem Deutsch fortsetzen: sie war nämlich gar nicht aus dem Herzen Andalusiens und hatte vom Manzanares nur in der Geographiestunde gehört — sie war eine Wienerin, die mit ihrem Vater ihrer angegriffenen Nerven wegen die Seereise machte. Der sogenannte Typ kann täuschen. Mit den Spaniern kam in Boulogne eine Anzahl Journalisten Pariser und Londoner Zeitungen an Bord, von denen jeder einzelne das lebhafte Bedürfnis hatte, unsern Prinzen zu interviewen. Aber der Prinz ist kein Freund des journalistischen Ausfragens, und Herr von Tyszka, sein Adjutant, versteht es glänzend, die anstürmenden Zeitungsmänner abzuwimmeln. „Unmöglich," pflegte er zu sagen, „Königliche Hoheit machen eine Erholungsreise und dürfen nur atmen, nicht sprechen. Unmöglich . . ."

⊕ ⊕ ⊕

Vor Southampton, 12. März, abends zehn Uhr. — Kurzer Aufenthalt. Post an Bord: der erste

Brief aus der Heimat. Von der Stadt am Southampton Water ist nicht viel mehr zu sehen als lange Lichterreihen. Riesige Scheinwerfer am Kai des Itchenflusses werfen keilförmige weiße Blitzbündel über die schwarzgetönte See. Der Tender schnauft heran und legt sich dicht an die Seite des „Cap Trafalgar". Ein paar Engländer in Waterproof und Schirmmützen vermehren das Mosaik des Passagierbildes, dafür steigt die Presse aus, sichtlich befriedigt von der kurzen Fahrt quer durch den Kanal. Und in der Tat: der böse Kanal hat sich immerhin leidlich anständig benommen. Er war nicht ganz so tückisch, wie man bei der Einfahrt vermutete, nur in der Nacht verdickte sich der Nebel, so daß auch unser Schiff ein Stündchen stilliegen mußte, eine ungewollte Rast, die freilich bald wieder eingeholt wurde. Dafür schrillten die Wasserglocken, riefen die Dampfpfeifen, heulten die Sirenen in den Nebel hinein.

Der Schlaf ist mäßig. Er will auch nicht recht kommen. Schaut man aus dem Kabinenfenster, so taucht sich der Blick in undurchdringliches graues Gewirr. Doch mit dem Morgen keimt neue Hoffnung auf: das Wetterglas steigt. Vielleicht bringt uns Spaniens Küste die ersehnte Sonne. ...

⊕ ⊕ ⊕

Vor V i g o, 13. März. — Die Sonne ist da, aber auch eine angenehme Dünung, die die Plätze im Speisesaal leert. Der Golf von Biskaya läßt sich die alte Niedertracht seiner Gesinnung doch nicht rauben. Der „Cap Trafalgar" hält sich wacker; wirft schäumende Wogen rechts und links zur Seite; gleitet unbekümmert um Sturm und Böen pfeilschnell durch das erregte Wasser. Doch Neptun will seine Tribute haben — und man bringt sie ihm. Immerhin: die größere Hälfte

der Passagiere trotzt dem alten Dreizackschwinger, und am Abend füllt sich auch wieder das Rauchzimmer, und in dem Kreise um den Prinzen Heinrich in der behaglichen Ecke rechts neben dem großen Kamin mit seinem knisternden Feuer fehlt niemand.

In der Nacht wachte ich einmal unsanft auf: da war ich aus dem Bette gerollt und merkte zugleich, daß es draußen auf dem Meere recht ungemütlich zuging. Aber ich kroch wieder in meine Klappe, verschanzte mich besser, verstaute die Glieder und schlief weiter, bis mir ein durch die Jalousie des Fensters irrender Sonnenstrahl über die Nase tanzte und mich neuerdings weckte. Glanz und Gleiß liegt über dem Meere; trotzdem haben wir noch Windstärke acht, und das Wasser häuft sich zu Bergen und stürzt dann wieder zu Tale, und alle Gischtornamente lösen sich zu sprühenden Atomen auf.

Dennoch: die Sonne ist Siegerin. Das Promenadendeck belebt sich von neuem, auf die blassen Gesichter von gestern kehren die Farben zurück, die Hoffnung kommt wieder. Wenn die Hoffnung nicht wäre! Sie heißt diesmal Kap Ortegal — da haben wir nämlich die ekelhafte Bucht verlassen, und alles schwört darauf: Dann muß die See glatt wie Öl werden — sie muß es. . . .

Nun geht es um die berühmte Ecke, und es tritt wahrhaftig ein kleiner Umschwung zum Bessern ein. In einigen Stunden sollen wir Vigo erreichen, und es ist möglich, daß unser Prinz dort an Land geht, um den Kabelwerken einen kurzen Besuch abzustatten. Aber das hängt von der Stunde ab, da wir in Vigo eintreffen. Der hohe Seegang beeinträchtigt naturgemäß auch die Fahrgeschwindigkeit unseres Dampfers — es kann spät werden. . . .

⊕ ⊕ ⊕

15. März. — Es wurde auch wirklich spät. Wir fuhren erst in vorgeschrittener Abendstunde im Hafen von Vigo ein. Ich sah die weiße Stadt auf einer andern Fahrt einmal im blendenden Sonnenlichte liegen: weit ausgedehnt in der von Linien der Anmut gebildeten Bucht ihres Namens und anscheinend viel größer, als sie in Wirklichkeit ist. Tatsächlich besitzt sie nicht mehr als etwas über zwanzigtausend Einwohner, und ihre Berühmtheit bilden die zahlreichen Fischkonservenfabriken, die eine recht bedeutende Fischerflotte für den Sardinen- und Thunfischfang mit ihrer Ware versorgt. An diesem Abend, da unser Dampfer ziemlich weit von der Landungsbrücke vor Anker ging, erschien uns Vigo auf dem Hintergrund des dunkel zum Himmel strebenden Höhenrückens, der auf seiner Spitze das „Fuerto del Castro" trägt, wie ein Klein-Neapel. Die Lichteraugen der Unterstadt blitzten über das Wasser, und von der Höhe des alten, wohl kaum noch strategischen Zwecken dienenden Forts leuchtete ein rotglühendes Auge sehr aufmerksam durch die Nacht, während links davon sich die Türme der Kathedrale wie die Silhouetten zweier Riesenpinien vom umdüsterten Firmament abhoben.

Die späte Stunde ermöglichte es dem prinzlichen Paare nicht mehr, an Land zu gehen. Dafür erschienen der Zivilgouverneur, der deutsche Konsul und noch einige andre Herren der höheren Beamtenschaft an Bord und brachten als Huldigung für die Frau Prinzessin eine Blumengabe mit, deren Dimensionen die Aufstellung selbst in einer Luxuskabine nicht zweckmäßig erscheinen ließen. Aber es waren die ersten duftenden Kamelien- und Magnolienblüten und sie sandten den ersten heiteren Lenzgruß von einem sonnigeren Gestade an unsern Dampfer: einen Gruß

der Hoffnung nach der Nebelfahrt durch den Kanal und den Böen in der Biskaya. ...

Nun füllte sich wieder das Schiff mit fremden Gesichtern. Diesmal hatte die spanische Presse ihre Vertreter gesandt, dunkle Männer mit Hidalgoaugen und von raschem Gehaben, mit lebhafter Gestikulation und den hellen Stimmen des Südens. Sie blieben bis Lissabon an Bord, besichtigten das Schiff in allen seinen Räumlichkeiten und werden sich auch über die Aufnahme kaum zu beklagen haben: im Rauchzimmer wurde diesmal erst in der dritten Morgenstunde das elektrische Licht gelöscht. Da lag ich selbst allerdings schon längst in den Federn und träumte dem Morgen entgegen: dem ersten herrlichen Frühlingsmorgen auf dieser Fahrt, die mit Schnee, Regen, Nebel und Sturm begann. Es ist wunderbar, wie die liebe Sonne die Stimmung zu beeinflussen vermag! Gestern und vorgestern sprach ich noch ein paar von der Seekrankheit geschüttelte Damen, die der Ansicht Ausdruck gaben, daß der Tod einem schwankenden Dasein auf hohem Meere eigentlich bedeutend vorzuziehen sei — und heute sprühte aus den Augen derselben Schönen eine glückselige Lebensluft, und lachende Lippen versicherten mir, es gebe doch nichts Herrlicheres auf der Welt, als dieses sanfte Dahingleiten über goldschimmernde Wogen und durch die köstliche, nervenstärkende Luft der Atlantik. Am tapfersten hat sich Frau Thea gehalten, die nach Chile will; sie ist dafür auch die einzige, die auf Mister Mothersills Pillen schwört, und lächelnd (ein Lächeln der Zustimmung, doch gemischt mit leiser Ironie) hat ihr der Gatte in einer Apotheke Lissabons noch zwei große Schachteln des unfehlbaren Seasick Remedy gekauft, damit die Tapferkeit auch weiterhin vorhalte. Unter uns: ich glaube, mehr wert als die

grauen und rosa Pillen ist die feste Überzeugung, d a ß sie helfen; da tut wieder einmal die Kraft der Autosuggestion ihre Wunder. ...

Aber auch die Festgebliebenen belebt die Sonne, und wie wohl tut die Wärme nach den kalten Tagen des Abschieds von Hamburg und den Regenschauern in der Biskaya! Die Winterkleider werden in den Schrank gehängt, helle Anzüge tauchen auf, die Herrschaften von spanischem Geblüt werden immer farbenfreudiger. Das gehört mit zum Typus; dem dunklen Haar und den schwarzen Augen, deren verwegenes Blitzen vielleicht nur eine Gabe der Natur ist, aber nicht (wenigstens nicht immer) Taktik einer nach festen Zielen suchenden Koketterie, kleidet die Munterkeit in den Farbentönen der Toilette gut. Die bunten Tupfen einer Palette schwimmen vor unsern Augen. Zu einem gestrickten Jäckchen, das safrangelb gleißt, gehört eine mattlila Schärpe und ein grünes Gekräusel um den Hals, ein knallrotes Kleid mit zitronenfarbenem Saum und ein graues Stiefelchen über einem rosa Strumpf. Unter den Linden Berlins würde ein solches Kostüm von jedem Schutzmannsauge erschreckt betrachtet werden, weil es verbotene Gruppenbildung veranlassen könnte; hier aber an Bord des südwärts steuernden Dampfers stört das wilde Chaos der Farben nicht — nein, es erfreut, es verführt zu einem Aufwärtsbiegen der Lippen, zu einem schmunzelnden Lächeln. Der Süden will nun einmal seine Farben haben, und seine absonderliche Optik ist wie eine liebenswürdige Versprechung. ...

Glänzendes Meer — ein Flimmern und Glitzern, ein Huschen von Millionen verstreuter Goldkörner über weit sich dehnender blauer Flut ... es ist a u ch schon die Lockung des Südens und wiederum ein „liebens-

würdiges Versprechen", das hoffentlich gehalten wird. Der „Cap Trafalgar" rast ungestüm vorwärts, um die Verspätung im Nebelmeer wieder gutzumachen. Er nimmt achtzehn Seemeilen in der Stunde, was ich staunend erfahre, obgleich ich keine Ahnung habe, ob das viel ist oder nicht. Ich staune nur darüber, daß es so flink vorwärts geht und daß es doch eigentlich eine beneidenswerte Zeit ist, die schwimmende Hotels von einem Kontinent zum andern schickt. Um 1500 sah es in diesen Seebreiten noch einsamer aus. Kolumbus, Cortez und Pizarro wurden auch nicht durch fröhliche Trompetenstöße zu einem Diner gerufen, das höchstens den Nachteil des Zuvielen hat, und Luque und Almagro konnten nicht im Zandersaale spazieren reiten, radeln und rudern, wenn ihnen die Beine auf ihren armseligen Schuten steif geworden waren. ...

Hallo — am Steuerbord Land in Sicht! Ein paar vulkanische Inseln, die Berlengas — die eine spitz wie ein Kamelhöcker, die andere wie ein gigantischer Walfischrücken, alle umschäumt vom hoch spritzenden Gischt der Wogen, die sich an ihren felsigen Küsten brechen. ...

Nun tritt, lichtblau umdunstet, bald ferner gerückt, bald wieder sich nähernd, das Gestade Portugals in das Glas unseres Krimstechers. Die Cintraberge heben in der Ferne sich dunkel ab; zu ihren Füßen schmiegen sich weiße Vorstädte zwischen schwarzen Waldungen. Die ganze portugiesische Riviera tut sich auf: Cascaes, Mont Estoril, Paço d'Arcos, Carcavallos und wie diese reizenden Nester sonst noch heißen. Hilde, das Gesandtenkind, zeigt mir das Haus in Mont Estoril, wo sie geboren worden ist. Die Kinder unsrer Diplomaten haben in allen Erdteilen und in allen Staaten das Licht dieser reizenden Welt erblickt. ... Nun werden die Wellen gelber: gelb ist die

Farbe des Tajo — übrigens die einzige Ähnlichkeit, die er mit dem heiligen Ganges hat. In der Mitte der Mündung ragt der Leuchtturm Bugio auf und die alte Zitadelle; dahinter umpeitschen die Wellen die starren Klippen des Boca do Inferno, des „Höllenschlunds“. ... Unser Dampfer legt weit von der Landungsstelle an, denn der Fluß ist seicht; erst kommt die Sanitätsbehörde an Bord — noch weht im Takelwerk die gelbe Flagge.

Es ist in der fünften Nachmittagsstunde. Das Panorama der Hügelstadt rollt in voller Glorie sich auf. Auf den langen Kaianlagen wimmelt ein Ameisenschwarm von Menschen. Der Belemturm glänzt in der Pracht seiner schneeigen Weiße; weiter nach rechts werden die großen Baulichkeiten des Marinearsenals, der Hauptpost, des Zollamts und der Börse sichtbar, und dahinter steigt die Stadt an, herrisch überragt von dem Marmorbau des alten Königspalastes. Während die prinzlichen Herrschaften in bereitstehenden Automobilen nach Cintra fahren, dem reizend gelegenen, von Magnolienhainen umdufteten ehemaligen Sommerwohnort der Braganzas, um sodann beim Gesandten Doktor Rosen zu soupieren, begnügen wir uns in kleinerem Freundeskreis mit einem Ausflug nach Belem. Wir wählen dazu die elektrische Straßenbahn, die uns mit allerhand interessanten Volkstypen in Berührung bringt: mit einer schlichten Handwerkersfrau, die ihr Kind im Arme hat, keinen Hut trägt, aber viele unechte Ringe an der rechten Hand, mit Lissaboner Stutzern, Fabrikarbeitern, Soldaten, einer dicken Amme, einer schmächtigen Nonne, einem Nigger, einem hysterisch aussehenden Mädchen von der Heilsarmee. Die Bäume des breiten Boulevards am Strande, durch den uns die Bahn führt, sind mit Frühlingsgrün be-

fiedert; aus den Gärten leuchten auch schon die ersten blühenden Mandelsträucher, Kirschen und Aprikosen. In der Kathedrale de Santa Maria, durch deren säulengetragenes Kirchenschiff das Grau der Dämmerung seine ersten Schatten spielen läßt, treten wir bewundernd vor die Sarkophage Vasco da Gamas und Luiz Camoens; was sterblich war an diesen beiden Großen, hat man hier in Marmorsärge gebettet, deren künstlerische Schönheit in seltsamem Gegensatz steht zu der Kahlheit der Wände des Raumes. Die ganze Kathedrale mit ihrer herrlichen Fassade ist unvollendete Pracht; einzig schön bleibt allein der wundervolle Kreuzgang des mit dem Gotteshause verbundenen ehemaligen Klosters dos Jeronymos, dessen unsäglich feine architektonische Gliederung freilich auch schon recht schleuderhaft restauriert worden ist. Das Kloster ist heute ein Waisenhaus; Schlaf- und Speisesäle sind sauber gehalten, und im großen Hofe tobten an hundert frischer Jungen munter umher.

Es war zu spät geworden, um noch rechtzeitig zur Dinerstunde an Bord zu kommen; außerdem hat jedwede Abwechslung ihre Reize. Wir speisten deshalb im Avenida Palace Hotel recht und schlecht und probierten dabei portugiesischen Landwein, der sich süffig trinkt, aber es „in sich" hat. Nach drei kleinen Gläsern, die ich dem ersten Durste opferte, spürte ich die steigende Hitze im Kopf. Festkneipen kann man sich in dieser Sorte nicht. ... Dann geht es wieder an Bord.

4 Erzählungen am Rauchtisch

Zigarren und Pfeifen dampften, Whisky, Soda und Pilsner standen auf dem Tische — nun konnte Don Roberto die Geschichte seiner Perle erzählen.

Wir nannten ihn Don Roberto, obschon er ein guter Deutscher war; aber er hatte etwas Spanisches in seiner äußeren Erscheinung, wie dem früheren Breslauer Kürassier etwas entschieden Englisches anhaftete, weshalb wir ihn auch nie anders wie Sir Edward anredeten. Alle diese Großkaufleute hatten sich gewissermaßen unbewußt dem Typ jener Länder angepaßt, in denen ihre geschäftlichen Interessen in der Hauptsache wurzelten; wohlverstanden: Herz und Empfinden waren durchaus deutsch geblieben, aber in der Erscheinung und teilweise auch in ihrem Sichgeben war ihnen eine Isolierung von ihrer Umwelt nicht geglückt.

Don Roberto war ein noch junger Mann, wohl erst Mitte der Dreißiger, und die Perle, um die es sich handelte, steckte in seiner mit äußerster Sorgfalt gefältelten dunkelblauen Krawatte. Einer am Tische hatte dies Schmuckstück bewundert und die Ansicht ausgesprochen, daß es sicher sehr kostbar sein müsse — und da hatte Don Roberto gelächelt und entgegnet, er wolle uns die Geschichte der Perle gelegentlich zum besten geben. Heute war es so weit; wir saßen andachtsvoll in der Runde — Don Roberto hatte die Perle aus der Krawatte gezogen und zu näherer Ansicht mitten auf den Tisch gelegt, trank noch einen Schluck Whisky-Soda, strich sich dann den schwarzen Schnurrbart und begann:

Die graue Perle

... In Kalkutta hatte ich Dummheiten gemacht, und da schickte mein Vater mich hinüber nach Rangoon. In Kalkutta hatte ich mich in der Hauptsache mit Indigo und Jute beschäftigt, in Rangoon wurde der Reis meine Seligkeit. Ein Tag verfloß so ungefähr

wie der andre. Man stand in aller Herrgottsfrühe auf, klapperte in die Mühle, nahm um zwölf Uhr sein Frühstück im Klub, rekelte sich in der Office ein paar Stunden auf einem harten Drehstuhl herum und war von fünf Uhr ab sein freier Mann. Aber mit der Freiheit war nicht allzuviel los. Als reicher Junge und Sohn von Johannes C. W. W. fand ich freilich bald Anschluß an die vornehmen englischen Kreise; doch wollte mein Pech, daß es gerade in jenen Jahren herzlich wenig zu flirten gab und man bei Tennis und Golf nur mit Jungfrauen in der Blüte Reife zusammentraf. So blieb mir denn wenig mehr als mein Pferd, denn in meiner Wohnung draußen am River war höchstens eine Unterhaltung mit den Eidechsen möglich, die über die Wände rasselten, und zu einem birmanischen Liebchen hatte ich mich noch nicht entschließen können.

Eines Spätnachmittags hatte ich wieder einmal einen Spazierritt in die Umgebung unternommen. Ein kurzer Regenschauer war herniedergegangen und hatte die Luft abgekühlt. Über den Ananasfeldern hing Bowlenduft, und im Schatten der Bobäume und Palmen herrschte eine köstliche Temperatur. Es war ein wonniges Aufatmen nach der erschlaffenden Hitze des Tages. In der Nähe des Heiligen Teiches traf ich Harry Scelley von Stone und Kompanie, der seinen neuen Goldfuchs in der Dogcartschere dressierte. Er winkte mit der Peitsche und rief mir etwas zu, was ich nicht recht verstand, da wir ziemlich flott aneinander vorüberritten und -fuhren. Aber mich dünkte, er hätte etwas von „Zirkus" gesagt — von „Zirkus unten in Moone ..."

Abends aß ich im Germanklub. Karlchen Streiband hatte als Rest einer Wette noch eine Flasche Pommery zu geben, außerdem war frisches Pilsner eingetroffen.

Nachher schoben wir eine Partie Kegel und wollten gegen elf langsam unsre Penaten aufsuchen, als Peter Wohlfahrt aufgeregt in die Kegelbahn stürzte und mit seiner hohen Tenorstimme rief: „Denkt euch, Kinder, ein Zirkus ist angekommen — unten in Aloone — auf dem freien Platz vor Salvers Sägewerk! ...“

Aha — also ein Zirkus. Das hatte mir Harry Scelley von Stone und Kompanie auch schon zugerufen. Der kleine Peter Wohlfahrt war gewöhnlich ein bißchen in Aufregung — das lag wohl an seiner Konstitution —, aber diesmal elektrisierte seine Mitteilung auch uns. Ein Zirkus in Rangoon — das war lange nicht dagewesen, und wir nahmen uns denn auch sofort vor, trotz nachtschlafender Zeit uns dies große Unternehmen einmal anzuschauen. Die Boys mußten ein paar Gharries herbeiholen, die landesüblichen Droschken, die mehr Affenkasten als Wagen sind, und nachdem wir den auf den Bocksitzen hockenden Madrassis geschworen hatten, sie jämmerlich zu verprügeln, wenn sie nicht in schlankestem Trab fahren würden, ratterten wir los. Am Westende der Strand Road, in Aloone, liegt eine Reihe großer Sägewerke für das in Massen exportierte Teakholz, und auf dem freien Platz neben der Lagerei von Salvers Brothers sahen wir auch schon den Zirkus, der uns über die Langeweile der nächsten Tage forthelfen sollte.

Lieber Gott, es war nur ein elendes Ding: eine eilig aus unbehauenen Brettern zusammengeschlagene Arena mit einem Zeltdach, über dem eine Fahne in unerkennbaren Farben schlaff herniederfiel, als schäme sie sich oder sei müde geworden. Daneben standen einige große, lappenverhängte Käfige und ein paar Reisewagen, ganz ähnlich denen, wie sie auch Deutschlands fahrendes Volk zu benutzen pflegt.

Karlchen Streiband untersuchte zunächst die Käfige und fand einen schlummernden Löwen, dessen Fell wie mottenzerfressen aussah, sowie einen uralten Tiger, der uns mit fast erloschenen Augen unverkennbar mitleidheischend anschaute. Die greisen Biester taten uns leid, auch erregten die Reisewagen viel mehr unser Interesse, die, grasgrün angestrichen, mit blanken Fensterchen im Mondenlicht standen. Keines dieser kleinen Fenster war geöffnet; die Insassen der Wagen schienen gefeit zu sein gegen die Anfechtungen der tropischen Nacht. Peter war auf eine Radspeiche geklettert und versuchte in das Innere zu lugen. Wahrscheinlich sah er nichts, aber er tat geheimnisvoll und murmelte etwas von unerhörten Mysterien, und dann bekam er plötzlich einen gewaltigen Schrecken und schwang sich eilends vom Rad. Ein dräuender Ton ging durch die Stille der Nacht, wie das zehnfach verstärkte Heulen einer Riesenhupe. Es war aber nur der lenzheiße Sehnsuchtsruf eines der großen Arbeitselefanten, die im Schuppen der Sägewerke angekettet waren. Der Ruf weckte ein Echo. Ein Elefantenweibchen antwortete mit der Stimme einer Trompete von Jericho. Und dann regte es sich auch in den beiden Käfigen. Der alte Löwe mußte erwacht sein: vielleicht aus einer Reihe von Traumbildern, die ihn in seine Jugend zurückgeführt hatten, da sein Fell noch isabellenfarbig und seine Mähne wie fließendes Gold gewesen war. Er stieß ein heiseres Brüllen aus, und da wurde nebenan sogar der hochbetagte Tiger rebellisch und begann seltsam zu fauchen; es klang ängstlich und fürchterlich: so mochte in homerischer Zeit der sterbende Polyphem geröchelt haben.

Jetzt regte es sich in dem größeren der beiden Wagen. Da polterte etwas, und ein groteskes weißes

Gesicht erschien hinter einer der Fensterscheiben, und dann währte es nicht lange und die Wagentür öffnete sich, und ein Mann stieg heraus: ein alter Kerl mit einer närrischen Hahnentolle aus fuchsrotem Haar und einem zusammengedrückten Jockeigesicht, in dem die Nase schief stand und das Kinn zurückflog; der gesträubte Schnurrbart war schwarz angefärbt, und die grauen Augenbrauen waren starrende Borsten. Er trug Unterhosen zu nackten Füßen und einen schäbigen Stallmeisterfrack, sonst nichts, aber eine Flitzpeitsche in der Hand, die unaufhörlich hin und her wippte. Er grunzte, als er ins Freie trat, und sagte auf deutsch mit eingerostet klingender Stimme: „Deibel, was ist denn den Bestien?! ..."

Er war also ein Landsmann. Karlchen Streiband machte ihm eine tiefe Verbeugung und stellte uns dann feierlich vor. Er sagte, wir wären die Leuchten der deutschen Kolonie von Birma und schätzten uns glücklich, daß nach Rangoon einmal ein heimischer Unternehmer gekommen sei, um in diesem Lande der Büffel und Elefanten zirzensische Künste zu verbreiten. Er schwatzte Unfug, aber der Schwall der Rede schien wohlgefällig an das Ohr des Alten zu schlagen, denn ein freundliches Grinsen ging über sein Gesicht, das große, grüngelbe Zähne zeigte; er drückte uns die Hände mit Allgewalt und sprach: „Meine Herren, es ist mir eine Schätzbarkeit. Ich hoffe, Sie werden mit uns zufrieden sein ..." Dann setzte er ein „Pardon" hinzu, ging an die Käfige, schlug die hängenden Lappen zurück und drohte zunächst dem Löwen mit seiner Peitsche. „Halte das Maul, Frill," sagte er und wandte sich hierauf an das altersschwache Tigertier: „Du bist wohl verrückt geworden, Pascha," fuhr er fort; „wenn du in der Vorstellung heulen sollst, gebärdest du dich

wie ein heiser gewordener Nachtwächter, und jetzt blökst du, als ob du am Spieße stecktest. Ich werde dir die Frühlingsgefühle austreiben. ..." Der vermottete Löwe machte einen schwachen Versuch, die Zähne zu blecken; das Tigervieh aber setzte sich auf die Hinterbeine, hob eine der Vorderpranken und begann wie ein Hund zu wedeln. Ich habe so etwas noch nie gesehen: es war weiß Gott ein regelrechtes Hundewedeln.

Na also: der alte Zirkusmensch gefiel uns, und da wir bei Laune waren, luden wir ihn ein, mit uns im Klub noch ein Glas Bier zu trinken. Er war auch sofort mit Freudigkeit dabei, verschwand für ein paar Minuten, um seine Toilette zu vervollständigen, und erschien dann wieder: angetan mit einem langen blauen Tuchrock mit Goldknöpfen und mit sehr faltigen mostrichgelben Hosen; Sporen klirrten an seinen Stiefeln.

Im Klub mußten wir erst die Kulis wecken, und dann ging ein tolles Gelage los. Peter Wohlfahrt ließ Sekt auffahren. Es war nicht die beste Marke, auch schmeckte er warm und labbrig: aber für den Alten war er Nektar und Ambrosia. Nun erzählte er von sich selbst. Er hieß Zenkermann und stammte aus Nimptsch in Schlesien, doch war er nicht der Besitzer des Zirkus. O nein — das war Balfourd Hickory, und der war in Australien gestorben: in Wyndham, wo er von einem Pferde geschlagen worden war. Einem zwanzigjährigen Biest, aber mitten auf die Brust — pardauz, er hatte nur noch drei Stunden leben können. Nun führte Mistreß Hickory das Regiment: dermaleinst die schöne Miory, eine kupferhaarige Schottin, die im Reifenspringen Erstaunliches leistete, und heute ein Faß. Aber sie liebte Zenkermann; das war eine alte Leidenschaft, noch von Sydney her, und deshalb hatte sie ihn zum Oberstkommandierenden der Truppe ernannt ... Zenker-

mann tat, als vergebe er sich damit viel. Aber was will man machen. Er war ein Gestrandeter. Zuerst Sergeant beim Gardetrain. Dann Pferdehändler. Dann Stallmeister in irgendeinem Tattersall. Dann Schulreiter bei Renz, und kein schlechter, sacre bleu! Aber da kamen auch gleich die Intrigen. Flucht; Unterschlupf bei einem Wanderzirkus; Italien, die Donauländer, Balkan. Neue Intrigen und abermaliges Auskratzen. Clown in Kairo und als Intermezzo Türsteher eines Tingeltangels in Bombay. Sic transit gloria mundi. Endlich Anstellung beim Zirkus Hickory und wenigstens ein menschenmögliches Dasein. Seit acht Jahren Rundreisen in Australien, den Südseeinseln, Hinterindien. Mal in Melbourne, mal in Manila, mal in Batavia, mal in Saigon. Aber die Pferde wurden immer älter, und die schöne Miory war ein Faß geworden. Von den Tresslers, den Parterreakrobaten, hatte sich einer den Fuß gebrochen. Der dumme August litt an Paralyse und war völlig verdämelt. Löwe und Tiger konnten nur noch mit Anstrengung springen. „Gott sei Dank haben wir in Colombo den Kassiwa Mura bekommen — das ist ein Japaner, der teufelsmäßige Kunststücke kann. Und sein Töchterchen Myoyo — alle Wetter ...“

Er schnalzte mit der Zunge und trank sein Glas leer. Er trank ununterbrochen. Karlchen und Peter hatten auch schon ihren Hieb weg. Da wurde mir die Geschichte langweilig, und ich drückte mich.

Der Vollmond stand noch wie immer am Himmel. Es war eine wunderschöne Nacht, nicht schwül, mit leichten, weißflimmernden Wolkenzügen in der Luft. Meinem heißen Kopf tat die Frische wohl, und so schlenderte ich denn gemächlich und gedankenlos die Straße hinab: ich wollte zu Fuß nach dem Viktoria-

Rauchsalon — Luxuswohnung

des „Cap Trafalgar“.

Zobeltitz, „Cap Trafalgar“
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Verandacafé

Marmorportal des Wintergartens

des „Cap Trafalgar"

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

park, in dessen Nähe ich mir einen kleinen Bungalow gemietet hatte. Hier unten war es fast menschenleer. Die Arbeit schlief. Vor dem chinesischen Tempel hockten ein paar Bettler, in der China Street selbst aber herrschte bewegtes Leben. Die Laternen schillerten in allen Farben; es ging ein buntes Flockengeriesel durch die Luft. Nun überschritt ich die Bahn und bog in die Pagoda Road ein, und da fiel mir bei, daß ich die Goldene Pagode nie bei Mondenschein gesehen hatte. Das wollte ich nachholen; jetzt war ich in der Stimmung zu einem verträumten Märchenbilde. Im Europäerviertel herrschte wieder nächtliche Ruhe; nur ein leises Rauschen ging durch die Wipfel der Magnolien und Feigenbäume. Auch die Baracken der Infanterie am Fuße der Jomaberge lagen dunkel im Mondenlicht. Aber schon glänzte es: da strebte dickbäuchig und mit schlankem Flaschenhals die Goldkuppel der Pagode dem Himmel Buddhas entgegen.

Ein paar wilde Hunde jagten an mir vorüber, und dann grinsten mich am Treppentor die riesigen weißen Stuckungeheuer an, die hier Wache halten. Langsam stieg ich die Treppe hinauf durch den Basargang, der am Tage erfüllt ist von Tausenden geschwätziger, schachernder und lachender Menschen wie weiland der Tempelvorhof zu Jerusalem, ehe Jesus die Wechsler davontrieb. In dieser Nachtstunde war es stiller, aber doch nicht schweigend. Immer noch knieten auf den Treppenstufen zerlumpte Bettler oder hielten hier ihren Schlaf. Pilger strichen umher, und ein paar Bonzen, kahlgeschoren und in safrangelber Gewandung, murmelten ihre Gebete. In diesen Hallen flackerten unruhige Lichter. Von oben her tropfte durch die Öffnungen der gewölbten Decke das Mondenlicht: Pechflammen züngelten in großen Bronzeschalen, und

kleine brennende Wachskerzen bildeten Linien, Ovale und Kreise wie bei einer Illumination.

Oben aber, auf dem weiten Tempelplatze, blieb der Mond im Vorrecht. Hier herrschte er unumschränkt und badete das bizarre Heiligtum und die Hunderte kleinerer Pagoden seiner Umgebung in gelben Glanz. Auch durch die breit gefächerten Wipfel der heiligen Bobäume rann sein flüssiges Gold, und über die weißen Buddhagesichter und die Masken und Fratzen der gipsernen Tempelhüter, ein Schrecken für Kinder, glitten Linien huschender Verlebendigung. Ich blieb ein paar Minuten vor dem Allerheiligsten des großen Götzenhauses stehen, in dem Lichterreihen über aufgehäuften Resten welkender gelber Tempelblumen flimmerten, und wandte mich dann rechtsherum zu einem Gang über den geheiligten Jahrmarktsplatz mit seinem unerhörten Krimskram an phantastischen Figuren, Gebetspfosten, eisernen Flaggenbändern, Buddhabildern und Freialtären. Ein weißer Elefant kam mir entgegen, dick gemästet und plump sich in den Wampen wiegend: einer der Rüsselträger Gautamas, den zwei Priester spazieren führten. Auf den steinernen Fliesen klang der Gleichschritt einer Ronde englischer Soldaten. Und ein seltsames, süßes Klingen erfüllte die Luft: das kam von den zahllosen goldenen und silbernen Glöckchen an der großen Pagode. ...

An einer der vielen Flaggenstangen mit aufgerollten Gebetsbändern, oben gekrönt vom Karaweik, dem Adler Wischnus, stockte mein Fuß. Betendes Volk lag in violett durchdämmerten Tempelgängen, in Winkeln und Ecken überall umher, denn hier hat auch die Nacht ihre frommen Stunden. Aber das Wesen am Fuße der Flaggenstange betete nicht. Es war ein junges Mädchen: keine Birmanin, sondern japanisch

gekleidet in einen lilafarbigen Kimono mit dunklerem Gürteltuch und mit Getas an den kleinen Füßchen. Sie hockte am Boden, aß kandierte Veilchen aus einer Papiertüte und wandte mir ihr Gesicht zu: das niedliche, weißrosige Gesicht einer kleinen Japanerin mit Stupsnäschen, freundlichem tiefrotem Mund und enggestellten jettschwarzen Augen.

Im Ausdruck dieses Gesichts lag etwas, das mich zu einer Ansprache ermunterte: kein girrendes Heischen wie bei den lustigen und immer koketten birmanischen Weiberchen, aber doch etwas wie eine stumme Frage. So sprach ich sie denn an, und da mir nichts Geistreicheres einfiel, blieb ich beim Banalen.

„Schmeckt's, Kleine?“ fragte ich.

Sie bot mir die Papiertüte an. „Wollen Sie kosten?“ antwortete sie in flüssigem Englisch mit einem niedlichen Lächeln um ihren herzförmigen Mund.

„Danke schön. Ich bin nicht für Süßigkeiten.“

„Aber das Süße verschönt das Leben. Alle Frauen sind süß, wenn sie jung sind und hübsch.“

Das ist eine Krabbe, sagte ich mir. Doch die Keckheit gefiel mir.

„Wohnst du in Rangoon?“ fragte ich weiter.

„Ich wohne nur in der Welt.“

„Die ist groß. Wie heißt du?“

„Myoyo,“ antwortete sie, und im Augenblick fiel mir ein, daß der alte Zenkermann diesen Namen mit Schmunzeln und Zungenschnalzen genannt hatte. „Myoyo klingt hübsch — und nun weiß ich auch Bescheid. Du gehörst zu dem Zirkus in Aloone. Nicht wahr?“

„Ja,“ sagte sie erstaunt und erhob sich. Jetzt erst sah ich, daß sie schlank gewachsen war und größer, als sonst die kleinen Weiber Japans zu sein pflegen. „Wer

sind Sie?“ fuhr sie fort, „und woher wissen Sie das ...?“

Ich scherzte noch und entgegnete, ich sei ein Seher und ein Gedankenleser. Aber sie lachte und meinte, ich sei ein Märchenerzähler. Sie lachte reizend und ganz japanisch. Es war wie ein feines Surren von schwingenden Glöckchen; mehr ein kosendes Kichern; ein Lachen, das mit Samthänden das Herz streichelte.

Wir gingen über die Treppe des Osteingangs zurück ins Freie und stiegen zwischen Riesenkakteen und Palmyrapalmen den Hang hinab. Nun sprach ich die Wahrheit und gab Herrn Zenkermann preis. Den hatte sie gern; aber die Prinzipalin verachtete sie und nannte sie in englischer Umschreibung eines japanischen Schimpfs eine „verdickte Bosheit“. Da ich mich über ihr gutes Englisch wunderte, erzählte sie, daß sie mit zwölf Jahren zu einer englischen Herrschaft in Kobe gekommen sei. Jetzt war ich neugierig geworden und fragte sie weiter aus, und sie gab auch bereitwilligst Antwort.

Sie stammte aus einer Schauspielerfamilie. Ihr Großvater war in Frauenrollen berühmt gewesen, ihren Vater aber hatte es frühzeitig in die Welt getrieben. Der war mit einer Gauklertruppe durch halb Europa gezogen, immer in Begleitung seiner kleinen Frau, die ihm bei seinen Tricks helfen mußte. Diese Tricks waren indischen Ursprungs; die meisten hatte er von einem alten Zauberer in Benares erlernt, der sich gut dafür bezahlen ließ. Bei einem Aufenthalt in Paris, wo die Truppe im Cirque d’hiver gastierte, war Myoyo geboren worden. Sie war also eine Pariserin, und ein gewisser Schliff der Internationalität prägte sich auch in ihrem Gehaben aus. Ich verstand jetzt das Freiere ihrer Bewegungen und das Ungezwungenere ihres

Sichgebens. Der Typ der Japanerin blieb, aber es kamen erhöhte Grazie und Umgangsmöglichkeiten dazu, die der Japanerin niederen Standes sonst abgehen. In Schanghai wurde ihre Mutter von einer fallenden Eisenstange getroffen und starb auf der Bühne. Nun mußte der Vater sich des kleinen Mädchens entledigen. Er brachte sie zur Großmutter nach Kobe, die sie vernünftig zu erziehen versuchte und dann als Kindermädchen vermietete. Das aber hielt Myoyo nicht lange aus; bei passender Gelegenheit suchte sie wieder Anschluß an den Vater, der erstaunt darüber war, wie hübsch sich sein Töchterchen entwickelt hatte; er selber war alt geworden und brauchte eine neue Anziehungskraft: so nahm er sie denn mit sich. Nun folgten drei Jahre des Umherstreichens, dazwischen ein kurzer Aufenthalt am Hofe des Maharadschas von Gwalior, der Kassiwa Mura gern in seiner Gauklerschar behalten hätte — und lieber wohl noch die kleine Myoyo. Aber der alte Fahrende ließ sich nicht binden; er lief einfach davon. Auf einer Seefahrt erkrankte er und wurde in einem Lazarett zu Colombo untergebracht. Als er wieder genesen war, schloß er sich dem Zirkus Hickory an, der seine Buden am Strande aufgeschlagen hatte — und jetzt war man in Rangoon.

„Hoffentlich nicht für lange," sagte Myoyo. „Im Osten gefällt es mir nicht mehr. Ich möchte wieder nach Europa."

Nun holte ich tief Atem und entgegnete: „Ich will dir einen Vorschlag machen, Myoyo. Ich kenne die Sitten Japans. Mein Bungalow steht noch leer. Bleib bei mir und führe mir das Hauswesen. Du sollst es gut haben."

Da lachte sie wieder ihr surrendes Lachen und gab zurück: „Ich danke dem Herrn. Merci. Wenn ich schon hier bleibe, darf ich auch den Vater nicht verlassen."

„Ich will mit ihm sprechen."

„Nein, tun Sie das nicht. Er gibt mich nicht frei. Er kann es auch nicht. Ohne mich ist seine Nummer unmöglich. Sie werden es ja sehen. Kommen Sie morgen zur Eröffnungsvorstellung?"

„Aber ja! Selbstverständlich. Hoffentlich finde ich noch einen guten Platz."

„Ach du lieber Gott, es wird nicht ausverkauft sein!"

„Ich werde dafür sorgen. Morgen früh komme ich an die Kasse und belege sämtliche Logen mit Beschlag. Die Billette verteile ich dann unter meinen Bekannten. Aber ich verlange eine Belohnung dafür."

„Ja, natürlich. Und welche?"

„Einen Kuß ..."

Wir waren jetzt in der Nähe des Agri-Horticultural-Gardens. Der Mond hatte sich hinter einer Anschichtung dicker weißer Wolken verkrochen, die wie ein plumper Watteballen am Himmel hing. Es war auch windig geworden. Durch die Zimtbäume und Koniferen ging ein gewaltiges Rauschen; von den Pagoden herüber hörte man das stärkere Läuten der Glocken.

Ich haschte nach Myoyo und wollte sie festhalten. Aber sie entwand sich mir.

„Wenn Sie einen Kuß wollen," rief sie, „müssen Sie sich an Mistreß Hickory wenden! Das ist die Prinzipalin. Und alle Billette gehen durch ihre Hand. Gute Nacht ..."

Plötzlich war sie verschwunden. Zuerst hatte ich noch ganz deutlich das Klappern ihrer Getas gehört und ihr niedliches Lachen. Ich hatte auch noch ihren Kimono wehen sehen wie einen flatternden Schmetterling. Und dann war sie im Dunkel des Viktoriaparkes untergetaucht. Es war weit von hier bis zum Strande. Sie kannte Rangoon sicherlich nicht und konnte sich

verirren. Ich rief ihren Namen, aber nur das Brausen in den Baumwipfeln gab Antwort. Dann fielen schwere Tropfen; dann begann ein Rasseln in der Luft. Ein Regenschauer ging hernieder.

Wie eine gebadete Katze kam ich heim. Ich war sehr verärgert: aber nicht über die Nässe, sondern über das Gefühl, daß ich verliebt war. —

Am nächsten Morgen überhetzte ich meine Arbeit in der Reismühle am Creek. Ich beeilte mich, fortzukommen, und war schon um acht am Zirkus in Aloone. Die sogenannte Kasse war noch gar nicht eröffnet, aber ich fand Herrn Zenkermann mit verschwollenen Augen und krächzender Kehle, und der wies mich an Mistreß Hickory, die wirklich einem rollenden Faß ähnlicher schien als schöner Menschlichkeit. Ich kaufte ihr alle noch freien Logenplätze ab und schaute mich dann nach Myoyo um. Zenkermann erklärte, das kleine Faultier schlafe noch. Er klopfte mit seiner knöchernen Faust an ein Fensterchen des zweiten Reisewagens, und da klirrte das Fenster und der dunkle Kopf Myoyos wurde sichtbar.

„Guten Morgen, Sir," sagte sie freundlich, „sind Sie auch naß geworden?"

„Bis auf die Haut. Myoyo, ich habe die Billette. Siebenundzwanzig. Du kannst einer kräftigen Claque sicher sein. Sehe ich dich heute abend?"

„Gewiß. Sie kommen doch selbst in die Vorstellung?"

„Ich meine, n a ch der Vorstellung. Soll ich im Strandhotel ein Souper für uns bestellen?"

Einen Augenblick schwieg sie und wurde nachdenklich. Dann lachte sie über das ganze Gesicht.

„Ach ja," rief sie, „ein europäisches Souper! Mit Messer und Gabel."

„Selbstverständlich. Mit euern Eßstäbchen würde ich auch nicht gut fertig werden. Also abgemacht. Ich erwarte dich nach deiner Nummer vor dem Zirkuseingang ..."

Nun nahm ich mir eine Gharri und fuhr in allen Officen herum und hatte meine Billette in einer Stunde abgesetzt. Zweimal siebenundzwanzig kräftige Hände bilden schon eine anständige Claque. Natürlich witterte man hinter meinem Interesse für den Zirkus Hickory allerhand Pikantes und sparte auch nicht mit andeutenden Redensarten. Aber das war mir gleichgültig. Der Leichtsinn von Kalkutta wachte wieder auf.

Am Abend war der Zirkus bis auf den letzten Platz besetzt. Hinten lärmten die Kulis, und vorn, zwischen den mit roter Baumwolle ausgeschlagenen Logenwänden, thronte die Kolonie. Die jungen Deutschen spektakelten, das junge english people saß würdig da und verzog keine Miene oder kaute Gummi.

Es war eine erbärmliche Vorstellung. Zenkermann ritt hohe Schule auf einem spatlahmen angestrichenen Schimmel. Mistreß Hickory führte zwei sogenannte arabische Hengste in Freiheitsdressur vor, die vor Altersschwäche beinahe umfielen. Dann sprang der grimmige Tiger durch Reifen, die man ihm unter den Leib schob, und hierauf fand ein komisches Entree von zwei Clowns statt, das fast nur aus Ohrfeigen bestand. Aber meine Claque hielt sich wacker: es wurde unaufhörlich geklatscht.

Die Episode Kassiwa Muras bildete einen Lichtpunkt. Der Japaner war ein Mann mit völlig ergrautem Haar, schlank und biegsam, eine merkwürdig vornehme Erscheinung mit feinen, intelligenten Zügen, und auch in der ganzen Art seiner Vorführung lag eine gewisse Eleganz. Seine Tricks waren mir aus Indien

her wohlbekannt. Er verwandelte eine Rupie in eine Kröte, ließ Schlangen tanzen und ein Mangobäumchen aus einem leeren Blumentopf wachsen. Myoyo assistierte ihm dabei: auch bei dem Trick mit dem Korbe, den ich oft gesehen habe und mir nie erklären konnte. Dazu veränderte sie ihre Toilette. Sie ging hinaus, und als sie wiederkam, hatte sie ihren Kimono abgelegt und erschien in einer Bluse aus amarantfarbener Seide. Ihre Beine waren nackt. Sie rollte sich mit fabelhafter Gelenkigkeit wie ein Igel zusammen, und dann wurde ein runder Korb über sie gedeckt. Dies geschah auf dem gelben Sande der Arena. Nun nahm ihr Vater einen zweiseitig geschliffenen spitzen Degen, ließ seine Schärfe von den Zuschauern prüfen und stach damit durch das Geflecht des Korbes. Im Augenblick begann der Sand darunter sich blutig zu färben. Die Kulis schrieen und jaulten; in den Logen aber wurde es still. Ich selbst spürte ein Versagen des Herzschlags und etwas wie ein Aussetzen des Pulses: ich wußte ganz genau, wie das Kunststück verlaufen würde, und empfand doch ein heimliches Grauen. ... Kassiwa Mura wischte das Blut seines Degens an einem Tuche ab und hob dann den Korb hoch. Mit lustigem Auflachen sprang Myoyo empor, verbeugte sich nach allen Seiten und lief fort ...

Eine halbe Stunde später saß ich mit ihr in einem Zimmer des Strandhotels und soupierte „europäisch". Daß man darüber klatschen würde, wußte ich: zumal in einem Klatschnest wie Rangoon. Aber ich hatte oft genug die Gesellschaft herausgefordert und mich immer den Teufel um die Meinung der Leute gekümmert. Zudem war ich herzhaft verliebt. Die kleinen gelben Weiberchen Japans waren mir eigentlich nie sonderlich sympathisch gewesen. Aber Myoyo war keine echte Japanerin. Es mußte westliche Blut-

mischung in ihr sein. Es lag auch europäische Kultur in ihrem Benehmen. Sie aß so zierlich wie ein Pariser Dämchen und ließ den Cliquot mit zärtlich sanftem Schlucken über die Zunge rinnen. Sie hatte allerliebste, wohlgepflegte Hände, und in das etwas stumpfe Schwarz ihrer Augen trat, wenn sie lebhaft wurde, ein schillernder Bronzeton. Und sie plauderte reizend. Sie vermied geflissentlich das Blumige der japanischen Phraseologie; sie streifte den Osten ab, behielt aber doch immer den Reiz des Fremdartigen. Sie erzählte viel aus ihrem Wanderleben und schien sehr ehrlich zu sein in ihren Schilderungen. Nur die Erklärung des Tricks mit dem Korbe, nach der ich beiläufig fragte, versagte sie mir. Sie sagte das kurz und bestimmt: es sei ein Geheimnis.

Drei Tage später wußte man im ganzen Kantonnement, daß Myoyo in meinem Bungalow aus und ein ging. Die bejahrten Ladys vom Tennisplatz grüßten mich nicht mehr. Mein Chef sah mich in der Mühle und in der Office nur noch mit ernst-kummervoller Miene an, denn er hielt sehr auf hanseatische Moral. Auch anonyme Briefe hagelten mir ins Haus. Aber ich pfiff auf die Welt. Ich war glücklich.

Eines Abends sagte Myoyo, als ich sie aus dem Zirkus abholte: „Liebster, jetzt heißt es bald scheiden. Noch fünf Tage, und wir wandern weiter ..."

Ich erschrak nicht: ich wußte ja, daß die Süße dieser Episode ein rasches Ende nehmen würde. Aber das Herz war mir doch schwer. Ich kaufte ihr bei einem Goldschmied in Godwin Road ein schönes Geschmeide und legte es ihr um. Sie freute sich kindisch darüber, und am nächsten Tage brachte sie mir eine graue Perle und sagte: „Sie ist künstlich, aber in einer Perlmuschel gezüchtet. Man macht das jetzt in Japan. Man öffnet

die Muschel und setzt ein Sandkörnchen hinein, und die Perle bildet sich dann genau nach der Entwicklung der echten. Nur muß man sie abschneiden, und du siehst: sie ist deshalb auf der einen Seite ein wenig abgeflacht. Ich habe sie einmal in Tokio von dem Besitzer einer Perlzüchterei geschenkt bekommen. Nun möchte ich sie dir geben, damit du sie zu meinem Gedenken trägst."

Ich war gerührt und nahm die Perle und trug sie zu meinem Juwelier, um sie als Busennadel fassen zu lassen. Am folgenden Morgen in aller Frühe erhielt ich ein Billett des Mannes, ich möchte doch die Güte haben, einer wichtigen Mitteilung halber einmal bei ihm vorzusprechen. Das tat ich denn auch, und da sagte mir der Juwelier (der ein geborener Engländer war und eine ehrliche Haut): „Sir, ich habe die Perle untersucht. Der eigentümliche Glanz, der orient, wie wir es nennen, hat mich gleich stutzig gemacht. Künstliche Perlen und auch die in Japan und China durch Operation der Muscheln gezüchteten zeigen nicht diesen Glanz. Es sprechen da Faktoren mit, die wir noch nicht kennen. Aber ich will mich auf mein Empfinden allein nicht verlassen. Es lebt eine Dame in Rangoon, die vielleicht die beste Perlenkennerin der Welt ist. Sie nimmt fünfzehn Rupien, also ein Pfund Honorar für eine Untersuchung. Ich möchte raten, sie einmal zu konsultieren. ..."

Nun regte sich die Neugier in mir, und ich fuhr auf der Stelle zu der Perlenkennerin. Es war eine alte birmanische Dame, die unten am River, in der Nähe der Botahtaung-Pagode, ein närrisches kleines Häuschen bewohnte. Übrigens entsann ich mich des Rufs dieser Frau. Auch von weiterher kamen Händler zu ihr, um ihre Perlen abschätzen zu lassen, und einen deutschen

Generalkonsul mit berühmtem Adelsnamen hatte sie einmal vor einem großen Verlust bewahrt.

Sie ging sofort an die Untersuchung und handhabte eine gute Stunde mit Vergrößerungsgläsern, Mixturen und Lösungen und einem eigentümlichen rötlichen Pulver, in dem sie die Perle wälzte, um sie hierauf in einer stark duftenden Essenz abzuwaschen. Dann wußte sie Bescheid.

„Die Perle ist echt," sagte sie, „ganz zweifellos echt. Und zwar ist es eine ceylonische Perle, bei der die Bleifarbe — Sie können das durch die Lupe deutlich sehen — einen leichten Opalschimmer hat. Wenn sie völlig rund wäre, würde sie sehr kostbar sein. Aber sie ist bei der Siebung schlecht behandelt worden. Immerhin: sie ist verhältnismäßig groß, und wenn Sie sie verkaufen wollen, rate ich, sie jedenfalls nicht unter zehntausend Rupien fortzugeben. Das ist sie wert; vielleicht auch mehr. ..."

Es war klar, daß ich von Myoyo nicht ein Geschenk im Werte von zehntausend Rupien annehmen konnte. Ich erzählte ihr also von der Untersuchung und riet ihr, die Perle an meinen Juwelier zu verkaufen, der bereit war, den Preis zu zahlen.

Aber Myoyo war merkwürdig hartnäckig. „Deine Birmanin täuscht sich und dein Juwelier auch," sagte sie. „Die Perle ist sicher nicht echt. Sie kann es nicht sein. Ich will sie noch einmal meinem Vater zeigen, der auch etwas davon versteht, glaube aber bestimmt, daß er meiner Ansicht sein wird. Es ist doch nicht gut möglich, daß der Mann, der sie mir schenkte, sich getäuscht hat! ..."

Am Abend brachte sie mir die Perle zurück.

„Nun?" fragte ich, „was sagt dein Vater?"

„Er hat gelacht," antwortete sie. „Es sei alles Un-

sinn: die Perle sei eine künstliche, das stehe fest. Aber dann wurde er ernst. Gut, meinte er, wenn es Leute gebe, die für diese Perle einen hohen Preis anlegen wollten, dann solle man ihnen das Vergnügen gönnen. ... Nämlich, Liebster, ich weiß, was er will. Er sehnt sich längst nach Ruhe. Nun hat sein Bruder, mein Onkel, in Shizuoka eine kleine Gastwirtschaft, die er abgeben möchte. Das ist das Ideal meines Vaters, da sein Leben zu beschließen. Aber es gehören ein paar tausend Rupien dazu."

„Die ich euch ohne weiteres geben will," fiel ich ein. „Myoyo, wir wollen nicht lange streiten. Ich war heute früh noch einmal bei dem Juwelier. Er ist jeden Augenblick bereit, mir die Perle für zehntausend Rupien abzunehmen —"

„Die Perle soll für dich ein Andenken an Myoyo sein," warf sie ein und umschlang mich.

„Gewiß, mein Lieb, und das bleibt sie auch. Ich denke nicht daran, sie zu verkaufen. Aber ich will sie auch nicht als Geschenk nehmen. Sieh, Myoyo: ich bin reich, und ihr seid arm. Wenn sich dein Vater für ein paar tausend Rupien ein ruhiges Alter schaffen kann, so freut mich das, weil er dein Vater ist. Aber was wird dann aus d i r?"

Sie hängte sich an meinen Hals. „Ich kann ihn nicht verlassen. Was aus mir wird, weiß ich. Ich werde nicht mehr aus Shizuoka fortkommen — o gewiß, nie wieder. Die Sehnsucht nach Europa bleibt Traum. Ich werde meinem Vater bei der Wirtschaft helfen, und eines Tages wird irgendeiner kommen und mich heiraten wollen. ..."

Ich hatte das Mädchen sehr lieb und versuchte es mit der Überredung. Sie sollte bei mir bleiben. Ich wollte ihr in Rangoon ein Geschäft kaufen. Ich sprach

auch davon (das war Torheit), sie in zwei Jahren mit nach Europa zu nehmen. Aber sie blieb unerschütterlich fest. Seinen Vater verläßt man nicht; das lag im Ahnenkult Japans.

Ich gab ihr einen Scheck über zehntausend Rupien, zahlbar bei der National Bank of India in der Phayre Street. Sie nahm ihn widerstrebend, unter Tränen und Küssen, aber sie nahm ihn. Und schon am nächsten Morgen telephonierte die Bank bei mir an: eine junge Japanerin wünsche einen Scheck von mir über zehntausend Rupien zu begeben; ob das richtig sei? Ich telephonierte zurück, es sei durchaus richtig, man möge den Scheck auszahlen. Und nun wartete ich den ganzen Tag auf Myoyo; doch sie kam nicht. Sie kam auch nicht um fünf Uhr, obwohl sie wußte, daß um diese Stunde meine freie Zeit begann. Das machte mich unruhig. Am liebsten wäre ich sofort nach Aloone gefahren und hätte sie gesucht. Aber ich schämte mich dieser Gefühlsduselei. Ich ritt spazieren und war um neun Uhr vor dem Zirkus, wo ich den alten Zenkermann in großer Aufregung traf.

„Futsch," sagte er, „Kassiwa Mura und Myoyo sind verschwunden. Futsch! Ein Päckchen Lumpen haben sie zurückgelassen, sonst nichts. Kein Mensch begreift, wo sie geblieben sind. Wathon, der Clown, hat Kassiwa am Nachmittag mit seinem Schlangensack nach der Stadt gehen sehen. Das machte er mannigmal, um sich vor den Hotels einen Nebenverdienst zu verschaffen. Die Prinzipalin sah es nicht gern, denn, versteht sich, es schädigt unsern Ruf. Aber sie drückte ein Auge zu. Sie kann auch nicht immer pünktlich die Gagen bezahlen. ... Also, wo stecken die beiden? Ich will's Ihnen sagen: durchgegangen!"

„Blödsinn," antwortete ich; „es lag doch kein Grund dafür vor."

„Gründe gibt's immer. Wissen wir, was die beiden für Gründe hatten? — Die Prinzipalin ist beinah ohnmächtig geworden. Kassiwa Mura war ihre beste Nummer. Es ist noch ein Glück, daß wir morgen abreisen wollen. Vielleicht finden wir in Singapore einen Ersatz."

„Herrgott," rief ich und stampfte mit dem Fuße auf, „wohin sollen die beiden sich denn gewendet haben!? Ins Innere des Landes —?"

„Gott bewahre. Da ist nichts zu holen. Aber es fahren ja alle Tage Schiffe ab."

Das war richtig. In nächster Frühe ging ich auf die Agenturen: zum Norddeutschen und Österreichischen Lloyd, zur Henderson Line, zur Asiatic Company, zur Bibby Line und endlich zur British India Steam Navigation Company. Da fand ich die Spuren der Durchbrenner. Sie waren mit dem „Coriolan" nach Yokohama gefahren. Sie hatten sich rechtmäßig eintragen lassen und nicht einmal falsche Namen angegeben.

Mein kurzes Liebesglück war zu nichts zerronnen. Das sah ich ein. Unklar war mir nur das Benehmen Myoyos. Vielleicht war der alte Japaner beim Anblick der zehntausend Rupien in eine so wahnsinnige Freude geraten, daß er auf schleunige Abfahrt nach der Heimat gedrängt hatte. Das war schon möglich. Aber ich begriff nicht, daß Myoyo nicht wenigstens Abschied von mir genommen — mir nicht einmal eine Briefzeile hinterlassen hatte. ...

Der Trost fiel mir schwer. Immerhin: er kam mit der Zeit. Ich lernte Arakana kennen und dann die kleine Maud Rowe. Da wurde die Erinnerung an Myoyo blasser. Eines Tages fiel mir wieder die graue Perle in die Hände, und ich beschloß, sie doch noch als

Busennadel fassen zu lassen. Ich ging mit ihr abermals zu meinem Juwelier und gab sie ihm, und er versicherte mir auch, sich bei der Fassung alle Mühe geben zu wollen. Aber noch am selben Tage sprach er aufgeregt bei mir vor.

„Sir," rief er, „das ist nicht die Perle von damals! Das ist eine andre."

„Unmöglich. Es ist genau dieselbe, lieber Freund."

„Nein, Sir. Sie gleicht der andern absolut, ist aber nur eine Nachahmung. Die andre war echt; diese hier aber ist unecht. Sie ist nicht einmal künstliche Züchtung, sondern eine einfache Wachsperle, ein Hohlkügelchen aus Fischschuppen und mit sogenannter Perlessenz überzogen. ..."

Er sagte das mit so großer Bestimmtheit, daß auch ich zu zweifeln begann. Zu zweien suchten wir von neuem die als Perlenkennerin bekannte birmanische Dame auf. Ich trug ihr mein Anliegen vor; aber sie sah kaum die Perle, so sagte sie mit verächtlicher Miene: „Schlechte Imitation. Keine fünf Rupien wert."

Jetzt wurde ich doch betroffen: eine böse Ahnung schoß mir durch das Hirn.

„Sie haben die erste Perle, die ich Ihnen gab, genau untersucht, Madame?" fragte ich.

„Genau. Die war tadellos echt."

„Und glich die dieser der Form nach?"

Sie nahm die falsche Perle noch einmal unter die Lupe.

„Dem Anschein nach, ja. Auch auf der abgeflachten Stelle. Ein Laie würde die beiden Perlen verwechseln können. Was haben Sie mit der echten gemacht?"

„Ich gab sie noch einmal zurück —"

„Und erhielten diese dafür?"

„Ja."



Hafenbild aus Buenos Aires



Prinzeß Irene photographierend

tis, „Cap Trafalgar“
ngelhorns Nachf. in Stuttgart

Einfahrt in Rio Vor Rio

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

„Und glaubten, es sei die echte. Mein werter Herr, Sie sind einfach betrogen worden. Der Trick ist nicht neu. Ich entsinne mich, vor einigen Jahren einem ähnlichen Schwindel auf die Spur gekommen zu sein. Nur handelte es sich damals um einen Diamanten, den ein fahrender Händler aus Mandalay einem reichen Engländer zum Kauf angeboten hatte. Der Diamant war von hohem Wert; aber im letzten Augenblick hatte der Mandalaynese dem Käufer eine äußerlich gleichförmige Imitation in die Hände zu spielen verstanden. Genau so war es hier. Ihr Verkäufer hatte die unechte Perle in der Reserve — und hat sie ja auch glücklich an den Mann gebracht. Nirgends wird mehr betrogen als in Birma. Hoffentlich können Sie den Schwindler noch fassen. ..."

„Ja," entgegnete ich sinnend, „das könnte ich wohl ..." Aber natürlich versuchte ich es gar nicht. Ich ging nach Hause, zündete mir eine Zigarre an, warf mich in einen Sessel und dachte wieder einmal an Myoyo zurück. Es war Bitterkeit dabei. In meiner Verliebtheit hätte ich ihr die zehntausend Rupien wahrscheinlich ohne weiteres geschenkt. Aber der niederträchtige Schwindel ärgerte mich wütend. Sicher hatte Kassiwa Mura ihn sorgfältig vorbereitet. Die echte Perle war wahrscheinlich auch gestohlen. ...

Ich wollte Weiberfeind werden, aber glücklicherweise holte Miß Maud mich zu einem Spazierritt ab, und da ließ ich es vorläufig.

... Ein Jahr später benutzte ich einen Frühlingsurlaub zu einem Besuch Japans, das um diese Zeit einem Blumenkorbe glich. Da ich mir den Fushiyama ein bißchen in der Nähe anschauen wollte, so fuhr ich von Kioto nach Gotemba und kreuzte auch die Station Shizuoka. Es reizte mich, hier Rast zu machen, denn

die Erzählung Myoyos von ihrem Onkel und von dem Gasthause, das ihr Vater übernehmen wollte, kam mir wieder zu Sinn. Shizuoka ist ein Provinzstädtchen mit fleißigen Einwohnern und schönen Tempeln, die zum Teil hoch oben auf den Bergen liegen und wie alte Kastelle gebaut sind. Ich wohnte im Gasthof Daitokwan, mehr schlecht als recht, besuchte mit meinem Führer aber auch noch die sonstigen Karawansereien der Stadt, und überall fragte ich nach Kassiwa Mura und seiner Tochter. Doch kein Mensch kannte die beiden. Ich habe nie wieder etwas von Myoyo gehört, und wenn ich recht überlege, scheint es mir so auch am besten zu sein. Denn immer hätte sie mir sagen können: „Ich habe dich nie belogen. Ich schwöre bei allen Göttern, bei deinen und meinen, daß ich dir bis zum letzten Augenblick nicht verhehlt habe, die Perle sei unecht ..."

Das war schon richtig und dennoch Trug.

So also ist die Geschichte von dieser Perle, die mich zehntausend Rupien kostete und kaum fünf wert ist. ...

5 Zwischen den Wendekreisen

17. März. — Nun fahren wir unentwegt dem Sommer entgegen. Zehn Tage auf hoher See, ehe wir bei Rio de Janeiro wieder festes Land betreten. Noch hat die Hitze nicht eingesetzt. Eine leichte Brise sorgt für Erfrischung, kräuselt die Meerflut und stülpt ihr wandernde Gischtkämme auf. Die weite Fahrt bringt die Passagiere näher; vereinzelte Gruppen bilden sich, rasche Freundschaften werden geschlossen, auch der Flirt hebt an. Aber die Nationen bleiben zusammen, soweit sie sich nicht längst gefunden haben. Heiraten

zwischen Deutschen und Argentinierinnen sind häufig. Derlei Paare haben wir mannigfach an Bord. Der spanische Einschlag bei den argentinischen Damen ist unverkennbar: im dunkeln Teint, im Brand der Augen, im Schwarz des Haares. Solange diese Damen jung sind, sind sie zweifellos sehr reizend. Ich entdecke immer mehr Schönheiten: eine allerliebste Kleine, deren Kopf freilich ein wenig zu groß ist für die Zierlichkeit der Figur; eine wundervolle junge Frau, ebenmäßig gewachsen, mit einem köstlich gezeichneten Näschen und feingeschwungenen dunklen Brauen über Augen, die leider ein bißchen dümmlich in diese Welt des Erstaunens blicken; eine Französin, schon entre deux âges, aber famos in der Haltung, sehr elegant, risch in ihrem Gehaben, mit ausdrucksvollem Mienenspiel — man wird nicht recht klug aus ihr. Auch an Kindern ist kein Mangel. Es kribbelt und wimmelt über die Planken: Strohköpfe, Schwarzköpfe, Rotköpfe. Dazu Ammen, Kinderfrauen, Bonnen, eine Miß mit einem Sprühregen von Sommersprossen über der Nase, eine Mademoiselle aus Lausanne, die an ewigem Heimweh nach ihren Bergen leidet. Das Schiff ist beinahe bis auf die letzte Kabine besetzt. Aber die Passagiere verteilen sich; man stößt nicht unbequem aufeinander; man hat genügend Platz. So spinnt das Bordleben sich langsam an der Alltagshaspel ab. Die prinzlichen Herrschaften bilden keine Ausnahme. An ihrem Tische im Speisesaal hat noch eine kleine Anzahl anderer Passagiere Platz gefunden. Den Kaffee nimmt man in größerem Kreise im Wintergarten oder in der prächtigen offenen Halle des Hinterdecks. Am Abend sitzt der Prinz immer zwischen einer Gruppe von Herren im Rauchsalon und läßt sich erzählen und erzählt selbst. Unser Kapitän, der Kommodore Langerhannß, fehlt dabei nur, wenn

die Pflicht ihn auf die Kommandobrücke ruft. Eine prächtige Erscheinung, der Typus des deutschen Seemanns, starkschultrig, massig, fest auf den Beinen, mit hellen Augen im bärtigen gebräunten Gesicht. Diese Abendstunden sind immer anregender Natur; der Prinz hat eine ungemein lebhafte Art des Erzählens, und wenn er irgendein selbsterlebtes Seeabenteuer schildert, bin ich fast versucht, ihm mit Bleistift und Notizbuch zu folgen. ...

Die Passagierliste enthält neben den vielen spanischen und vereinzelten englischen Namen auch zahlreiche deutsche. Mit dem Träger dieses und jenes habe ich mich persönlich bekannt gemacht, zum Exempel mit Herrn Hermann Tjarks, dem Besitzer des größten und einflußreichsten deutschen Blattes in Argentinien, der in Buenos Aires erscheinenden „La-Plata-Zeitung". Er war ein paar Monate in der alten Heimat und fährt nun zurück in die neue, wo er vor zweiundvierzig Jahren sein Blatt ins Leben rief, das der erste straffe Vorkämpfer für deutsche Kultur in Südamerika wurde. Unter den Großkaufleuten von drüben, die sich mit uns auf dem Schiffe befinden, sind zwei in der Handelswelt berühmte Namen zu nennen: Staudt und de Bary. Herr Richard Staudt ist ein noch junger Herr, der das deutsch-argentinische Riesengeschäft seines verstorbenen Vaters mit der Umsicht des geborenen Kaufmanns weiterführt; er ist zugleich Reserveoffizier bei den zweiten Gardeulanen und heute glücklicher Besitzer des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Herr de Bary, ein Mitglied des weltbekannt gewordenen flandrischen Adelshauses, dessen zweite Linie auch dem bayerischen und preußischen Adelsstande angehört, ist ein noch ungebeugter stattlicher Sechziger, der mit zahlreicher Familie von mehrmonatigem Besuche in Paris nach Buenos Aires zurückkehrt. ...

Der Gesandte feierte gestern seinen Geburtstag, einer jener Diplomaten, die aus dem aktiven Offizierkorps hervorgegangen sind und die mit der klugen Gemessenheit und der vorsichtigen Zurückhaltung des seine Ziele kennenden Politikers einen offenen Blick und, wo es erforderlich ist, auch ein rasches und kräftiges Zugreifen verbinden. Gerade auf den überseeischen Posten und in entlegeneren Kulturen bedürfen wir solcher Leute, die bei aller gegebenen Reserve genügend Schnellkraft und Energie besitzen, um unsre Interessen gegen drohende Konkurrenz zu verteidigen. Der Geburtstag gab Anlaß zu einer kleinen Feier, zunächst einem Morgenständchen und einer Gratulationscour der Freunde. Beim Diner vergrößerte sich die Tischrunde des liebenswürdigen Prinzenpaares durch einige besondere Einladungen, und um neun Uhr luden Fanfaren zum ersten Ballfest an Bord des „Cap Trafalgar".

Von den Kanarischen Inseln konnten wir von Deck aus auch durch unsre guten Gläser zufolge der unsichtigen Atmosphäre nicht einmal einen Nebelschimmer entdecken und begnügten uns mit einem Händewinken nach der Richtung hin, wo wir liebe Freunde wußten. Dann ging es in den Ballsaal, wo man vor allem die argentinische Welt beim Tango bewundern konnte. Die Toiletten der Damen waren von ausgesuchter Eleganz: die Schneiderateliers in Paris, Madrid und Berlin hatten Wunderwerke geschaffen. Die Dekolletierung hatte ich mir südlicher gedacht; sie hielt sich wohltemperiert in den Grenzen der Wendekreise. Nur der obligate Schlitz am Kleidsaum war hie und da kecker, als er in der nordwestlichen Gesellschaft üblich ist. Die schließenden Knöpfe und die Schnurvergitterung fehlten — und eine Dame sah ich sogar, eine große,

schlanke, sehr hübsch gewachsene, die aus der Farbe ihrer Strümpfe bis zur Beugung des Knies durchaus kein Hehl machte. Der Tango Argentino ist übrigens der gleiche, den man auch in Berlin tanzen sieht — nur ist er dort noch nicht gesellschaftsfähig geworden. Aber er wurde hier ebenso hübsch getanzt wie drüben im Palais de Danse, und es läßt sich nicht leugnen, daß die zierlichen Spanierinnen eine außerordentliche Grazie entwickelten. In der Kultur der Bewegung treffen sie sich mit der Pariserin. ...

⊕ ⊕ ⊕

19. März. — Der gestrige Abend brachte uns noch eine freudige Überraschung. Prinz Heinrich erhält von der Funkenstation in Nauen regelmäßig Depeschen mit den neuesten Nachrichten über die Weltbegebnisse, die dann kopiert und in der großen Treppenhalle angeschlagen werden. Man steht also doch nicht ganz außer Verbindung mit dem Leben draußen, und solange wir die afrikanische Küste mit ihren Aufnahmestationen für die drahtlose Telegraphie in erreichbarer Nähe haben, werden wir auch noch weiterhin etwas von dem Pulsschlag der Zeit drüben im alten Europa spüren können.

Gestern nach dem Diner saßen wir wie gewöhnlich im Wintergarten des Schiffes, als dem Prinzen abermals ein Telegramm überreicht wurde. Man sah es schon seinem Gesicht an, daß der elektrische Funke in diesem Falle keine Gleichgültigkeit zu melden wußte. „Daraufhin müssen wir nachher eine Pulle trinken," meinte er und reichte der Prinzessin die Depesche; „ein Junge in Braunschweig ...!"

Hallo, das schlug ein! Politische Kombinationen wurden nicht an die fröhliche Tatsache geknüpft; auch die Welfenfrage blieb unberührt. Was schiert uns hier

draußen auf freiem Meere der Hader der Parteien?! Daß der Kaiser wieder einmal Großvater, daß sein einziges Töchterchen, der „Sonnenschein seines Hauses“, Mutter geworden ist — an diesem Familienglück nimmt jeder gute Deutsche von Herzen teil. „Mutter und Kind wohl,“ schloß das Telegramm. Na, Gott sei Dank, da können wir vergnügt die versprochene Pulle leeren! Es wurden mehrere — hinten in der Ecke des Rauchzimmers, wo wir unser Tabakskollegium zu halten pflegen. Schließlich klopfte es an das Fenster: draußen auf dem Promenadendeck stand die Frau Prinzessin mit den Damen der Tafelrunde und wünschte auch ein Glas auf die Gesundheit der fürstlichen Wöchnerin und des neuen Weltbürgers zu leeren. So zogen wir denn hinaus und stießen noch einmal an, während das Schiff in ruhiger Gleichmäßigkeit seine Bahn durch die vom Glast des Mondes erfüllten Wasser verfolgte. ...

Es ist selbstverständlich, daß nicht alles, was der Prinz im vertrauten Kreise äußert, sich für die Wiedergabe eignet. An diesen Plauderabenden werden hundert Themen angeschlagen; das Gespräch springt vom Anekdotischen auf die Politik, von der Schilderung erlebter Abenteuer auf die Weltereignisse, von gleichgültigen Dingen der Unterhaltung auf ernste Fragen, wie sie in unsern Tagen die Geister bewegen, auch aufrühren. Natürlich handelt es sich nie um Geheimnisse, die bewahrt werden müssen. Doch auch Äußerungen, die in diesem intimen Zirkel richtige Wertung finden, können vor der Öffentlichkeit leicht mißverstanden werden. Das gedruckte Wort wiegt immer schwerer als das gesprochene. Aber was uns der Prinz gestern in der Freude seines Herzens über das erste Bekanntwerden des Herzogs Ernst August mit seiner nunmehrigen Gattin erzählte, bedarf keiner ängstlichen

Hütung. Es ist nicht indiskret, wenn ich hier wiederhole, was weit über die Kreise der Eingeweihten hinaus längst als bekannt gilt: daß uns auch der Prinz versicherte, diese Heirat sei nichts als der innige Herzensbund zweier junger Menschenkinder gewesen, die ihr Glück ersehnten wie Millionen andere, daß der Kaiser, politische Verwicklungen fürchtend, sich anfänglich zögernd verhalten, endlich aber dem stürmischen Drängen des Liebespaares nachgegeben habe — wie es jeder Vater getan hätte, dem der Seelenfriede seines Kindes höher steht als ein kaltblütiges Erwägen von Möglichkeiten und ein Ausschalten des Reinmenschlichen unter dem Drucke von Verhältnissen, die sich schließlich am besten durch das ewig Lösende und wieder Verbindende der Liebe aus der Welt schaffen lassen.

So klang denn der gestrige Abend mit einem fröhlichen Akkorde aus — und der Funkengruß, der von Bord aus durch die Luftwellen in die weite Ferne getragen wurde, wird dem jungen Herzogspaare gesagt haben, daß auch auf dem Meere treue und mitfühlende deutsche Herzen seiner gedachten: an diesem Tage, der dem Welfenhause einen Erben schenkte und dem Lande Braunschweig den Kronprinzen. ...

Ich sagte schon, daß es sich ungemein reizvoll mit dem Prinzen plaudern läßt. Er ist in hohem Grade offenherzig und nimmt auch eine ehrliche Antwort nicht übel. Daß er wie sein kaiserlicher Bruder ungemein viel für England übrig hatte (ich betone „hatte“, denn ich spreche von der Vergangenheit), kann bei seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen zu dem großbritannischen Herrscherhause wahrhaftig nicht wundernehmen. Ebenso begreiflich fand ich, daß ihm das Leben des englischen Hochadels sympathisch war: ich habe von

andern guten Kennern Englands ganz Ähnliches gehört. Dafür hörte er auch ruhig zu, als ich mich gelegentlich über die Politik der englischen Regierung ohne Scheu aussprach — und als ich ihn fragte, ob er es für möglich halte, daß England für den Fall eines neuen Krieges mit Frankreich, der uns ja doch nicht erspart bleiben könnte, sich auf die Seite der Gegner Deutschlands schlagen würde, erwiderte er ausweichend: „Das weiß ich nicht. Immerhin ... England ist ein parlamentarisch regiertes Land. ..." Auch von seinem Schwager, dem Zaren, erzählte er dann und wann recht Interessantes, so eine seltsame Geschichte von seiner letzten Reise auf der sibirischen Bahn, als er von der Beisetzung des verstorbenen Mikado aus Japan heimkehrte. Da entgleiste der Zug, in dem er fuhr, weil die Schwellen des Bahnfundaments angefault waren, und bei der Weiterreise stürzte ihm auf irgendeiner Station ein Mann zu Füßen und überreichte ihm eine Bittschrift. Es war der Lokomotivführer des Zuges, den man seiner Stellung enthoben und der nun unter Mitteilung der wahren Gründe, die zu der Entgleisung geführt hatten, den Prinzen um Schutz und Hilfe anflehte. Der Prinz nahm das Bittgesuch an sich und gab es in Petersburg auch an den Zaren weiter, der ohne weiteres zusagte, sich für den Gemaßregelten verwenden zu wollen. Von der großen Herzensgüte und Hilfsfreudigkeit des Kaisers Nikolaus wußte der Prinz mancherlei zu erzählen — unbeschadet seines sonstigen Urteils über Rußland. Und dieser warmherzigen Schilderungen, die das Menschliche sicher gut charakterisierten, mußte ich lebhaft gedenken, als ich im deutschen Weißbuch über den Beginn der letzten kriegerischen Konflikte den Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Zar und zwischen König

Georg und Prinz Heinrich las. Daß sowohl der Zar wie der König von England einen Krieg mit Deutschland nicht gewollt und sich bis zum letzten Augenblick gegen einen solchen gesträubt haben, ist klar; aber über den Willen der Herrscher hinweg rissen mächtigere Strömungen die Völker in den großen Aufruhr hinein. ...

⊕ ⊕ ⊕

20. März. — Wir sind in den Tropen, aber es sind nicht die Tropen der asiatischen Gewässer. Im Indischen Meere und im Stillen Ozean leuchten die Wellen smaragden, fliegende Fische streichen über die Kämme, Delphine begleiten das Schiff und lauschen als musikalisch begabteste Geschöpfe der Wasserwüste dem Spiel der Bordkapelle, auch freundliche Haie zeigen zuweilen das niedliche Mundwerk. Vor allem aber ist der Himmel strahlend, und durch die Atmosphäre rieselt der goldige Farbenton der tropischen Welt.

Hier im Atlantischen Meere stehen wir noch unter dem Einfluß der Passate. Der Himmel ist weißlich grau, und sein Widerschein spiegelt sich auch in den Wassern. Bleiern dehnt sich das Meer aus und wird bei fallender Dunkelheit tintig schwarz. Gewiß, daß wir es auch schon leuchten sahen: aber es waren doch immer nur vereinzelte phosphoreszierende Punkte, die wie Glühwürmchen in raschem Tanze über die Wellen irrten — es war nicht der feurige Glanz indischer Nächte. Fehlt also — vorläufig noch — der farbige Zauber der asiatischen See, den uns wohl der Äquator schenken wird, so haben wir dafür den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß wir in diesen Tropen noch nicht über Hitze zu klagen brauchen. Es ist natürlich übertrieben, wenn ein zu Scherzen geneigter gelehrter Herr meinte, es würde kühler mit jeglichem Tage und am Äquator

würden wir wohl mit dem Schlittschuhlaufen beginnen können. Immerhin, es ist erstaunlich, wie uns der scharmante Passatwind vor den Unzuträglichkeiten der Temperatur schützt. ...

Gestern abend verflog sich eine Meerschwalbe an Bord, ein niedliches brünettes Geschöpfchen, das vielleicht auf den Kapverdischen Inseln festeren Heimsitz hat und sich gefügig fangen ließ. Der Prinz nahm die kleine Schwalbe in die Hand und gab ihr aus einer Untertasse Wasser zu trinken; und wahrhaftig, das scheue Getier trank auch und wurde dann vorsichtig auf dem Kommandodeck niedergesetzt, wo es heute früh verschwunden war. Ob die Schwalbe den weiten Weg nach ihren Inseln zurückgefunden hat? —

Das Schwimmbad ist eröffnet worden und findet seine Liebhaber. Auch die Bordspiele sind rege im Gange. Auf dem Oberdeck rasseln die flachen Scheiben des Shuffle-Board, die Kinder drängen sich um das Ringspiel, der ausgestopfte Boxman ist das Ziel derb puffender Fäuste. Im Turnsaal kann man englisch traben und galoppieren, ideale Berge erkraxeln, weite Radelpartieen unternehmen, sich Kugeln über den Rücken laufen lassen und auch je nach Gefallen das Kamel besteigen oder im Kahn in einen eingebildeten See hinausrudern. Nun sind wir in der Nähe der Linie, die heute nacht passiert werden soll. Zur Feier dieses aufregenden Ereignisses, das den meisten nicht mehr fremd ist, haben heute nachmittag die „Großen Sportwettspiele“ begonnen, die drei Tage währen und sich reger Beteiligung erfreuen. Der Prinz führt das Protektorat, dem Ehrenpräsidium gehören unter anderen Exzellenz von Erckert und die Exzellenzen Baldomero Sagastuma und L. M. de Souza Dentas an, der eine Gesandter Argentiniens in Lissabon, der andere der

brasilianische Gesandte in Buenos Aires; das vulgärere Präsidium führe ich gemeinsam mit Doktor Enrique Demaria, einem argentinischen Arzt, der wie viele seiner Kollegen in Deutschland, in diesem Falle in Freiburg im Breisgau und in Heidelberg, studiert hat. Dann kommt ein ellenlanges Komitee, gemischt aus Deutschen, Brasilianern und Argentiniern, denn man will jede nationale Empfindlichkeit vermeiden; selbst die Posten des Schriftführers, des Sportleiters und des Kassierers sind doppelt besetzt. Dem Kassierer liegt die Pflicht ob, zum „Sammeln" zu blasen. Das Ergebnis der Sammlung wird für den Ankauf von Preisen verwendet, die man bei dem Bordbarbier bekommt, einem Allerweltsmann, der sich die bunte Ware seines Basars recht gut bezahlen läßt. Der Rest der Summe wird unter der Schiffsmannschaft verteilt, und da bereits an zweitausendfünfhundert Mark aus freigebig spendenden Taschen zusammengekommen sind und für die Preise nur wenige hundert Mark ausgeworfen werden, so bleibt für die braven Matrosen immerhin ein stattliches Benefizium übrig. Sie haben es auch redlich verdient. ...

Bei den Sportspielen wechseln Sackhüpfen, Nähnadel- und Zigarettenrennen, Tauziehen und Kerzenanzünden mit Hindernisrennen, Eier-, Flaschen-, Dreibeinlaufen, Apfelbeißen und der sehr gesuchten Kissenschlacht in bunter Reihenfolge. Bei allen diesen Spielen, die sich nicht durch übertriebene Erfindungsgabe und besondere Geisteshöhe auszeichnen, handelt es sich vor allem um große körperliche Geschicklichkeit, über die die junge Welt an Bord denn auch in erstaunlichem Maße verfügt. Die kleinen flinken Argentinierinnen huschen wie der Wind umher, und fällt einmal eine auf dem glatten Deck längelang hin, so springt sie unter

fröhlichem Lachen stracks wieder auf. Sie sind nicht sentimental, und es steckt doch auch Rasse in ihnen. Mit besonderem Vergnügen habe ich den Kinderspielen zugeschaut; das Jubeln und Jauchzen unter den meist reizenden kleinen Gören wollte gar kein Ende nehmen. Auch das Prinzenpaar amüsierte sich köstlich, und der Prinz wurde nicht müde, die hübschen Bilder auf dem Film seines Kurbelapparates zu fixieren.

Für diese fürstliche Kurbelmaschine habe ich ein ausnehmend schönes Kinodrama gedichtet, das durchaus auf der Höhe der geistigen Regsamkeit steht, die man in den Tropen zu entwickeln pflegt, wenn das Blut langsamer kreist und von der Stirne heiß Tropfen um Tropfen rinnt. Es heißt „Treue Liebe bis zum Schwimmbad", und die Hauptsache bei diesem klassischen Schauspiel ist, daß alle Gäste des prinzlichen Tisches darin als Akteure und Aktricen auftreten. Das sind sieben Damen und acht Herren: es gibt also lebhafte Bilderreihen. Die Proben sind bereits im Gange. Am Schluß wird der bösartige Intrigant des Stückes durch alle Räume des Schiffes ohne Barmherzigkeit verfolgt und schließlich im Schwimmbassin in das wild kochende Wasser gestürzt. Weiter sage ich nichts, doch wird man schon aus diesen Andeutungen entnehmen können, daß die Komödie jedweder Kritik standzuhalten vermag — und daß man sich die gesunde Langweilee an Bord ausgiebig zu vertreiben sucht. ...

⊕ ⊕ ⊕

22. März. — Den Äquator haben wir nun glücklich hinter uns. Ich habe mir heute früh das Besteck angesehen und festgestellt, daß wir uns ziemlich genau in der Mitte zwischen Afrika und Südamerika befinden, unweit des Inselchens Sankt Paul, das aber nur ein Felsenriff ist, um dessen Besitz sich die Völker noch nicht

gezankt haben. Wenn wir uns jetzt in gerader Linie westwärts halten würden, kämen wir in den auf der Karte weit geöffneten Schlund des Amazonenstroms hinein; ostwärts würden wir so ungefähr auf Kamerun stoßen, was ja auch ganz nett wäre. Aber wir steuern südwestlich forsch weiter und hoffen am Donnerstag früh Rio de Janeiro erreicht zu haben, allwo uns der übliche Belagerungszustand nicht weiter kümmert.

Inzwischen haben wir drei angenehm heiße Tage hinter uns: wir haben auch auf *dieser* Seite die Tropen mit Gründlichkeit kennen gelernt. Die Temperatur verdichtete sich zu einer schwülen Treibhaushitze, und da noch gelegentlich warme Regengüsse dazutraten, die uns zwangen, die Bullenaugen der Kabinen zu schließen, so war der Aufenthalt in den geschlossenen Räumen nicht gerade angenehm. Des Nachts bekleidete man sich am besten mit nichts anderem als der eigenen Zuversicht — dann konnte man wenigstens ein paar Stunden schlafen. Aber das ist das Erfreuliche bei dieser Riesenseefahrt, daß das Klima beständig und Gott sei Dank langsam wechselt. Heute erfrischt uns schon wieder ein liebenswürdiger Passat, der die Hitze vertreibt und den Flügelschlag der matten Seelen in ein angemesseneres Tempo bringt. Und so treiben wir gemächlich aus den Gluten des Äquators einem schönen Herbst entgegen, dessen Reize uns in Argentinien und Chile erwarten. Es ist gar nicht zu unterschätzen, daß sich der Übergang in die verschiedenen Klimate, immer temperiert durch die Seeluft, so langsam vollzieht. Dadurch wird die Reise gerade für Leute, die für ihre Nerven eine durchgreifende Erholung suchen, zu einer wahrhaftigen Kur. Es kommt dazu, daß man sich an Bord in eine wunderbar wohltätige Faulheit einlullt — ich möchte sagen, in eine *Lust*

an der Faulheit — und wenn ich nicht aus innerer Pflicht mein Tagebuch zu führen hätte: ich gestehe es offen, daß ich den Teufel tun und das Tintenfaß überhaupt nicht öffnen würde. ...

Wir Männer von Rundung leiden unter der Hitze natürlich mehr als die Frauen. Frau Tila erklärt, sie fühle sich überhaupt erst wohl, wenn „der Äquator senkrecht auf sie niederbrenne", und in dem hübschen ovalen Gesichtchen von Fräulein Charlotte sieht man kein Perlchen einer anmutentstellenden Transpiration. Die Damen lächeln über unser schweißgebadetes Profil und die Hochröte der Wangen: sie sind auch in diesem Falle das stärkere Geschlecht. ...

⊕ ⊕ ⊕

23. März. — Das Äquatorfest wurde gestern abend durch den üblichen Ulk gefeiert, an dem die ganze Schiffsbesatzung teilnahm. Nach dem Diner versammelten sich die Passagiere auf dem Promenadendeck, das mit Fahnen, Flaggen und Wimpeln geschmückt war. Musikfanfaren — und die Geschichte ging los. Neptun mit seiner Gemahlin raste in einem Bordautomobil daher, begleitet von seinem Hofstaat und der unterseeischen Kapelle, stieg vor seinem Thron aus und hielt eine erschütternde Anrede, beglückwünschte Kapitän Langerhannß zu seiner Fahrt und dekorierte ihn feierlich mit seinem Hausorden von der quabbligen Qualle. Dann nahm sein Leibastronom das Wort, guckte durch sein ungeheures Fernglas in den Sternenhimmel und erklärte auf einer Riesenkarte die nautisch-geographische Situation des Augenblicks. Der Leibbarbier zeigte seine Eisenbartinstrumente, der Leibaktuar verlas das Protokoll, dann begann die Predigt des Oberhofgeistlichen, der sich die Taufe der Novizen anschloß. Unter ihnen befand sich zu allgemeinem

Jubel auch die Frau Prinzessin, der die Zeremonie sichtlichen Spaß machte und die sich ihr mit liebenswürdiger Miene unterwarf. Ich selbst brauchte nicht mehr unter das Taufwasser, da ich schon zweimal die verhängnisvolle Linie gekreuzt habe, aber auch Fräulein von Plänkner, die Hofdame der Prinzeß, und unser neuer militärischer Attaché für Chile, Hauptmann Niemöller, mit seiner blonden Gattin mußten an das Becken und sich mit den Tropfen der Weihe das Haupt nässen lassen.

Das Spiel ist das alte, und ich glaube, die Verse Neptuns und seiner Getreuen sind auch schon recht alt. Wann die Sitte der Äquatortaufe aufgekommen ist, weiß ich nicht; aber sicher hat sich in Gebärden, Darstellung und Deklamation die Überlieferung seit langen, langen Zeiten erhalten. In fast genau derselben Weise sah ich die Äquatortaufe zwischen Java und Singapore agieren, und auch der Prinz meinte, bei den zahllosen Linientaufen, die er mitgemacht, hätten die Verse ganz ähnlich geklungen. Aber ist auch das Spiel uralt und der Witz ein ziemlich gequälter: die Hauptsache ist, daß den wackern Matrosen und Schiffsbediensteten das Amüsement dieses Abends von Herzen zu gönnen ist. Sie hatten auch diesmal mit Feuereifer sich ihre Rollen einstudiert, sich die grotesken Kostüme selbst und mit verblüffender Phantasie gearbeitet, das „Seeautomobil“ eigens erfunden und konstruiert und brachten die ganze Komödie mit entschiedenem Gelingen zur Aufführung.

An die Taufe schloß sich ein Kostümball mit Türken, Negern, Malaien, einer köstlichen Suffragette, einem famosen Pariser Apachen und einem nicht minder waschechten Berliner Lude, und vor allem mit zahlreichen reizenden Kastilianerinnen, Andalusierinnen, Gitanas und einer Fülle allerliebster Kindermasken.

Einige Kinderpaare tanzten schließlich einen Tango und eine Maxixe mit so vollendeter Grazie, daß der Prinz die Kleinen „unter die Kurbel“ nahm. Auch am heutigen Vormittag arbeitete die Kurbel unentwegt: da spielten die letzten fürchterlichen Szenen meines Kinodramas sich im Schwimmbade bei einem rollenden Wogendrange ab, der bedeutend heftiger war als der Wellenschlag draußen auf der blauen See. Denn, gottlob, blau, azurblau wie das Mittelmeer ist endlich auch die Atlantik geworden, und über ihr wölbt sich ein wundervoller Himmel, ein Äther von durchsichtiger Pracht. Wir sind nun in der Höhe von Pernambuco: die Rivierafahrt am südamerikanischen Gestade beginnt. ...

⊕ ⊕ ⊕

24. März. — Das Wetter hält sich. Wir schwimmen in der Gegend zwischen Pernambuco und Porto Seguro, haben den zehnten Breitengrad überschritten, ohne daß es uns Schwierigkeiten gemacht hätte, und steuern weiter in die Hitze hinein. Ich hatte gehofft, jenseits des Äquators würde es erträglicher werden, aber die Hoffnung erwies sich als eitel Täuschung. Alles Menschliche löst sich auf; man ist nur noch ein verschwommenes Etwas. Man wandelt stumpfsinnig umher, und wenn man einem Bekannten begegnet, nickt man ihm mit müdem Lächeln zu und geht dann resigniert in die Kneipe, um sich etwas Kaltes und Feuchtes zu bestellen, sei's eine Limonade oder Orangeade, sei's ein kühles Pilsner. Es nützt bloß nichts. Es gehört zu den Unsitten der Tropen, daß man jedwedes Getränk nach einer Viertelstunde mit Allgewalt wieder ausschwitzt.

Aber die Hitze verringert die gute Stimmung keineswegs. Man lebt sein fideles Leben unbekümmert weiter. Die Bordwettspiele haben gestern ihr glorreiches Ende erreicht. Heute nach dem Diner erfolgte die Verteilung

der Preise durch die Frau Prinzessin, und die Prämiierten machten beglückte Gesichter, die Erwachsenen quittierten mit tiefen Komplimenten, die Kinder mit niedlichen Knicksen. Dann Tanz an Deck. Es wird viel getanzt, bei schwelender Hitze, auf schwankendem Boden — ganz gleich. Wir tanzen über den Ozean, werden tanzend in Rio an Land gehen und in Buenos Aires tanzend das erste Ziel unsrer Reise erreichen....

⊕ ⊕ ⊕

25. März. — Heute der Abwechslung halber Farewell Dinner, auch Captains Dinner genannt. Das findet auf der Fahrt nach Südamerika gewohnheitsgemäß vor Rio statt, weil hier eine ganze Anzahl von Passagieren das Schiff verläßt. Es zeichnet sich vor andern Mahlzeiten durch ein noch mehr verlängertes Diner aus. Beluga Malossol bildet das Präludium; über Bekassinen auf Toast und Julienne von Seezungen gelangt man zu Medaillons von Kalb, worauf zur Kräftigung der Magennerven ein kühlfrisches Sorbett von Ananas eingeschoben wird; hierauf folgen im Eßgalopp gebratene Poularden; geeiste Stangenspargel bilden das letzte angenehme Hindernis, und dann kann man sich bei Gefrorenem nach Karnevalsart und dem Dessert wieder langsam erholen. Heidsieck schäumt in den Gläsern. An diesem Abend werden auch Reden geschwungen. Kapitän Langerhannß beginnt mit dem Hoch auf den Kaiser, und auch Brasilien, Argentinien und Chile stimmen lebhaft ein. Dann erhebt sich unser Prinz, um dem Kommodore ein von Herzen kommendes Dankwort zu widmen, dem Führer unsres braven Schiffes, der es durch die Nebelnöte des Kanals, durch den Sturm der Biskayabai, durch pustende Passate und äquatoriale Hitze glücklich an die ersehnte Küste geleitet hat; auch der treuen

Besatzung und vor allem der Heizer tief unten in den glühenden Eingeweiden des Dampfers gedenkt der hohe Herr, und abermals stimmt alles mit Begeisterung in das dreifache Hurra ein. Nun erhebt sich ein eleganter Spanier, Exzellenz de Souza Dentas, den Champagnerkelch in der Hand, um in flüssigem Französisch Seiner Königlichen Hoheit ein paar Liebenswürdigkeiten zu sagen. Der nachfolgende Redner, Doktor Demaria aus Buenos Aires, ergeht sich in längeren Ausführungen; er spricht spanisch und wird infolgedessen nur von der Hälfte der Anwesenden verstanden, was aber keinen hindert, auch seine Ansprache mit lebhaftem Applaus aufzunehmen. Schließlich rückt der Kapitän zum zweitenmal mit seinem Stuhl; er feiert die Damen und wird sogar poetisch: der alte Seemann wird von einem akuten Anfall von Dichteritis erfaßt und schmettert Verse in die Luft, und die Trompeten blasen und der erste Geiger unterstreicht das donnernde Hoch mit zitterndem Violinenklang. Dann Tanz — selbstverständlich. Kein Tag ohne Tanz — auch nicht an diesem heißesten Tage, an dem selbst die leiseste körperliche Bewegung eine unerhörte Transpiration zur Folge hat. Diesmal wird der Ball durch eine große Polonaise eingeleitet, zu der Papiermützen, Hauben und Hüte in allerlei Formen verteilt werden. Das fürstliche Paar eröffnet den Reigen; es geht über das Promenadendeck, zwei-, drei- und viermal, und dann schließt ein deutscher Walzer sich an. Auch ich tanze ihn mit meiner Dame und will Frau Tila in zierlicher Wendung meine Gewandtheit demonstrieren; aber da kommt eine unerwartete Bö, das Schiff schwankt, ich schwanke mit und klebe als ein Atom in der Brandung des Bordlebens an der Reling. In diesem Zuständlichen kann der Kavalier zum elenden Stümper werden. . . .

Rio de Janeiro, 26. März. — Der Kommodore hatte uns gesagt, daß wir um sechs Uhr früh in den Hafen von Rio Einzug halten würden: es galt also, zeitig auf den Beinen zu sein. Als mein Steward mich um die fünfte Morgenstunde weckte, war es noch völlig dunkel, und auch das Meer dehnte sich tiefgrau und ziemlich langweilig aus. Auf dem Kommandodeck fand ich schon die prinzlichen Herrschaften mit ihrer Umgebung, alle in Erwartung des bevorstehenden Schauspiels, denn Rio gilt nun einmal als der schönste Hafen der Welt, und er hat, wie wir uns davon überzeugen konnten, auch durchaus ein Anrecht auf diesen Ruhmestitel. Vorläufig war allerdings nicht viel mehr zu sehen als die im Morgendämmer verwischt erscheinende graue Linie eines Vorgebirges. Aber gegenüber, auf der Steuerbordseite, bereitete sich ein anderes Schauspiel vor, das uns gefangennahm: ein Sonnenaufgang von wunderbarer Pracht. Aus einer Wolkenburg von Flammentönen, deren rosige, violette und safranfarbene Tinten sich mählich zu einem brennenden Feuermeer vereinigten, stieg die Sonnenscheibe anfänglich kupferrot empor, um von Sekunde zu Sekunde an Leuchtkraft zuzunehmen und endlich in voller Glorie als ewige Siegerin über die Nacht ihren Triumphzug am Himmel zu beginnen. Nun stürzten auch die letzten Schatten der Dämmerung in das Meer, das alles Gold, das die Sonne verstreute, in sich aufnahm, und durch dieses glanzerfüllte Becken steuerte der „Cap Trafalgar" in eine Bucht von unbeschreiblicher Schönheit hinein. . . .

Erinnerungen kamen und verblichen wieder. Die Einsteuerung mahnte einen Augenblick an die zerrissenen Schären Norwegens — dann fiel mir der Hafen von Hongkong ein, der mir ähnliche Formationen zu zeigen schien, und schließlich dachte ich auch an die seltsamen Kulissenbilder in der Binnensee Japans und ihren dekorativen Wechsel: aber die Erinnerung täuscht. Der Hafen von Rio ist in der Tat einzig in der Welt. Prinz Adalbert von Preußen hat ihn in seinem 1847 erschienenen Reisetagebuche aus Brasilien mit froher Begeisterung beschrieben. Er erzählt, wie alles an Deck seines Schiffes, des „San Michele", mit weitgeöffneten Augen auf die sonderbaren Formen dieser bergigen Küste starrte, hinter der damals noch verschlossene Wunder vermutet wurden. Links steigt ein erstes Inselchen auf, ein Felsenkegel. Nun werden andre, etwas größere Inseln sichtbar, kahle und bewaldete, bebaute und befestigte — und dahinter erhebt sich der „schlummernde Riese", jener eigenartige Gebirgszug, der in Andreas Gonsalves, dem portugiesischen Entdecker dieses Teiles der Welt, vielleicht ähnliche Gedanken ausgelöst hat wie in uns modernen Menschen. Den Kopf des „Gigante" mit ungeheurer Habichtsnase und mit aufgesperrtem Munde bildet der steile Fels, den man die „Gavia", das Marssegel, nennt. Die Hände scheinen über dem Magen gefaltet: die beiden Spitzen der Tijuca; die emporstehende Kniescheibe ist der Corcovado (der Bucklige) und der immense Fuß dieses Zyklopen der „Zuckerhut", ein Felskegel, der seinem Namen Ehre macht. Rechts zu den Füßen des schlafenden Wächters, hart an der jäh abstürzenden Wand des Zuckerhuts, liegt die Einfahrt, vor die sich wieder kleine, rundlich geformte Inseln schieben. Hinter dieser Gruppe läuft die schroffe Bergreihe fort, eine

Anzahl gleichsam vereinzelter Granitfelsen, hier und da durch einen Grat verbunden, dann wieder durch tief gebuchtete, grünschattige Täler voneinander getrennt, bizarr in den Formationen, aber auch im Grotesken, im Abenteuerlichsten der Gestaltung nie unschön.

Fabelhaft malerisch wirken aus der Ferne die Palmengruppen, die aus nacktem Boden aufstreben, die dunklen Büschel der Bambusknäuel, die mit Dattelplantagen bedeckten Hänge, die Agavenfelder. Hier schillern die Felswände fast schwarz wie Schiefer, drüben prallt die Sonne von bröcklig gewordenem Gehänge ab, unten zieht ein Saum weißen Sandes sich an der Küste hin. Aber über dem ganzen Bilde liegt eine vollendete Grazie; das Pittoreske der Szenerie wird im Schwung der Konturen zu einer außerordentlichen dekorativen Schönheit: hier hat die Natur in Wahrheit ein Meisterstück geschaffen. ...

Ein großer schwarzer Vogel, der mit weitgebreiteten Schwingen über den „Cap Trafalgar" streicht, ist der erste Gruß für uns vom fremden Lande. Wir steuern zwischen den Inselgruppen hindurch. Bei der Einfahrt liegt die befestigte Insel Lage, von der ein donnernder Salut vernehmbar wird. Durch den Morgen blitzt es, weiße Wolken steigen auf, die Geschütze der kleinen Festung brüllen ihr Willkommen.

Inselchen um Inselchen: da Villegaignon mit Kasernen für die Marinetruppen, Fiscal mit Baulichkeiten der Zollbehörde, Des Flores mit dem Hospital für die Einwanderer, Enxades mit der Navigationsschule. Da wieder Das Cobras, die Schlangeninsel, aber die Schlangen sind längst vertrieben, seit die Marine sich hier eingerichtet hat, ferner Governador, die größte Insel der Bucht, mit schönen Landhäusern und einem

hübschen Badestrand, Paqueta mit höchst anmutigen Felsgruppen, Born Jesus mit dem Invalidenheim. ...

Wir legen an, und fast macht es den Eindruck, als trüge unser gutes Schiff uns gleich mitten in die Stadt. Die neuen Hafenanlagen sind in der Tat bewundernswert, und ein Blick auf die Altstadt, ehemals ein Gewirr von schmutzigen Gassen und baufälligen Häusern, beweist, wie Kolossales hier im letzten Jahrzehnt geschaffen worden ist. Die kerzengerade Avenida, durch die sich von Deck aus das Auge verliert, ist wie mit Lineal und Messer durch das Häusermeer geschnitten. Sie ist zweifellos imponierend, aber etwas stört: die Architektur der Gebäude, die in ihrer wahnsinnigen Stillosigkeit dieser herrlichen Straße eine sonderbare Umrahmung geben. Daß man hier zu bauen versteht, wurde uns später gezeigt. Um so verblüffender wirkt die Geschmacklosigkeit und der barbareske Prunk der Häuserfronten und der zahllosen Monumente, in denen südliche Phantasie flatternde Orgien feiert. ...

Die Sanitätskommission hatte uns verlassen, und nun erschienen als erste Abgesandte der Regierung zur Begrüßung des Prinzenpaares einige Herren an Bord: der Unterstaatssekretär de Cavalho Dias Lima, ein würdiger alter Diplomat, dessen Verbeugungen von europäischem Anstrich zeugten, dann der Oberst Barledo, der Chef des Militärstabs, und die zum Ehrendienst kommandierten Offiziere, Kapitän zur See Caesar de Mello und der Rittmeister Estellita Werner, dem Namen nach wohl deutscher Abstammung, ein junger Herr, der längere Jahre bei uns gedient hat und auch vortrefflich unsere Sprache spricht. Dazu fanden der deutsche Gesandte Exzellenz Pauli (übrigens ein Sohn des bekannten ehemaligen Bürgermeisters von Bremen)

mit seinem Attaché Herrn Tiemann, der Generalkonsul Münzenthaler und der Vizekonsul Pistor sowie als Ältester der deutschen Kolonie Kommerzienrat Arp sich ein, so daß es auf dem Kommandodeck bald lebendig wurde.

Aber die Zeit schritt weiter: um halb zehn war der Besuch des Prinzen Heinrich beim Bundespräsidenten angesagt worden, an dem unserseits nur noch Herr von Tyszka als Adjutant, der Gesandte Pauli, der Leibarzt Professor Doktor Reich und meine Wenigkeit teilnahmen. Der Prinz und sein Adjutant trugen dabei die Tropenuniform der Marine mit den üblichen Dekorationen, während wir vom Zivil uns mit Cutaway und respektvollen Gesichtern begnügten. Autos standen am Landungsplatze bereit, und nun ging es in rasender Fahrt mit einer Suite radelnder Polizisten rechts und links durch die wundervolle Avenida Central und über die herrlichen Kaianlagen am Meer nach der Rua Cattete, wo sich der Palast des Präsidenten erhebt. Er ist einer der geschmackvollsten in Rio, und auch der Empfangssalon, in den wir geführt wurden, entbehrte trotz der gewöhnlichen Kühle solcher Räume nicht einer gewissen stolzen Würde. Das erste, was uns in diesem Gemach in die Augen fiel, war eine Riesenphotographie unsres Kaisers in prunkvollem silbernen Rahmen, die in einer Ecke hinter einem Arrangement köstlicher Rosen stand.

In der Vorhalle nahm uns zunächst ein Marschall in Empfang, dessen Namen ich vergessen habe (es gibt hier sehr viele Marschälle, und alle mit äußerst langen, ungemein schön klingenden Namen), und dann machten wir die Bekanntschaft eines recht interessanten Mannes, des erst kürzlich zum Minister des Auswärtigen ernannten Herrn Doktor Lauro Severino Müller. Der Name ist deutsch, und die Familie des Ministers stammt

auch in der Tat aus Deutschland: aus Cochem an der Mosel, und ist in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Brasilien eingewandert. Doktor Müller, ein hochgewachsener schlanker Mann mit sehr klugen Augen, die das Spiel diplomatischer Beredsamkeit wie das gescheiter Verhüllung vortrefflich verstehen, und mit kurzgehaltenem dunklen Spitzbart, gilt als einer der befähigtesten Staatsmänner Südamerikas. Er ist in Santa Catharina geboren und bekleidete in seiner Vaterstadt die föderale Senatorwürde, wurde aber nach dem Tode des Barons do Rio Branco nach der Bundeshauptstadt berufen, um den erledigten Posten des Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten einzunehmen. Er hat in Rio auch schon früher in wohltätigster Weise gewirkt; als er noch Minister für den Verkehr und die öffentlichen Arbeiten war, wurde unter seiner Leitung die „Sanierung" der vom gelben Fieber schwer heimgesuchten Stadt vollzogen, wurden die neuen Aveniden eröffnet und wurde vor allem der wundervolle Hafenbau beendet.

Mit ihm erschien ein andrer älterer Herr an der Treppe der Empfangshalle, den ich anfänglich für so eine Art Introdukteur hielt, dann aber, da er uns als Admiral vorgestellt wurde, naturgemäß für einen verabschiedeten Marineoffizier (er trug Zivil, und zwar sehr gut sitzendes), der vielleicht in der näheren Umgebung des Präsidenten irgendein höfisches Amt bekleidete, wie solche ja auch in Republiken zuweilen verdienten Männern verliehen werden, die man nicht anders verwenden kann. Doch stellte sich später heraus, daß nur ein verwandtschaftliches Verhältnis zum Präsidenten den Herrn in das Palais geführt hatte; es war nämlich sein Schwiegervater, der Baron de Teffé von Hohnholz.

Im großen Saal, dessen neopompejanische Wandmalereien von einem Fries gekrönt werden, der die Arbeiten des Herkules darstellt, was man aber nicht als witzige Satire auf bestimmte südamerikanische Verhältnisse betrachten darf, trat dem Prinzen endlich der damalige Herr Präsident Hermes Rodriguez da Fonseca selbst entgegen: ein kleiner, liebenswürdiger Mann von vielleicht sechzig Jahren, in der Marschallsuniform der brasilianischen Armee, flammendroten Hosen und einem dunkelblauen, reich mit Gold verschnürten kurzschößigen Waffenrock nach französischem Schnitt. Das Käppi trug er in der Hand. Ich kann nicht sagen, daß mir die Uniform besonders gut gefällt, aber das ist Geschmackssache, und schließlich kann man in jedweder Uniform Heldentaten verrichten. Der Empfang währte nur kurze Zeit; Prinz und Präsident nahmen für einige Minuten auf einem schmalen Sofa von rotem Samt Platz, das mehr prächtig als bequem aussah, und plauderten miteinander — über was, weiß ich nicht, es hatte in diesem Augenblick auch kein Interesse für mich, da mir der Unterstaatssekretär Cavalho gerade eine sehr lebhafte Schilderung der letzten Springflut gab. Die Herren sprechen natürlich alle geläufig Französisch, doch mit dem Akzent, den man vielfach in Spanien, Portugal, auch Italien findet; gewisse Worte nehmen dabei einen nasalen Beiklang an und einzelne Silben werden halb verschluckt — man muß schon gehörig die Ohren spitzen, wenn man alles verstehen will. Immerhin störte das die Lebhaftigkeit der Unterhaltung nicht, und da ich mit den Herren keine politischen Geheimnisse auszutauschen hatte, so kam es auch nicht darauf an, wenn das gegenseitige Verständnis zuweilen abirrte.

Nach zehn Minuten war der Besuch beendet, und

wir ratterten in unsern Autos wieder durch die Straßen zurück, abermals umgeben von einer Fülle beingewandter Polizisten, die auf ihren Zweirädern eine erstaunliche Geschicklichkeit entfalteten, und unterwegs von zahllosen Photographen in aller Schnelligkeit fixiert und aufgekurbelt. Eine Viertelstunde später erfolgte der Gegenbesuch des Präsidenten auf dem Schiff, dem auch die Frau Prinzessin beiwohnte — dann konnten wir uns (eine Wohltat bei der blödsinnigen Hitze) in sommerliche Gewandung werfen, um der Einladung des Regierungshauptes zu einem Ausfluge in die Tijucaberge zu folgen. ...

Das waren nun in der Tat ein paar unvergeßliche Stunden. Wieder standen die Automobile bereit, diesmal ohne Sonnendach, und wieder ging es zunächst durch die Stadt, von der ich in der Eile nur einige hübsche Veduten erhaschen konnte. Ich warf einen Blick auf das stattliche Teatro Municipal mit seiner großen Freitreppe, auf das umfangreiche Hospital Santa Casa de Misericordia, in dem sich auch die Hörsäle der medizinischen Fakultät befinden, auf das Gebäude des deutschen Konsulats in der Avenida Central (die Gesandtschaft residiert in Petropolis), auf die Kirche de la Candelaria, die mir als das schönste Gotteshaus Brasiliens bezeichnet wurde, auf die Kunstschule und das Konservatorium der Musik. Dann bogen die Autos in eine lange Palmenallee ein und fuhren den Kanal entlang zur Quinta Boa Vista, dem herrlichen alten Park des Kaiserreichs, in dem sich das Kolossalgebäude des Naturwissenschaftlichen Museums befindet, das ehemalige alte Schloß Dom Pedros.

Die Straßen sind von ausgezeichneter Erhaltung, die ganze Stadt macht einen ungemein sauberen und gefälligen Eindruck. Das Volksleben hatte ich mir

malerischer gedacht; der farbige Einschlag in der Bevölkerung ist ein sehr starker, aber an Nationaltrachten wie drüben in Ostasien fehlt es gänzlich — eine gewisse korrekte Nüchternheit wiegt vor. Dafür entschädigt das Landschaftliche. Ich habe fast alle Hauptstädte der Welt kennen gelernt, aber ich möchte doch behaupten, daß Rio die schönste Lage besitzt. Immer begleitet uns der Ausblick auf die Berge mit dem unvergleichlichen Reiz ihrer Linien. Jenseits der Vorstädte steigt der Weg mählich an; die Wagen rasseln an einem Teich vorüber, der mit violetten und weißen Seerosen gefüllt ist, fahren dann wieder unter hängenden blauen Glyzinien durch eine Allee von ungeheuren Bambusstauden und durch eine zweite von Baumriesen, die ihre Luftwurzeln hoch über uns zu einem dichten Gewirr verschlingen.

Es hat lange nicht geregnet, und die Sonne brennt heiß. Aber wir spüren sie nicht. Wir starren in diese große Natur, in eine Urwaldwildnis in unmittelbarster Nähe einer ganz modernen Stadt, in Farbenharmonieen von seltsamem Zauber; wir starren gaukelnden Faltern nach, deren Flügel azurblau und amaranten schillern, und die wie mit Goldstaub bestreut sind; wir starren in eine fremde Welt, die von einer Minute zur andern uns neue Wunder enthüllt. Endlich halten wir vor dem hübschen Sommerhause des Hotels Itamaraty, wo eine Negerkapelle uns mit „Heil dir im Siegerkranz" empfängt und uns (eine Lust für die durstige Kehle) ein kühler Drink aus Champagner und Selterwasser präsentiert wird. Hier erwartet der Präsident die prinzlichen Herrschaften, denen er seine Gattin vorstellt, eine liebenswürdige junge Dame von pikanter Erscheinung, deren Bruder übrigens kürzlich zum Gesandten Brasiliens in Berlin ernannt worden ist. Die Familie de Teffé ist holländischer Abstammung, der

Adel von Hohnholz kaiserliche Nobilitierung; die Präsidentin spricht auch ein wenig Deutsch, zieht aber das Französische vor, um nicht hin und wieder nach einem vergessenen deutschen Ausdruck suchen zu müssen.

⊕ ⊕ ⊕

Nach dem Drink wurde der Ausflug fortgesetzt: zunächst bergan auf gut chaussierten Wegen zwischen Myrtendickicht, Palmen, Drazenien, an hängenden Felsen und einem rauschenden Wasserfall vorüber zum Aussichtspunkt Exzelsior. Da lag nun Rio in seiner vollen Ausdehnung tief unter unsern Füßen, ein Panorama von einziger Großartigkeit. Die ganze Bai tat sich vor uns auf mit ihrer anmutigen Inselwelt, ihren sanften Kurven, dem Hintergrund ihrer Höhen. Das Orgelgebirge mit seinem seltsam gezackten Kamm und dem spitzen „Finger Gottes" in der Mitte lag schon in lichtblauem Nebel. Aus der Tiefe quollen graue Dampfschwaden auf: das ist das Niederungsgebiet der Sümpfe, deren Trockenlegung einer deutschen Firma anvertraut worden ist. Um die Berge von Petropolis sammelte sich ein Gewitter, das schwarz an einem strahlenden Himmel stand. Auch an diesem Aussichtspunkte fehlte es nicht an Photo- und Kinematographen, aber die Leute waren nicht aufdringlich, eine Beobachtung, die ich in Rio allgemein machen konnte. Niemals wurden unsre Wagen umdrängt; der Polizeichef, den wir später beim Frühstück kennen lernten, verdient alles Lob. ...

Das Frühstück im Hotel Itamaraty wartete. Ich will das Menü wiedergeben: Aspic de foie gras; Bouillon à la Impériale; Badejo à la Prussienne; Gibier à la Itamaraty; Châteaubriand à la Richelieu; Salade russe; Glace à la Mangue; Fruits; Dessert. Dazu gab es vortrefflichen heimischen Moselwein aus dem Keller

des Ministers Müller, einen süffigen Bordeaux und Pommery. Ich saß zwischen dem Konsul Pistor und Herrn de Cavalho und unterhielt mich gut; auch der Tropendurst fand Linderung. Nach dem Kaffee wurden abermals die Autos bestiegen, und nun ging es durch Bambushaine und Dattelwälder nach den sogenannten Furnas, künstlich ausgebauten gewaltigen Felshöhlen mit einem murmelnden Quell, und weiter zwischen ausgedehnten Bananenkulturen, die vielfach Früchte und Blüte zugleich zeigten, durch einen tropischen Wald, der überraschende Ausblicke in Schluchten bot, die mit Grün und Herbstblumen gefüllt waren, auf ragende Felspartieen, auf das blaue Meer. Der beständige Wechsel der Szenerie, das Nebeneinander von Wildheit und Größe und reizvoller Anmut in einer Natur, über der eine tiefe Stille liegt, ein eigenartiges geheimnisvolles Schweigen, wirkt wahrhaftig überwältigend. Ich unterschätze die köstlichen Laubwälder Deutschlands mit ihrem Vogelgesang gewiß nicht; gewiß auch, daß ich sie vorziehe. Aber das Grandiose der Tijucaberge hat für einen Menschen von Phantasie etwas Berauschendes. ...

Der weltberühmte Botanische Garten Rios mit seiner schnurgeraden Allee aus himmelhohen Palmen und all seinen Kuriositäten und Seltenheiten bildete den Abschluß unsres Ausflugs. Leider drängte die Zeit: der „Cap Trafalgar" wartete schon wieder auf uns. Die ersten Schatten des Abenddämmers fielen, als wir in See stachen, und wie uns am Morgen ein köstlicher Sonnenaufgang begrüßt hatte, so nahmen wir bei einem flammenden Sonnenuntergang Abschied von den Schönheiten Rios. Dann brach die Nacht herein, und am fernen Horizont entzündete sich ein Wetterleuchten, das auch die See mit seinen gelbgrünen

Farbentönen füllte. Zugleich wachte der Wind auf, und ihm gesellte in den Morgenstunden der Ausläufer eines Pamperos sich zu, der das Meer erregte wie im Golf von Biskaya und mich endlich zwingt, die Feder aus der Hand zu legen. Mein Schreibtisch ist schwankend geworden — und auch die Gedanken beginnen zu wogen. ...

Das war unser erster Besuch in Rio de Janeiro. Ein zweiter, etwas ausgedehnterer sollte auf der Rückfahrt erfolgen, und dann werde ich auch Gelegenheit finden, meine Tagebuchblätter zu vervollständigen. Mancherlei Briefe aus Südamerika sind mir inzwischen von guten Freunden zugeflogen, die eine zuweilen recht seltsame Ergänzung bilden zu dem, was ich sehen, hören und erfahren konnte.

7 Erzählungen am Rauchtisch

Die Geschichte Don Robertos von der grauen Perle erinnerte mich an einen Schwindel, auf den ich selbst einmal hereingefallen war, und an einem Abend zwischen Rio und Buenos Aires, als wir uns wieder am Rauchtisch vereinigt hatten — diesmal freilich draußen in der sogenannten Laube des Schiffs, wo ein angenehmer Luftzug herrschte —, erzählte ich das kleine Abenteuer und gab ihm den Titel:

Der Ring Anitas

... Es ist eine Reihe von Jahren her, da saß ich einmal des Abends beim Zi Pippo in Rom. Wer Rom näher kennt, kennt natürlich auch den Zi Pippo: eine jener kleinen, verräucherten und schmutzigen Kneipen, deren Patina man nicht achtet, wenn man hinter der

Flasche sitzt und den Gesiegelten durch die Kehle rinnen läßt. Die Bude Zi Pippos liegt im Nicolo del Soldato, einem engen und meist übelriechenden Gäßchen unweit des Tiberkais, in der Nähe des altberühmten Albergo dell' Orso, des Gasthauses zum Bären, in dem schon Karl der Große gewohnt haben soll und auch Dante und der weise und witzige Maître Rabelais, als er in Rom war, um sich vom Papst eine Ablaßbulle für seine verruchte Apostasie zu verschaffen. ...

Also in Zi Pippos dunkler Butike saß ich einmal mutterseelenallein, hinten im Extrazimmerchen, das einer Höhle ähnlicher sieht als einer Kneipe, und hatte einen famosen Genzano vor mir, und da ging die Tür, und ein Gast trat ein, dessen seltsames Äußere mir gut gefiel. Es war ein baumlanger Gentleman, in einen schwarzbraunen römischen Mantel gewickelt, dessen Zipfel über die linke Schulter fiel, und mit einem runden Hut, der tief in die Stirn gedrückt war, aber doch so, daß noch eine geölte graue Locke sich oberhalb der Nasenwurzel ringeln konnte. Diese Nase wirkte dominierend im Angesicht des Mannes: es war eine gewaltige Nase, hakenförmig, weit vorspringend wie der Erker eines Palazzo, auf dem Buckel violett gefärbt, doch mit rötlichen Tinten, und mit dunklen Öffnungen, die wahrhaftig zwei Kratern glichen. Dazu brennende Augen, Romulusaugen voll Leidenschaft und Schalkheit mit hochgekämmten Brauenbuschen darüber, und ein grünlich-grauer Knebelbart, mit schwarzer Wichse zu dräuenden Spitzen gedrechselt.

Der Mann sagte einen freundlichen Guten Abend und warf seinen Mantel ab. Er war mit einer gewissen schäbigen Eleganz gekleidet; trug eine flammendrote Krawatte mit gelben und eine gelbe Weste mit roten Punkten und im obersten Knopfloch seines großkarierten

Jacketts das farbige Bändchen eines mir unbekannten Ordens. Übrigens war er sehr höflich, und während er sich eine stattliche Portion Makkaroni bestellte und mit gutem Appetit verzehrte, plauderte er mit mir über allerlei, anfänglich etwas zurückhaltend wie ein gut erzogener Mensch, der erst abwarten will, wie sich der andre verhält, dann aber wärmer werdend. Denn da hatten wir eine Gemeinsamkeit gefunden: ich stellte mich als Schriftsteller vor und er sich als Journalist, als ständiger Mitarbeiter des „Osservatore Romano", des bekannten klerikalen Blattes.

Aber er sagte gleich, er sei durchaus kein „Pfaffenknecht". In seiner Jugend habe er sich sogar für die Freiheit Italiens begeistert, sei bei Velletri auf den Tod verwundet und am Ticino von den Österreichern gefangengenommen worden. Er ließ durchblicken, daß er von alters her gute Verbindungen mit dem Vatikan habe, und die schätze man auf der Redaktion des „Osservatore" und honoriere sie auch anständig. „Was wollen Sie," rief er, „meine Dramen werden nicht aufgeführt, und leben muß doch der Mensch ...!"

Dagegen ließ sich nichts sagen; ich hatte auch gar nicht die Absicht, den fremden Kollegen auf seine Gesinnungstüchtigkeit hin zu prüfen. Er plauderte pläsierlich, schien ein origineller Kopf zu sein und wußte in den Kellergeheimnissen des Zi Pippo gut Bescheid: das genügte mir. Auf seinen Rat ließen wir uns einen al'en Marino geben, der ein bißchen schwer war, aber vorzüglich mundete. So pokulierten wir denn wacker drauflos, und aus einer Flasche wurden bald drei, und immer wieder schenkte Herr Gariglioni ein. Dabei fiel mir auf, daß er merkwürdig schlanke und wohlgeformte Hände besaß, Hände von Kultur mit feinen, spitz verlaufenden Fingern und gepflegten Nägeln. Am Zeige-

finger der Rechten trug er einen breiten silbernen Ring, dessen Wappen mich interessierte.

„Es ist kein Wappen," sagte er, den Reif abziehend und mir reichend; „Sie sehen, es ist das Bild einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt: das Zeichen der Ewigkeit. In der Mitte ein Berggipfel: das soll der Monte Video sein. Es ist der Ring Garibaldis, den ihm Anita, seine Frau oder Geliebte oder beides, in Amerika geschenkt hat. Ich habe ihn von Giuseppe geerbt, denn ich habe ihm den Ring einmal aus seltsamen Diebsfängen gerettet."

Nun wurde ich natürlich neugierig, und da erzählte mir Signor Garglioni denn folgende nette kleine Historie:

„Als Garibaldi im Sommer achtundvierzig aus Montevideo heimkehrte, war ich ein siebzehnjähriger Pennäler. Giuseppe ließ damals die Trommeln schallen und rief aus allen Teilen Italiens Freiwillige unter seine Fahne — und da kniff denn auch ich mit noch einem Freunde von der Schule aus und stellte mich in Mailand dem General. Ich war ein langer und strammer Bursche, wurde ohne weiteres angenommen und dem Bataillon Anzani zuerteilt: so genannt nach dem Obersten Anzani, der in Montevideo der getreueste Freund Garibaldis gewesen war. Offen gestanden, es gefiel mir anfänglich nicht sonderlich unter den Rothemden. Die Regierung tat so gut wie gar nichts für uns; wir mußten uns sogar aus erbeuteten Mänteln österreichischer Soldaten selbst unsre Uniformen zurechtschneidern. Trotzdem zogen wir mit Sang und Klang nach Bergamo, wo wir Mazzini fanden, der auch zur Muskete griff und in unser Freikorps eintrat. Aber es dauerte nicht lange, so kam aus Mailand der Befehl, in Eilmärschen heimzukehren;

unterwegs erfuhren wir, daß Mailand kapituliert habe und das ganze piemontesische Heer in voller Auflösung sei. Das war eine Schreckensnachricht, die auch unser Korps dezimierte; in Como schon liefen die meisten davon, aber mit den verbliebenen Achthundert wollte Garibaldi sich noch immer den Österreichern entgegenwerfen. Wir marschierten nach Arona, nahmen ein paar Dampfer in Beschlag und setzten nach der andern Seite des Maggiore, nach Luino, über.

Da erkrankte Garibaldi. Das Sumpffieber vom La Plata steckte ihm noch in den Gliedern und zehrte gewaltig an seinen Kräften. Er hatte in einem kleinen Gasthause, einem am Ausgange Luinos vereinzelt stehenden Gebäude, Quartier genommen und sich dort zu Bett gelegt. So hinfällig war er, daß er ernstlich daran dachte, den Oberbefehl auf den Obersten Medici zu übertragen, einen alten Waffengenossen aus Amerika. Ich war damals sozusagen der Leibbursche Garibaldis und immer um ihn; er hatte mich gern, vielleicht weil ich jung und abenteuerlustig, vielleicht weil meine Mutter eine Base von ihm war, die er einstmals sehr geliebt hatte. So war ich denn auch bei ihm, als er das Dekret für den Obersten Medici abfaßte, der in Arona zurückgeblieben war, um in der Umgegend noch weitere Freiwillige anzuwerben. Ich hatte Tinte, Feder und Siegelwachs besorgt und auch ein paar Bogen Papier aufgetrieben und stützte den General, während er, vom Fieber geschüttelt, den Brief an Medici schrieb. Endlich war er fertig, und nun sollte ich sein Siegel unter das Schriftstück drücken. Sein Siegel, das war eben der Ring Anitas, den er sonst immer trug, diesmal aber vom Finger gezogen und mit Uhr und Geldbörse auf das Fensterbrett gelegt, ehe er sich gewaschen hatte und zu Bett gegangen war. Das Fenster stand,

da wir im August lebten, weit offen — und nun denken Sie: in dem Augenblick, da ich auf Befehl des Generals den Ring holen soll, schwirrt es auf einmal durch die Luft, und ich sehe einen Vogel, ein schwarzes Vieh mit weißem Bauch, auf das Fensterbrett zustoßen — und ich schreie auf, und da hat das Biest mit seinem hakigen Schnabel auch schon den Ring gepackt und ist auf und davon. ...

Lieber Kollege in Apoll, ich war damals bereits ein großer Junge, aber mich faßte doch ein so krasses Entsetzen, daß ich laut zu heulen begann. Auf weitere Sentiments konnte ich mich freilich nicht einlassen, denn plötzlich scholl von der Straße herauf ein wüster Lärm und der vielstimmige Ruf: ‚Die Österreicher ...!‘ Garibaldi springt aus dem Bett, doch er ist so schwach, daß er taumelt und niederstürzt. Da stürmt auch schon Oberst Apice in das Zimmer mit der Meldung, ein Detachement von gegen tausend Weißröcken rücke gegen Luino vor. Wir tragen Garibaldi wieder in sein Bett; er schäumt, er rast, er will von neuem aufspringen, wird aber ohnmächtig. Verfluchte Situation! Glücklicherweise behält Oberst Apice den Kopf oben. Seine Befehle gellen. Im Nu steht das ganze Freikorps bewaffnet vor dem Wirtshause. Apice stellt es in zwei Haufen. Der größere soll sich den Österreichern entgegenwerfen, der kleinere bleibt zurück, um den kranken General zu schützen.

Zu dieser Kolonne gehörte auch ich. Wir verbarrikadierten das Gasthaus und verteilten uns dann in dem benachbarten Wäldchen. Wie die Wilden klommen wir an den Steineichen empor und versteckten uns im Buschwerk, um die nahenden Weißröcke mit Salven zu empfangen. Ich selbst hatte einen riesigen alten Baum erklettert, dessen breiter Wipfel mir zu-

gleich Deckung gab und auch guten Ausblick gewährte. Da sah ich denn, daß die Unsern bereits mit den Österreichern zusammengeraten waren. Staubwolken flogen über die Heerstraße, gemischt mit Pulverdampf, und unaufhörlich knatterte das Gewehrfeuer. ... Ich will mich kurz fassen — Oberst Apice fand hartnäckigen Widerstand und wäre vielleicht besiegt worden, wenn ihm nicht unerwartet Medici mit hundert neugeworbenen Freiwilligen zu Hilfe gekommen wäre. Im entscheidenden Augenblick rasselten auch unter unsern Bäumen wieder die Trommeln; Medici selbst karrierte heran, mit zerschossenem linken Arm, um unsre kleine Truppe dem schon flüchtenden Feinde nachzuwerfen. Nun glitten wir spornstreichs von den Bäumen herab, und da ..."

Gariglioni pausierte einen Augenblick, als wollte er den Effekt um so stärker herausholen: er war ein gewandter Erzähler. Er trank einen Schluck; ein Lächeln ging um seinen Mund.

„Also da," fuhr er fort, „— da riß ich ein Nest mit zu Boden, ein Elsternnest — unter brechenden Zweigen und einem Hagel von Blättern. Und sehe im selben Augenblick etwas Glitzerndes unter mir: den Ring Garibaldis. ... Ich hatte kaum Zeit, ihn zu mir zu stecken. Das Geknatter ging wieder los.

Die flüchtenden Österreicher durchschwärmten das Wäldchen. Aber wir konnten doch an achtzig Gefangene machen; an hundert blieben tot und verwundet zurück.

Die Freude des Generals, als ich ihm den Ring seiner Anita wiedergeben konnte, war unbeschreiblich. Er küßte mich und schenkte mir seine Uhr. Die ist freilich längst im Versatzamt untergegangen. ... Dann kämpfte ich noch an Garibaldis Seite bei Murazzone, in jenem Treffen, das seinen Namen populär machen

sollte, und später ... aber das gehört nicht mehr zur Sache. Ich wollte Ihnen nur die Geschichte des Ringes erzählen. ..."

Er schwieg und trank wieder. Wir gingen zu Asti über. Wir kauften uns beide einen gehörigen Schwips. Und nun wurde Gariglioni immer vertraulicher. Er öffnete mir sein Herz. Er sprach von dem Jammer seines Lebens. Er hatte eine kleine Herzliebste geheiratet; sechs Kinder schrieen tagaus tagein nach Brot und Makkaroni.

„Verfluchtes Dasein," sagte er grollend. „Zuweilen hab' ich schon an Strychnin gedacht. Heut nachmittag war ich beim Pepe auf dem Monte di Pietà und wollte den Ring versetzen, den Garibaldi mir vererbt hat — aber die Schufte berechnen nur den Silberwert — ein paar lumpige Lire. Wissen Sie nicht einen verrückten Engländer, der mir das Ding abnehmen kann?"

Nun hatte mir gerade um diese Zeit eine verständige Tante einige Tausende hinterlassen, und ich hatte die Taschen voll. Und weil Gariglioni mir leid tat und ich eine Schwärmerei für hübsche Kuriositäten hatte, so fragte ich, was er für den Ring haben wollte.

„Fünfhundert Lire," antwortete er, „die könnten mich retten. Ich rechne nämlich ..."

Und rechnete mir irgend etwas vor und schloß dann, daß auch schon vierhundert Lire ihn retten würden. Ich kramte in meinem Portefeuille und fand, daß ich nur zweihundert und einige dreißig Lire bei mir hatte. Es war schrecklich, wie gierig die Augen des armen Teufels auf den Banknoten hafteten.

„Geben Sie her," sagte er, „weil Sie es sind — und weil ..." Tränen rannen über seine groteske Nase ... „Aber halten Sie mir den Ring in Ehren ..." Er zog ihn vom Finger, küßte ihn und gab ihn mir. Und ich schob ihm die Banknoten zu.

Als wir uns, etwas taumelnd, auf der Stelle verabschiedeten, verabredeten wir für den nächsten Abend wieder ein Stelldichein beim Zi Pippo (notabene, ich lud Gariglioni ein). Aber am nächsten Abend war Gariglioni nicht da; der Wirt entsann sich zwar seiner, kannte ihn aber nicht näher.

Erst Monate später hörte ich noch einmal von ihm. Da war ich in Neapel bei meinem inzwischen längst verstorbenen Freunde Woldemar Kaden und zeigte ihm den Ring Garibaldis und erzählte von unserm Kollegen Gariglioni. Kaden hörte mir sehr aufmerksam zu, beschaute den Ring von allen Seiten, lächelte erst und lachte dann laut.

„Ach du lieber Gott," rief er, „Zobelchen, da sind Sie schön 'reingerasselt! ... Die Geschichte von dem Ringe kam mir gleich so bekannt vor — nun aber weiß ich genau Bescheid. Die neapolitanischen Zeitungen haben schon vor Jahresfrist vor einem Schwindler gewarnt, der damals im gesegneten Parthenope sein Wesen trieb. Er schlängelte sich an gutmütige Forestieri heran und gab ihnen die Historie von der Elster zum besten und erzählte dann von dem Elend seines Lebens und wußte immer wieder den Garibaldiring an den Mann zu bringen, manchmal zu ganz stattlichen Summen. Der Ring ist aber nicht mal Silber, sondern nur eine Tombaklegierung und wird in Massen fabriziert, für Konfirmanden und so etwas — denn der Berg inmitten der Ewigkeitsschlange soll keineswegs der Monte Video, sondern der mystische Fels der Jungfrau Maria sein. Wert: zwei Franken, wenn es hoch kommt.... Nun hat der alte Gauner sich nach Rom gewendet, da ihm hier der Boden zu heiß geworden ist. Vielleicht taucht er demnächst in Verona oder Venedig auf. Seine Lämmerchen wird er immer finden. ..."

War es zu glauben? — Natürlich. Drüben in der Algérie war ich von einer hübschen Araberin einmal mit gefälschten Antiquitäten bemogelt worden, die ich nachher in die ewige See geworfen hatte. Aber den Ring Gariglionis habe ich behalten — und trage mich auch mit der Hoffnung, den verschmitzten alten Gauner auf einer meiner winterlichen Italienreisen noch einmal zu begegnen. Aber vielleicht ist er gar nicht mehr in Italien; vielleicht grast er nun in der Erinnerung an Garibaldi Österreich ab. Mir schwebt dunkel vor, als habe ich in einer Tiroler Zeitung einmal etwas von der Elstergeschichte gelesen.... Vielleicht ist Gariglioni (er wird wohl ganz anders heißen) auch schon tot. Und dann sei Gariglioni in Gnaden vergeben — oder wie er heißen mag, der Erzkomödiant und geriebene Schwindler....

8 Argentinische Eindrücke

Buenos Aires, 29. März. — Von den zwei Uhren, die ich bei mir trage, zeigt die eine die Berliner Zeit an, die zweite die Veränderlichkeit während der Reise. Das ist eine brave Uhr; ich wäre an ihrer Stelle längst übergeschnappt. Sich täglich rückwärts stellen zu lassen, hält nicht jedes Werk aus. Jetzt sind wir aber immerhin an eine Grenze des Rückschritts gekommen, und erst, wenn wir mit chilenischer Zeit rechnen müssen, geht das Drehen von neuem los.

Der La Plata, auf dessen Fluten wir heute in der Frühe erwachten, ruft ostasiatische Erinnerungen in mir wach. So gelb und schmutzig ist auch der Ganges und ist der Irawaddi. Verwegene Menschen, die an Bord noch baden wollten, sahen sich brodelnden Schlammmassen gegenüber und verzichteten leise weinend auf

das Purgatorium. Indessen suchte der „Cap Trafalgar“ die „Fahrtrinne“ auf, die dem La Plata vor den andern Flüssen Südamerikas seine Besonderheit gibt. Denn so gewaltig dieser Strom auch ist, mächtiger als der Mississippi, den er bei Hochwasser um das Doppelte übertrumpft, so kläglich benimmt sich der Riese der Schiffahrt gegenüber und drückt damit den wirtschaftlichen Wert des ganzen ungeheuren Flußsystems arg herab. Das La Plata-Ästuar, dieser immense Trichter, der gegen zweihundertfünfzig Kilometer Breite an der sich gegen das Meer öffnenden Basis umfaßt, ist durch die gewaltigen Sandmassen, die der Strom hier ablagert, zu einem seichten Gewässer von drei bis sechs Meter Tiefe geworden. Eine Fahrtrinne von etwa sieben Meter Tiefe leitet von Montevideo bis auf vierundzwanzig Kilometer an Buenos Aires hin, und von da aus führt nur eine Rinne von gegen sechs Meter in den Hafen hinein. Durch diese Rinne keucht der „Cap Trafalgar“; es wird ihm sichtlich schwer, sich durchzuarbeiten; man hört zuweilen ein verdächtiges Schrammen, und zweimal scheint es sogar, als lägen wir fest. Aber dann geht es wieder weiter, ganz langsam, ungewohnt langsam, und schließlich kommen uns Schlepper zu Hilfe, und nun gleitet der Dampfer, festlich über die Toppen geflaggt, in den Hafen ein. . . .

Ein erster Rundblick zeigt, wie ausgezeichnet die Lage der Stadt ist, die für die ringförmige wirtschaftliche Gliederung Argentiniens den Mittelpunkt, für die binnenländischen Verkehrszentren am Parana den Durchgangspunkt bildet. Wir legen im Haupthafen an, und zwar am Darsena Nord, der in Form eines unregelmäßigen Polygons erbaut und von breiten Kais umgeben ist, auf denen Tausende und aber Tausende von Menschen wimmeln.

Der Vormittag hatte leichte Regenschauer gebracht, nun aber lachte wieder der Himmel, und die große Stadt breitete sich im Glanze der Sonne vor uns aus. Es war gegen vier Uhr nachmittags, als der „Cap Trafalgar" endlich am Kai lag, und da grüßte uns denn auch schon von unten herauf der Gesang des deutschen Männergesangvereins mit einem der schönsten Lieder, die ich kenne, mit „Gott grüße dich". Prinz und Prinzessin mit ihrer Umgebung standen auf dem Kommandodeck, das sich rasch mit den Persönlichkeiten des Empfanges füllte. Als erster erschien Baron von dem Busche-Haddenhausen, unser langjähriger Gesandter in Argentinien, ein hochgewachsener, stattlicher Herr, der die Interessen Deutschlands in seinem Gebiete mit Umsicht und Tatkraft zu vertreten verstand, einer unsrer befähigtesten Diplomaten im weiteren Auslande; ferner der Bürgermeister von Buenos Aires, Herr de Anchorena, eine zierliche, lebhafte Persönlichkeit mit geistreichem Gesicht, ein ausgezeichneter Beamter, dem die Stadt unendlich viel zu verdanken hat — weiter der Unterstaatssekretär im Ministerium des Äußern Doktor Cantilo, der zurzeit hier auf Urlaub weilende argentinische Gesandte in Berlin Doktor Molina, der Oberzeremonienmeister Varilari und die zum persönlichen Ehrendienst bestimmten Offiziere: Oberstleutnant Sartori und Kapitän Fließ. Als Vertreter des (schwer erkrankten) Präsidenten der Republik Saenz Peña fungierte Kapitän Bosch, eine hünenhafte Erscheinung in der historischen Uniform der alten Leibgrenadiere aus der Zeit der Freiheitskriege. Die Namen Bosch und Fließ haben deutschen Klang, der Name Sartori hat italienischen, und in der Tat sind die Herren deutscher respektive italienischer Abstammung und verkörpern sozusagen die eigentümliche Mischung in der Bevölkerung

Argentiniens. Zu dem spanischen Einschlag in den Städten, zu dem eigenartig, aber nicht übel die Gauchos indianischen Bluts in der Pampa passen, gesellten sich zunächst die rasseverwandten Italiener, die die Einwandererschiffe zu zahllosen Tausenden in das Land führen, und dann die Deutschen, die seit den vierziger Jahren in die Entwicklung des Landes mit eingreifen konnten. Ich sagte schon, daß Präsident Saenz Peña schwer krank daniederliegt (er ist vor kurzem gestorben); die Regierung wird daher von dem Vizepräsidenten Doktor de la Plaza geführt, als dessen Vertreter Oberst Martinez Urquiza den Prinzen begrüßte. Vom deutschen Konsulat waren der Generalkonsul Doktor Bobrik (früher in Brüssel), die Vizekonsuln Doktor Eckel und von Radowitz, der landwirtschaftliche Sachverständige Doktor Pfannenschmidt und der Handelssachverständige Bruchhausen erschienen, von der Gesandtschaft zudem noch Legationssekretär Graf Dönhoff und der Militärattaché Hauptmann von Scheven (der bei Beginn des Krieges erst nach abenteuerlicher Reise und wenig angenehmen Tagen englischer Gefangenschaft nach Deutschland zurückkehren konnte).

Ursprünglich war ein Ausflug nach Tigre geplant worden, um dort einer Regatta beizuwohnen; es war indessen zu spät geworden, und so begnügte man sich denn mit einer Rundfahrt durch die Stadt, die mir Berliner Freunde als das „Paris Südamerikas" gepriesen hatten. Ich gestehe unumwunden, daß ich infolge dieser begeisterten Schilderung doch ein klein wenig enttäuscht war. Buenos Aires ist in der Tat erst im W e r d e n. Es mag eine der schönsten Städte des südamerikanischen Kontinents sein, und sicher ist es die teuerste, aber sie befindet sich noch in einem Umbildungsprozeß, und wie neben dem altspanischen Aristokraten

mit seinem rassestolzen Wesen der Emporkömmling steht, so steht neben dem jungen Reichtum die unverhüllte Armut.

Das Charakteristische der Bevölkerung prägt sich auch im Stadtbilde aus. Architektonisch stolze Baulichkeiten wechseln mit schauderhaften Wolkenkratzern von nordamerikanischem Typus und mit kleinen Häusern, deren verfallene Fronten einen kläglichen Eindruck machen. Jules Huret, den man ja auch in Deutschland kennt, hat ein ganzes Buch über Buenos Aires geschrieben, aber es ist mit Vorsicht zu lesen. Der schon genannte Bürgermeister Doktor de Anchorena, einer der angesehensten und reichsten Familien der Stadt angehörig, hat in der Zeit seiner Amtstätigkeit viel für ihre Verschönerung getan, hat aber auch gewaltig gegen den Geist der Spekulation zu kämpfen, der sich in Zeiten hochgehender wirtschaftlicher Unternehmungslust die besten Terrains zu sichern wußte, so daß heute jede neue Straßenanlage mit ungeheuren Kosten verknüpft ist. Immerhin muß zugestanden werden, daß Buenos Aires reich an schönen öffentlichen Bauten ist, daß einzelne Straßenzüge, wie vor allem die prächtige Avenida de Mayo mit ihren glänzenden Schauläden, einen imponierenden Eindruck gewähren und daß man in den Villenvorstädten und den Anlagen von „Palermo" selbst der kargen Umgebung Reize abzugewinnen verstanden hat. In diesem großen Park, den Palmen- und Magnolien-Alleen durchschneiden und dessen grüne Rasenflächen das Auge erfreuen, findet zweimal in der Woche ein „Korso" statt, der die elegante Welt der Stadt in Equipagen und Automobilen vereinigt. Automobile gibt es in Buenos Aires sicher mehr als in Berlin; ich kenne auch kaum eine zweite Stadt der Welt, in der die Chauffeure ein so rasendes Tempo einschlagen wie

hier, was nicht immer ungefährlich ist, denn nur den Hauptstraßen kann man gute Pflasterung nachrühmen. Die schönsten Läden sah ich in der Calle Florida, die stattlichsten Wohnhäuser in den Aveniden Callao und Alvear. Famos ist der Blick durch die Avenida de Mayo auf das neue Prachtgebäude des Palacio de Congreso.

Am Abend des ersten Tages fand ein Diner an Bord statt, zu dem eine Reihe von Einladungen an höhere Beamte der Regierung, der Gesandtschaft und des Konsulats ergangen war. ...

⊕ ⊕ ⊕

30. März. — Prachtwetter. Die prinzlichen Herrschaften besuchen allein die Schule des Germanischen Schulvereins, die Höhere Knabenschule Belgrano, die deutschen Schulen Buenos Aires und Barracas, das Seemannsheim, die deutsche Kirche, das deutsche Frauenheim und das deutsche Hospital. Indessen schlendere ich zu Fuß durch die Stadt, schau' nach rechts und links, setze mich vor ein Café, lasse die ruhelose Menschheit vorüberfluten und mache mir meine Gedanken. 1870 hatte Buenos Aires gegen 170 000 Einwohner, heute besitzt die Stadt etwa anderthalb Millionen. 1870 existierte auch der Hafen noch nicht: man wurde vom weit draußen liegenden Schiffe in einem Kahn an Land gebracht. Die Plaza de Mayo und die anliegenden Straßen bildeten das Zentrum, Florida mit ihren Luxusmagazinen und ihrem Jockeiklub war eine Wüste von Schmutz und Sand. Die beherrschende Stellung von Buenos Aires machte sich damals bei den verhältnismäßig geringen Handelsbeziehungen noch wenig geltend, der Regierung fehlte es an Festigkeit, die von den Vereinigten Staaten übernommene Verfassung gab den einzelnen Provinzen mehr Rechte als der republikanischen Gesamtheit. Dann kam die Zeit großen

Wagens und unerhörter Spekulation. Riesige Reichtümer fließen dem Lande zu; Luxus und Eleganz, Wohlleben und Genußfreude triumphieren. Buenos Aires beginnt sich zu dehnen; der Gewaltherrschaft Rosas sind Jahre politischer Mäßigung gefolgt, und unter dem Präsidenten Avellaneda ist man schon so weit, daß die Frage ventiliert wird, Patagonien der Provinz Buenos Aires anzugliedern. Der argentinische Imperialismus feiert seine ersten Siege; Präsident Roca macht die Stadt auch zum militärischen Zentrum des Reichs und zieht als erster europäische Auswanderer und fremdes Kapital planmäßig heran. Dann beginnt unter Celman die Periode der Korruption, der Verschleuderung von Gerechtsamen und Eigentumstiteln, von Konzessionen und Monopolen, der Entwertung des Staatskredits. Man muß die Nase in die Geschichte stecken, wenn man die rapide Entwicklung dieser Stadt und ihre Stagnationsprozesse begreifen, wenn man verstehen will, warum die allgemeine Wirtschaftslage bei den großen Reichtümern des Landes noch immer keine völlig geklärte ist. ...

Das Deutschtum in Argentinien behandelt Huret in seinem bereits erwähnten Buche in einer Reihe von Kapiteln, deren Inhalt ernsthafterer Nachprüfung nicht standhält. Ungleich beachtenswerter sind die Notizen, die Hermann Tjarks aus Anlaß der Zentenarfeier für das Blatt „Nacion" über deutsches Wirken und Wesen in seiner zweiten Heimat zusammengetragen hat. Als Pedro de Mendoza 1535 seine Expedition nach dem La Plata unternahm, befanden sich auch hundertfünfzig Deutsche bei ihm, darunter der Straubinger Bürgersohn Ulrich Schmiedel, der 1567 seine Aufzeichnungen in Frankfurt am Main drucken ließ und daher mit Recht als der erste Geschichtschreiber des neu entdeckten

Landes bezeichnet wird. Wir erfahren von ihm, daß zu Mendozas Flotte auch ein Schiff der Nürnberger Handelsherren Neithart und Jakob Welser gehörte, von ihnen ausgerüstet worden war und daß die Ladung von ihrem Faktor Heinrich Paimen geführt wurde. An Bord dieses Seglers schiffte sich Schmiedel mit achtzig Mann, Hochdeutschen und Niederländern, ein, wohlbewaffnet „mit Büchse und Gewehr", kam auch glücklich nach dem neuen Lande, wo er die seltsamsten Kriegsabenteuer erlebte, bis er nach zwanzig Jahren wieder in die Heimat zurückkehrte. Wahrscheinlich sind die meisten seiner deutschen Begleiter entweder gleich ihm heimgefahren oder von den Wilden getötet oder durch Krankheiten hinweggerafft worden, denn in den späteren Annalen der spanischen Erobererzeit findet man keinen Namen eines Deutschen.

Erst nach der Loslösung Argentiniens von Spanien und nach den ersten heroischen Kämpfen um die Unabhängigkeit trat eine lebhaftere Betätigung des Deutschtums ein. Unternehmungslustige junge Hamburger und Bremer Kaufleute knüpften schon in den ersten Dezennien des letzten Jahrhunderts Handelsbeziehungen mit Argentinien an und scheuten sich auch nicht vor der weiten Seereise mit einem Segelschiff. Hierfür sprechen die Konsulate der beiden Hansestädte wie das der Freien Reichsstadt Frankfurt, ebenso die Gründung eines deutschen Klubs Anfang der dreißiger Jahre, dessen Lokal sich in der Calle Cangallo in Buenos Aires befand. Die Nachkommen dieser ersten Pioniere des Deutschtums leben noch in angesehenen Stellungen in Buenos Aires, sind aber, wie Tjarks sagt — und das ist ungemein charakteristisch — „dem Deutschtum im ganzen und großen entfremdet geworden und in der argentinischen Gesellschaft aufge-

gangen". Auch von den Enkelkindern des Herrn de Bary sprach, wie ich auf dem „Cap Trafalgar" hörte, keines mehr deutsch. Ähnliche Erfahrungen habe ich seinerzeit in Nordamerika gemacht. Die Kinder eines lieben Freundes in New York, der dem deutschen Uradel angehört und mit einer Deutschen verheiratet ist, konnten sich nur gebrochen in der Sprache ihres Vaters unterhalten, und eine Dame aus Texas klagte mir gelegentlich, wie unendlich schwer es für sie sei, ihre Söhne zum Deutschsprechen anzuhalten.

Erst 1845 wurde in Buenos Aires ein preußisches Konsulat begründet, das nacheinander von den Herren Mohr, Halbach und Nordenholz verwaltet wurde. Mit letzterem erlosch die rein kaufmännische Führung; ihm folgte als erster Berufskonsul 1881 Herr A. Schaeffer. Die diplomatische Vertretung führt zurück auf den 1859 zum preußischen Geschäftsträger ernannten Generalkonsul von Gülich, der jedoch seinen Posten aus Familienrücksichten nicht antrat; an seiner Stelle wurde Legationsrat R. Le Maistre ernannt, der auch der erste Ministerresident des neu geeinten Deutschen Reiches wurde. Als er am 7. Juni 1871 dem damaligen Präsidenten Sarmiento sein Beglaubigungsschreiben in feierlicher Audienz überreichte, sagte der Präsident zu ihm (nach der Darstellung Tjarks'):

„Ganz abgesehen von jeder Regierungsform dankt die Menschheit Deutschland betreffs der allgemeinen Volksbildung eine edle Initiative, ebenso wie die Wissenschaft für ihre Wiedergeburt dem Forschergeiste deutscher Denker viel verschuldet ist. Es ist mir angenehm, Sie daran erinnern zu können, daß unser Land in den Diensten eines deutschen Gelehrten die Fortsetzung eines großen Werks Humboldts ehrt und daß unsre Universitäten mehr und mehr sich um Ihre Professoren bewerben."

Der Präsident gedachte dabei des berühmten Zoo- logen Hermann Burmeister, dem die Leitung des Museums in Buenos Aires übertragen worden war und der das Institut zu seiner heutigen Bedeutung erhoben hat. Sarmiento meinte es auch ernst mit seinen Worten in bezug auf die Bewerbung der argentinischen Universitäten um deutsche Professoren. Er beauftragte Burmeister, für die neugegründete „Nationale Akademie der exakten Wissenschaften" europäische Männer der Wissenschaft zu berufen. Burmeister selbst wurde die Direktion dieser Akademie übertragen, doch trat er bald davon zurück, um im Interesse des Museums und der ihm naheliegenden wissenschaftlichen Forschungen weiterzuwirken. Seine dankbaren Landsleute haben dem verstorbenen großen Gelehrten ein Denkmal gestiftet, das in Buenos Aires im Park von Palermo Platz gefunden hat. An der „Nationalen Akademie der exakten Wissenschaften", die unter der Regierung Avellanedas als naturwissenschaftliche Fakultät der Universität von Cordoba einverleibt wurde, wirkten im Laufe der Zeit viele und bedeutende deutsche Gelehrte. So Professor Doktor P. G. Lorentz, der später nach Entre Rios ging, um als Lehrer am National-Colleg in Concepcion del Uruguay die Flora des argentinischen Mesopotamien zu erforschen, während Professor Hyronimus seine Stelle in Cordoba einnahm. Weitere wichtige Arbeiten verdankt die Wissenschaft in der Geologie, der Zoologie sowie der chemischen und physikalischen Verhältnisse argentinischer Formationen den Professoren Doktor Alfred Stelzner, Doktor H. Weyembergh, Doktor Max Siewert und den seit langen Jahren in Cordoba wirkenden Gelehrten Doktor Adolf und Oskar Döhring sowie den Professoren Doktor Harperat und Bodenbender. Doch nicht allein in

Cordoba, auch in Buenos Aires und La Plata wirken seit einigen Jahren deutsche Männer der Wissenschaft, so an dem „Instituto Nacional del Profesorado Secundario", aus dem ein tüchtiger argentinischer Lehrerstand hervorgehen soll, mit Professor Doktor Keiper als Direktor und einer Reihe von ausgewählten Pädagogen als Lehrern, während Professor Doktor Lehmann-Nitsche an der Universität und im Museum von La Plata tätig ist. In gleicher Weise wurden auch zu verschiedenen Verwaltungsressorts deutsche wissenschaftliche Kräfte hinzugezogen. Es erscheint mir nicht unwichtig, daran zu erinnern, wieviel von seiner geistigen Kultur Argentinien den Deutschen zu verdanken hat, weil die antideutsche Bewegung, die im Lande bei Ausbruch des jetzigen europäischen Krieges einsetzte und auf die ich noch zurückkomme, dadurch noch unverständlicher wird.

Den Beginn der deutschen Kolonistenbewegung führt Tjarks auf die im Jahre 1853 von einem Herrn Aaron Castellanos begründete Farm Esperanza in der Provinz Santa Fé zurück, der mit der dortigen Regierung das Abkommen getroffen hatte, im Laufe eines Dezenniums tausend Familien in das Land zu bringen und auf den ihm zur Verfügung gestellten fünfzigtausend Hektar umfassenden Ländereien zu beiden Seiten des Rio Salado nahe dem Einlauf des Flusses in den Rio Parana anzusiedeln. Herr Castellanos ging tapfer ins Zeug; seine Agenten in Deutschland rührten die Werbetrommel und versprachen den Kolonisten den Himmel auf Erden, und so fanden sich denn auch rasch die ersten zweihundert deutschen Familien für das Anfangsjahr zusammen. Als Castellanos aber mit seiner Gesellschaft in Dünkirchen abfahren wollte und dies der Regierung in Santa Fé mitteilte, war man dort darauf noch gar nicht vorbereitet und ging nun

erst an die Vermessung, doch nicht in der vorher erwähnten Lage bei Santa Fé, sondern weiter nach Nordwesten, bevor man das etwa zehn Leguas von Santa Fé befindliche, gegen die Indianer errichtete Fortin Iriondo erreichte, die zu jenen Zeiten selbst das damals noch aus wenig soliden Bauten bestehende Santa Fé bedrohten.

Was diese Ansiedler — die ersten zweihundert Familien, weitere kamen nicht, da die inzwischen gewechselte Regierung von Santa Fé von dem Übereinkommen mit Castellanos zurücktrat — auf dem ihnen zugewiesenen Gelände aushalten mußten, bis sie sich mit den ihnen sehr verspätet übergebenen Geräten und Maschinen und dem halbwilden Zugvieh durchringen konnten, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Genug, daß sie sich durchgerungen haben und daß heute eine blühende Ansiedlung vor uns steht, aus der viele andre Kolonieen in Santa Fé hervorgingen.

In der Gegend von Cordoba entstanden in den siebziger Jahren die ersten deutschen Farmen, und in der Nähe wurde 1870 von dem Konsul F. W. Nordenholz die Kolonie Germania gegründet, heut ein in englischen Händen befindliches Aktienunternehmen. In Villa Urquiza besteht seit 1853 eine deutsche Kolonie, und seit Beginn der achtziger Jahre wurden auch entlegenere Teile des großen Landes durch den kolonisatorischen Unternehmungsgeist der Deutschen besiedelt. Namen wie Könekamp, Gödecken, Dunzelmann, Tornquist, Diehl, Ifflinger, Stelter, Lüssendorf und vor allem Hugo Stroeder bezeichnen ebensoviele Etappen erobernden Deutschtums in Argentinien, aber immer war es eine friedliche Eroberung, die dem Lande unendlichen Nutzen brachte, jedenfalls einen viel bedeutenderen als die meisten wenig zufriedenstellenden staatlichen Kolonisationsversuche. Daß an dieser Pionier-

arbeit deutsches Schaffen den größten Anteil hat, ist um so erfreulicher, als deutsches Wirken auf industriellen Gebieten in Argentinien weniger stark hervortritt. Die Eisenbahnen beispielsweise sind in englischem oder französischem Besitz, die Flußschiffahrt unter nationaler Flagge in Händen eines englischen Syndikats, und auch in der Fleischindustrie, der Waldausbeutung, dem Mühlenwesen, der Zuckerfabrikation, den Hafenbauten und der Petroleumgewinnung stehen die Deutschen hinter Franzosen, Engländern und Nordamerikanern zurück. Bahnbrechend ist der Deutsche tatsächlich nur in der Kolonisierung des Landes, kann aber auch auf diesem Gebiete wegen des leider viel zu schwach ausgeprägten Stammesbewußtseins seiner Landsleute nicht viel Ersprießliches für das speziell deutsche Volkstum leisten und macht somit auch hier die Pionierarbeit — für andre. Als Beweis dafür kann gelten, daß von den vielen Hunderten von Deutschen begründeten Kolonieen nur wenige von Deutschen selbst besiedelt sind. Dabei ist aber das deutsche Element unter der landbedürftigen und kaufkräftigen Bevölkerung der Republik ziemlich stark vertreten, so daß es nicht unmöglich sein dürfte, an jenen volks- und landwirtschaftlich wichtigen Punkten, die durch Inbetriebsetzung neuer Bahnen erst erschlossen wurden, Kolonieen mit vorherrschend deutschen Elementen zu besiedeln. Die Gelegenheit dazu ist gegeben, und zwar in dem als sehr fruchtbar bekannten Gebiet zwischen Rio Colorado und Rio Negro, in der Südspitze der Provinz Buenos Aires, wo sich bereits das Gelände des Emporio Stroeder befindet. Dabei würde allerdings notwendig sein, an Stelle der unzulänglichen Hafenanlagen von Bahia Blanca an dem einzig in Betracht kommenden Punkt San Blas einen neuen Handelshafen zu schaffen.

Für diesen neuen Hafen plädieren ausgezeichnete Kenner des Landes, so Moritz Alemann in seinem Buche „Am Rio Negro" und Leopold Gröbner (dessen Ausführungen ich hier teilweise gefolgt bin) in einer ganzen Reihe von Artikeln in den deutsch-argentinischen Blättern. 1911 bereiste der damalige erste Vorsitzende der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft General von Gayl im Auftrage der deutschen Regierung und in Begleitung unseres argentinischen Gesandten Barons Busche das panamerikanische Abc (Argentinien-Brasilien-Chile) und besuchte dabei auch das Emporio Stroeder. Über die empfangenen Eindrücke sprach er sich in anerkennendster Weise aus, so daß man hoffen konnte, sein Einfluß werde auf die zaghaften deutschen Elemente, die immer noch vor der „Wildnis" zurückschrecken, von belehrender Wirkung sein. Aber noch drei Jahre später klagte Leopold Gröbner darüber, daß in der größten deutschen Koloniegründung Südamerikas (sie umfaßt etwa dreihundertfünfzigtausend preußische Morgen) das deutsche Element durchaus nicht überwiege. Dabei ist die verkehrslose Zeit dortselbst für die ersten Ansiedler längst vorbei. Über die in kleinen Parzellen vermessenen Kämpe brausen bereits die Züge, die Bahia Blanca mit Carmen de Patagones verbinden. Konzessionen zu weiteren regulären wie Schmalspurbahnen sind erteilt worden, darunter auch eine solche, die eine direkte Verbindung des Hafens San Blas mit der Provinzialhauptstadt Mendoza ermöglicht. Durch sie werden die Territorien Rio Negro, Neuquen, der Osten der Pampa Central und das südliche Mendoza der Einwanderung und der Landwirtschaft erst völlig erschlossen werden.

Daß Argentinien dem deutschen Kolonisten immer noch gewaltige Vorteile zu gewähren vermag, darüber ist gar nicht zu streiten. Freilich ebensowenig dar-

über, daß hier zumeist alles auf den Großbetrieb zugeschnitten ist und daß mittellose Leute nur schwer vorwärts kommen können.

⊕ ⊕ ⊕

Den Seeverkehr nach Deutschland hat erst die Hamburg-Süd lebhafter in die Wege geleitet. 1871 hatten freilich schon die Dampfer der Hamburger Kosmos-Linie auf ihren Reisen nach der Westküste den La Plata angelaufen, kamen zunächst aber nur nach Montevideo. Am 14. Juni 1872 warf der erste Dampfer der Hamburg-Süd, „Bahia“, auf der Reede von Buenos Aires Anker, während der Norddeutsche Lloyd erst 1876 die regelmäßigen Fahrten nach Argentinien mit dem Dampfer „Hohenzollern“ eröffnete. Heute liegen ständig ein Dutzend und mehr deutsche Schiffe im Hafen der Landeshauptstadt: allein schon ein Beweis dafür, wie gewaltig sich die Handelsbewegung Argentiniens gehoben hat.

In der deutschen diplomatischen Vertretung bei der argentinischen Regierung vollzogen sich im Laufe der Zeit erhebliche Veränderungen. Dem ersten Ministerpräsidenten Le Maistre folgte 1876 Herr von Holleben, der zehn Jahre später durch den Freiherrn von Rotenhan (als erster Außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister) abgelöst wurde. 1890 wurde Doktor Krauel Gesandter, 1894 Graf von der Goltz, der indessen durch Kränklichkeit genötigt war, schon im folgenden Jahre nach Deutschland zurückzukehren, so daß Legationssekretär Freiherr von Heintze-Weißenrode die Geschäfte übernehmen mußte, bis Freiherr von Mentzingen als neu ernannter Gesandter eintrat. Er blieb bis zum April 1899, und nun folgte für die nächsten fünf Jahre ein häufiger Wechsel: zunächst führte Legationssekretär Baron Bussche die Geschäfte weiter, dann

Herr von Treskow als Gesandter, Freiherr von Werthern interimistisch, Freiherr von Wangenheim wiederum als Gesandter. 1904 wurde Herr von Waldthausen, einer reichen rheinischen Großindustriellenfamilie entstammend, zum Gesandten ernannt; er verblieb sechs Jahre auf seinem Posten, mit kurzen Unterbrechungen, in denen Graf Hacke und Prinz Hatzfeld-Trachenberg als Geschäftsträger fungierten, und wurde sodann durch den Freiherrn Hilmar von dem Bussche-Haddenhausen abgelöst. Baron Bussche war schon unter Herrn von Menzingen in Buenos Aires tätig gewesen und hatte sich damals mit einer jungen Argentinierin, die aber in Deutschland erzogen worden war, Fräulein Maria Eleonore Martinez de Hoz, vermählt. Seine außerordentlichen Kenntnisse der argentinischen Verhältnisse ermöglichten es ihm, in den vier Jahren seiner hiesigen Gesandtentätigkeit für Deutschland in hohem Maße rührig sein zu können. Als er mit seiner Familie im April 1914 auf dem „Cap Trafalgar" nach Hamburg fuhr, hatte er nur vorläufigen Urlaub, wußte aber wohl schon, daß er nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren würde. In der Tat wurde er bald nach Ausbruch des Krieges als Gesandter nach Bukarest geschickt und wurde somit zum zweitenmal Nachfolger des Herrn von Waldthausen, und zwar an einer Stelle, die nach Lage der Sache eine große diplomatische Umsicht erforderte. Er kam nach Rumänien zu einer Zeit, da der Dreiverband alle Hebel in Bewegung setzte, um das Land den Traditionen König Carols zu entfremden, und wenn inzwischen (im Mai 1915) ruhigere Strömungen die Oberhand gewonnen haben, so ist dies nicht zum wenigsten seiner wägenden Klugheit und seiner — kaltblütigen Gelassenheit zu verdanken.

⊕ ⊕ ⊕

Ich erwähnte schon, daß englische und amerikanische Blätter die Reise des Prinzen Heinrich als eine „Abschwächung“ der Anwesenheit des früheren Präsidenten T. Roosevelt in den südamerikanischen Republiken bezeichneten. Darauf antwortete die „Deutsche La Plata-Zeitung“ (am 10. April 1914) in einem „Die Bedeutung der Reise des Prinzen Heinrich“ betitelten Leitartikel, der auch für die Beurteilung des Besuchs von seiten der argentinischen Deutschen und für die Hoffnungen, die man daran knüpfte, von Interesse ist. Nach einigen einleitenden Bemerkungen heißt es in diesem Aufsatz:

„Man scheint (nach den New Yorker Zeitungen) über die Aufnahme des Herrn Roosevelt bei uns in den Vereinigten Staaten noch sehr im unklaren gewesen zu sein und erst in den letzten Tagen einen klareren Überblick über die Lage gewonnen zu haben. Denn der Hauptzweck der Reise Roosevelts, Propaganda zu machen für die Monroedoktrin, um seiner etwas brüchig gewordenen Popularität einen neuen Anstrich zuteil werden zu lassen, ist nicht erreicht worden. Über diesen völligen Mißerfolg ist man in Nordamerika wohl erst durch das Buch des Präsidenten der Nation, Doktor Roque Saenz Peña aufgeklärt worden, in dem der erste Beamte im argentinischen Staat seine entschiedene Stellung gegen die Anwendung der Monroedoktrin Ausdruck gibt. Anders wenigstens kann man sich die erregten Artikel nicht erklären, die das Erscheinen des Buches hervorgerufen hat. Und doch hat man in Buenos Aires Herrn Roosevelt mit recht unverblümten Worten die Ablehnung seines Panamerikanismus zu verstehen gegeben. Der angepriesene und so heiß empfohlene „Schutz“ des großen Bruders im Norden wird

von Argentinien nicht begehrt; man weiß, daß man von Europa nichts zu fürchten hat, dagegen dem Liebeswerben der Union ein wohl berechtigtes Mißtrauen entgegenbringen muß. Südamerika hat seine Zivilisation, seine Kultur aus Europa erhalten, enge Bande verknüpfen es mit der Alten Welt, und Europa war und ist es, das dem Lande große und ständig wachsende Kapitalien zuführt, um seine sprichwörtlichen Reichtümer im eigenen Interesse und dem der ganzen Welt nutzbringend zu gestalten.

Und gegen eine Reise, die ein solches Fiasko bedeutete, sollte man den Bruder des Deutschen Kaisers mobil gemacht haben, um gewissermaßen eine Konkurrenzaktion zu unternehmen? Die gelbe Presse konnte nicht ungeschickter und törichter vorgehen, als sie es mit dieser Unterstellung tat.

Die Beziehungen zwischen Argentinien und Deutschland sind seit jeher herzliche und freundschaftliche gewesen; deutsche Offiziere weilen hier, um das Heer nach deutschem Muster umzugestalten, und argentinische Offiziere gehen nach Deutschland, um in dessen Heer ihre Kenntnisse zu vertiefen und in größeren Verbänden zu erweitern. In zahlreiche industrielle Unternehmungen haben deutsche Kapitalistenkreise Vermögen und Arbeit gesteckt, der Schiffsverkehr nach dem La Plata nimmt von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an, deutsche Banken und deutscher Großhandel wirken an einem dauernden, stetigen Fortschritt des Landes. Dazu kommt der offene Blick, das Interesse an jedem Aufschwung, der Wunsch, aus eigener Anschauung sich ein Urteil zu bilden, Eigenschaften, die von jeher den Prinzen Heinrich auszeichneten und auch hier zum Ausdruck gelangten und den Gedanken erzeugten, das „Land

der Zukunft“ aufzusuchen. Die guten Beziehungen zwischen Argentinien und Deutschland sind durch die Sonderbotschaft des Doktor Salas aufs neue belebt und angeregt worden, so daß man es ohne weiteres begreifen muß, daß der Bruder des Deutschen Kaisers ein lebhaftes Interesse für dieses Land gewinnt, das so vielen Tausenden und aber Tausenden von deutschen Landeskindern ein gastliches Gebiet, eine zweite Heimat geworden ist.

Der Erfolg der Reise und der Aufenthalt des Prinzen Heinrich wird in doppelter Hinsicht von Wichtigkeit sein. Erstens dürfte er auf die besuchten Länder fördernd wirken, denn, wenn Prinz Heinrich auch nur einen oberflächlichen Eindruck in der kurzen Zeit hat in sich aufnehmen können, so wird er doch die großen Zukunftsmöglichkeiten erkannt, den enormen Fortschritt binnen wenigen Jahren festgestellt und ein ungebrochenes deutsches Volkstum gefunden haben, das treu zu seiner alten Heimat hält und, von dankbarer Gesinnung beseelt, dem Bruder seines geliebten Kaisers seine Huldigung darbrachte. So steht denn zu erwarten, daß Prinz Heinrich seinem kaiserlichen Bruder wertvolle Aufklärungen über Argentinien geben dürfte, die einen Strom brauchbarer deutscher Arbeitskräfte nach hier führen können und die die Möglichkeit näher rücken, daß dem Export neue Erleichterungen und Verbesserungen entstehen.

Aber auch für das *deutsche Volkstum* in Argentinien bedeutet die Anwesenheit des Prinzen Heinrich einen nicht zu unterschätzenden Gewinn. Ein frischer nationaler Zug ist über die deutschen Kreise hinweggegangen, er hat die Gemüter wachgerüttelt und sie zu einem engen Zusammenschluß auf nationaler Basis gemahnt. Das, was vielen undenkbar gewesen,

was patriotisch gesinnten Kreisen seit Jahren am Herzen lag, ist zur Wirklichkeit geworden: ein deutscher Flottenverein in Buenos Aires ist ins Leben getreten und ruft alle noch Zögernden auf, im Interesse der nationalen Sache herbeizueilen und sich den selbstlosen, rein nationalen Bestrebungen anzuschließen. Die deutsche Kolonie in Buenos Aires steht nicht mehr abseits von den deutschvölkischen Bestrebungen, die in anderen deutschen Auslandskreisen längst Wurzel geschlagen haben und mächtig emporgeblüht sind ..."

Der Artikel ist bezeichnend für die Stimmung unter den Deutschen bei dem Besuche des Prinzen. Es muß aber hinzugefügt werden, daß auch die gesamte argentinische Presse in ihren Begrüßungsworten sich einer ehrlichen Herzlichkeit befleißigte — soweit ich gesehen habe, ebenso die Presse der Nachbarländer, mit Ausnahme eines kleinen Blattes in Montevideo, das es dem Prinzen nicht verzeihen konnte, in Meßuniform statt in großer Gala in Uruguay an Land gestiegen zu sein. Von diesem Tone warmer Sympathie und aufrichtig freundschaftlicher Gesinnung gegen Deutschland stachen die Hetzfanfaronaden derselben Presse bei Kriegsbeginn um so widerlicher ab. —

⊕ ⊕ ⊕

Ich folge nach dieser Einschiebung nun wieder meinen Tagebuchblättern.

Um die Mittagszeit des 30. März empfing Prinz Heinrich an Bord des „Cap Trafalgar" eine Anzahl deutscher, nach Argentinien kommandierter Instruktoren, darunter den Oberstleutnant Freiherrn von Gagern und die Majore Weiland, Heusler, Denk, von Pfistermeister, Wilde, von Poten und den seit zwölf Jahren völlig in Diensten der Republik stehenden Oberst-

leutnant Wermelskirch, in dem ich einen alten Bekannten begrüßen konnte. Zum Frühstück wurden unter anderen auch die Brüder Delfino, die tatkräftigen Agenten der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffsgesellschaft, und Herr Günther, einer der Besitzer der Estancia Germania, die wir später besuchen wollen, hinzugezogen.

Aber auch der Nachmittag blieb nicht unbenützt. Gegen drei Uhr führten uns Automobile nach dem stattlichen Regierungsgebäude zum Besuche des Vizepräsidenten. Wieder hatten sich riesige Menschenmassen auf den Straßen angesammelt, die den Prinzen mit dem landesüblichen Händeklatschen begrüßten, das durch deutsche Hurras und Hochs unterbrochen wurde. Der Empfang war zeremoniöser als in Brasilien. Eine Militärkapelle spielte die deutsche Nationalhymne, die große Freitreppe des Palastes war mit den prächtigen Gestalten der Granaderos a Caballo besetzt, und oben wartete die Suite des Präsidenten auf den erlauchten Gast, der die kleine Admiralsuniform angelegt hatte. In dem reich und würdig im Stile Louis seize ausgestatteten, mit der Marmorbüste San Martins des Befreiers geschmückten Empfangssaale trat Doktor de la Plaza dem Prinzen entgegen: ein Herr in den Siebzigern, doch noch ungebeugt und trotz seines Embonpoints von elastischem Sichgeben. Im Gegensatz zu dem Präsidenten Hermes da Fonseca war er nicht in Uniform, sondern trug einen ordenslosen schwarzen Überrock; die Unterhaltung wurde auch nicht in französischer Sprache wie in Brasilien, sondern englisch geführt. Die Herren zogen sich mit dem Gesandten Baron Bussche und dem Minister des Äußern Doktor Murature in das einfache Arbeitszimmer des Vizepräsidenten zurück und verblieben dort etwa zehn

Minuten. Heute ist Doktor de la Plaza nicht mehr stellvertretender, sondern tatsächlicher Präsident der Republik. Saenz Peña starb am 13. August 1914 nach langjähriger Krankheit. Viel Gutes ist ihm nachzurühmen. Er war ein tapferer Soldat — im chilenisch-peruanischen Kriege erwarb er sich den Rang eines (peruanischen) Brigadegenerals —, war ein tüchtiger Advokat, ein Gelehrter von Ruf, vor allem aber ein einsichtsvoller Diplomat. Als Gesandter vertrat er die Republik zuletzt in Rom und im Haag auf dem vielgenannten Friedenskongreß. Als Präsident hat er sich um das Zustandekommen der „A-B-C-Entente", der Annäherung Argentiniens, Brasiliens und Chiles, große Verdienste erworben. Er war ein Gegner der Monroedoktrin und ein aufrichtiger Freund Deutschlands. Seine Amtsdauer wäre erst im Herbst 1916 abgelaufen. ...

Nach der Audienz bei Doktor de la Plaza wurde das weitere Programm des Tages absolviert. Zunächst ging es nach dem Kongreßgebäude, einem der schönsten, entfernt an das Kapitol in Washington erinnernden Baulichkeiten der Stadt, unter dessen Säulenhalle der Senatspräsident Villanueva mit einer Anzahl Deputierter die Gäste erwartete, um sie sodann durch die Räumlichkeiten zu führen, die in ihrer Gesamtheit unleugbar einen imponierenden Eindruck hinterlassen. Die Deputiertenkammer ist ein riesiger Saal, in drei Ränge gegliedert, von denen der eine Rang für die Damen reserviert ist; auch der Saal des Senats ist würdig in den Proportionen — am besten aber gefielen mir die mit wundervoller Boiserie ausgestatteten, zugleich sehr praktisch angelegten Bibliotheksräume. In der Deputiertenkammer fanden wir zahlreiche Kommissionsmitglieder bei der Arbeit des Auszählens

der Wahlzettel, die in ähnlicher Weise wie bei uns vor sich geht.

Ein Besuch des Theaters Colon an der Ecke der Straßen Libertad und Tucuman schloß sich an. Es ist eins der schönsten Theater der Welt und steht an Größe hinter der Mailänder Scala und Neapels San Carlo nicht zurück. Die Vorstellungen finden nur im Winter statt und beginnen gewöhnlich am 25. Mai; italienische Operntruppen haben den Vorzug. Bürgermeister Doktor de Anchorena führte uns persönlich durch alle Räume: durch das prachtvolle Foyer, die Logengänge, die eindrucksvolle Eingangshalle, auch über die riesige Bühne, durch die Garderobenzimmer und die Requisitenkammern. Bei den Vorstellungen ist für die Damen große Abendtoilette, für die Herren Frackanzug Vorschrift, und sicher bietet dann der luxuriöse Zuschauerraum mit seinen fünf Rängen und in seiner blendenden Beleuchtung einen glänzenden Anblick, zumal die Argentinierinnen sich auf Toiletten und Schmuck verstehen. Interessant ist, daß sich unterhalb des ersten Ranges eine Reihe vergitterter Logen hinzieht, die wie türkische Haremsfenster verschlossen sind. Sie sind für Leute bestimmt, die sich in Trauer befinden oder keine Lust haben, sich in der vorgeschriebenen Tenue zu zeigen — vielleicht auch für Pärchen, die gern auf allgemeinere Bewunderung verzichten. Die Preise sind sehr hoch; eine Loge im ersten Rang kostet für die zwei Monate der Vorstellungen nicht weniger als zwanzigtausend Franken. Und doch ist das Theater stets bis auf den letzten Platz ausverkauft. Merkwürdig, auch charakteristisch, ist die Tatsache, daß der Zuschauerraum im Verlaufe der Vorstellung nicht verdunkelt wird. Dadurch verliert natürlich das Bühnenbild. Aber das gilt als Nebensache; man plaudert,

lacht und amüsiert sich auch, wenn Rhadames singt, Julia stirbt oder Selica unter dem Manzanillobaum ihren letzten Seufzer aushaucht. ... Im Kongreßpalast wurde uns ein kleines Frühstück mit Sandwichs und Heidsieck vorgesetzt, im Colontheater ein solches mit Sandwichs und Pommery; von hier aus ging es zu einem Privatbesuch bei Frau Konsul Staudt nach dem Plazahotel, wo uns Tee und Sandwichs erwarteten. Meine materiellen Erinnerungen an diesen Tag schwanken zwischen Sandwichs, Tee und kaltem Sekt. ...

Der Vizepräsident hatte den Besuch im Regierungspalast sofort an Bord unsres Schiffes erwidert und gab dem prinzlichen Paare am Abend in seiner Privatwohnung in der Calla Libertad ein kleines Diner, das sich auf zwanzig Gedecke beschränkte. Die Wohnung des Doktor de la Plaza, dessen Hauswesen übrigens von einer deutschen Dame geleitet wird, ist mit feinem Geschmack eingerichtet — besonders der Gobelinsaal, in dem das Diner stattfand —, aber nicht allzu geräumig, so daß von einer größeren Feier abgesehen werden mußte. Den Kaffee nahm man in dem hübschen und schattigen Garten des Hauses.

Damit hat unser erster Aufenthalt in Buenos Aires sein Ende erreicht. Morgen früh brechen wir nach Chile auf. ...

9 Über die Kordilleren

31. März. — Programmäßige Abfahrt von Buenos Aires mit einem Extrazuge um acht Uhr früh. Das übliche Menschengewimmel auf den Straßen; auf dem Bahnhofsperron die Herren der Gesandtschaft und des

Generalkonsulats, Freunde vom Dampfer her, Journalisten mit gezückten Bleistiften, Photographen mit gezückten Kodaks. Der Zug steht schon bereit; der weiße Sonderwagen des Präsidenten, der für das Prinzenpaar bestimmt ist, zeichnet sich durch seine bequeme und elegante Einrichtung aus, ein zweiter Wagen für das Gefolge gehört dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten, daran reihen sich die sehr behaglichen Schlaf- und Salonwagen und das rollende Restaurant. Alle Wagen prangen im Schmuck blühender Blumen und zahlloser kleiner Fahnen und Wimpel in deutschen und argentinischen Farben. Die Gruppe der Reisenden ist nicht allzu groß. Den Prinzen und die Prinzessin begleiten Hofdame Fräulein von Plänkner, Adjutant von Tyszka, Leibarzt Professor Doktor Reich und die beiden Offiziere des Ehrendienstes, Kapitän Fließ und Oberstleutnant Sartori. Herr von Erckert, unser Gesandter in Chile, den der Leser schon vom „Cap Trafalgar" her kennt, mit seiner blonden Gattin, einem noch blonderen Backfisch und einem ganz blonden Bubi, ferner Hauptmann Niemöller, der neue Militärattaché in Santiago, mit Gemahlin schließen sich an, außerdem einige Beamte der Bahngesellschaft und Doktor Alberto Schneidewind, der ehemalige Generaldirektor der argentinischen Bahnen, ein Argentinier deutscher Abstammung und mit deutschem Herzen, einer jener Männer, auf die man hüben wie drüben stolz sein kann. Auch der Militärattaché bei unsrer Gesandtschaft in Buenos Aires, Hauptmann von Scheven, ein liebenswürdiger junger Offizier, macht die Fahrt mit.

Ein greller Pfiff, Händeklatschen, Hurrarufe — und nun braust der Zug durch die Vorstädte und hinein in die unabsehbaren Kampen Argentiniens, in eine flache, baumlose, ungeheure Ebene, die uns bald mit

ihrem feinen, in alle Poren dringenden Staub übergießt. Diesen Staub muß man mitnehmen. Er legt sich in dicker Schicht auf alle Gegenstände des Coupés, und wenn dann der Schaffner kommt und mit einem gefälligen Wedel darüber hinfährt, dann wirbelt er erst empor und läßt sich hierauf wieder in geruhsamer Stabilität nieder. Er macht den weißesten Menschen zum Halbindianer; er knäult sich nachtsüber in den Mund und gibt dem Waschwasser eine trübgraue Farbe. Er ist unausstehlich, aber er ist da und läßt sich nicht bannen — ebensowenig wie auf den Fahrten in Indien und auf der Reise nach Assuan. Aber er tritt noch empfindlicher auf als bei den Hindus und den Fellachen. Wie gesagt: den Staub muß man mitnehmen, und auch die trostlose Langeweile auf der ersten Strecke durch die weite Ebene, auf der das Auge höchstens einmal auf Gruppen von Eukalypten trifft, durch ein Land, das längst der Kultur erschlossen ist, aber der Schönheit entbehrt, auf der ungeheure Rinderherden weiden und sich in den Lagunen metallische Spiegelungen zeigen.

Kleine Abwechslungen rufen eine fast stürmische Freude hervor. Bei La Paloma, dem Flugfelde der Garnison von Buenos Aires, steigen Aeroplane auf. Eines nach dem andern: sie umkreisen den Zug in schönen Manövern und begleiten ihn eine Strecke weit, eine anmutige Huldigung für den fürstlichen Fahrgast. Hinter Junin beginnt die längste ununterbrochene Schienenlinie der Welt; in Rufino grüßen uns wieder deutsche Flaggen von den Mühlenwerken des Herrn Boero, die von der Firma Giesecke, Amme & Konegen erbaut wurden. Und weiter rattert der Zug. Man frühstückt vortrefflich im Restaurationswagen, man besucht sich gegenseitig in den Kompartiments, man

diniert bei gutem Bordeaux, Moselwein und Heidsieck Monopol. Und weiter rattert der Zug. Flammend versinkt die Sonne am Horizont des Kamps, Dämmerung weht über die Felder, die Nacht bricht herein. Wir suchen die Lagerstätte auf und kämpfen gegen den Staub und träumen von einer grauen Schlange, die sich langsam in unsern Hals ringelt. . . .

⊕ ⊕ ⊕

1. April. — Pfeifen und Menschenstimmen. Es ist in der fünften Morgenstunde: wir haben Mendoza erreicht, wo wir den Kordillerenzug besteigen müssen. Die kleine deutsche Kolonie der Weinstadt steht zum Empfange bereit, voran der Konsul Doktor Loos mit seinen Damen und den üblichen Blumensträußen. Aber die Zeit ist nur kurz bemessen — auf dieser an bunten Bildern überreichen Reise eilt es uns immer. In Mendoza, dem Paradiese des argentinischen Weinbaus, haben wir vermutlich auf der Rückreise noch längeren Aufenthalt — also wieder hinein in den Zug und hinauf auf die Anden. . ! .

Die Bahn, die einzige Verbindungslinie Südamerikas zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, ist erst vor drei Jahren fertig geworden. Die Breitspurbahn von Buenos Aires nach Mendoza wurde Ende der siebziger Jahre traciert, zu einer Zeit, da die Ingenieure und Arbeiter noch nicht sicher vor räuberischen Indianerüberfällen waren. 1885 wurde Mendoza Station und zwei Jahre später die Gebirgsbahn in Angriff genommen. Eine englische Gesellschaft hatte sie in Entreprise, aber der Bau stockte häufig wegen der mannigfachen Schwierigkeiten, die beide Regierungen, die argentinische wie die chilenische, der Gesellschaft in den Weg legten. Erst als die „Transandine Construction Company" gegründet wurde, schritt der Bau

schneller vor, und im April 1911 konnte auch der Riesentunnel unter dem Cumbre eröffnet werden. Heute hat man eine zweimalige Verbindung in der Woche zwischen Buenos Aires und Valparaiso, notabene wenn die Bahn schneefrei ist, und wenn nicht Unterspülungen, Regengüsse und Steinstürze das Schienengelände streckenweise zerstört haben. Immerhin ist auch diese Bahn ein ungeheures Kulturwerk; man durchquert auf ihr in kaum achtundvierzig Stunden den Kontinent, während die Dampferfahrt durch die gewöhnlich sehr stürmische Magelhaensstraße gut vierzehn Tage in Anspruch nimmt. Die neue Bahnlinie folgt zum Teil dem alten Reitpfade, der von Uspallata am Rio de Mendoza und Rio de Las Cuevas bis zur Wasserscheide führt, den Gebirgssattel überklettert und dann, dem Laufe des Rio Juncal nachgehend, nach Chile hinuntersteigt. Der Schienenstrang, eine Schmalspurbahn unter Zahnradbenutzung, ist, wenn nicht gerade eine der kühnsten Anlagen der Welt, so doch eine der gefährdetsten, denn die Schneestürme in diesem höhenreichen, zerklüfteten, überaus rauhen Gebirgslande sind von so gewaltiger Wucht, daß selbst die zahlreich angebrachten Schutztunnel nicht immer genügende Abwehr bereiten können. ...

Die Beschreibung meiner Fahrt über die Anden kann selbstverständlich nur, obwohl ich sie in wenigen Tagen zweimal zurückgelegt habe, eine skizzenhafte sein. Einen Teil der Reise brachte ich mit meinem rasch lieb gewonnenen neuen Freunde Professor Reich im offenen Kohlenwagen zu, einen andern Teil im Aussichtswagen, wieder einen auf einem seltsamen Platze, den die Bahnverwaltung für diesen Zweck besonders geschaffen hatte. Es war dies (man höre und staune) eine Art bequemen Sofas, das vorn an der Lokomotive

unter einer Dekoration von argentinischen, chilenischen und deutschen Fahnen angebracht war; eine Metallstange gewährte Schutz vor einem unsanften Hinuntergleiten. Auf diesem Lokomotivsofa saß es sich ausgezeichnet, wenn man sich fest in Mäntel und Decken verpackt hatte, und auch der Prinz und die Frau Prinzeß benutzten stundenlang die originelle Gelegenheit, die Wunder der Kordilleren von hier aus an sich vorübergleiten zu lassen. O ja, Wunder hat diese Welt: die Wunder einer steinerstarrten Öde, einer Felsenwüste von unerhörter Großartigkeit, in der die Gipfel sich bis zu siebentausend Meter Höhe türmen, Schneehauben weithin über die Wolken leuchten und Gletscherströme unter derselben Breite wie Lyon bis zum Meere hinabsteigen. Das gigantische Massiv der Hauptkordillere verwächst mit der Küstenkordillere zu einem Gebirge von imponierender Wucht, und oben in der vegetationslosen Dehnung des großen Wüstenplateaus liegen die berühmten Lagerstätten von Salpeter, Kupfer und Silber, deren Ausbeutung dem chilenischen Staat den größten Teil seiner Einnahmen sichert. ...

Die Bahn umläuft die Vorberge der Sierra de Mendoza und folgt zunächst dem tiefgegrabenen, mit Schutt und Geröll gefüllten Bett des Flusses gleichen Namens. Zwischen Mendoza und Cacheuta zeigen sich bei mählichem Aufsteigen noch Spuren von Pflanzenwuchs: Alpengras, Dornengesträuch, vor allem zahlreiche Kakteen, die in den verschiedensten Arten und Formen an den Felsen kleben und das Gestein des Bodens beleben. Hinter Cacheuta schieben sich die Berge kulissenförmig zurück und lassen für einige Zeit den Ausblick frei auf den langgestreckten Cerro el Plata, dessen Spitzen im Glanze des Neuschnees flimmern. Uspallata liegt schon über siebzehnhundertfünfzig Meter

hoch, aber in den Tälern trifft das Auge noch auf weidende Viehherden und kleine Estancien, bis an der durch Steinfälle oft heimgesuchten Ausbiegestelle von Rio Blanco neuerdings ein überraschender Wechsel der Szenerie eintritt. Eine seltsam farbige Welt tut sich auf. Die sich durcheinander schiebenden und übereinander türmenden Felsmassen leuchten in allen Tönen der Palette. Ist das rote Gestein Porphyr, das tiefblaue Schiefer, das grauweiße Granit? Ich weiß es nicht, ich bin kein Geologe. Aber ich sehe, wie unaufhörlich sich diese Farben ändern, wie violette Tinten sich zwischen strahlendes Weiß und tiefes Schwarz schieben, wie andre Felswände fast purpurrot im Sonnenbrande glühen, wie gelbes Gerinnsel über die braunen Schatten weiter Geröllhänge zu Tale rieselt. Hinter Punta Vacas, zweitausenddreihundertneunzig Meter hoch, blicken wir endlich auch auf die schneeschillernde runde Kuppe des Tupungato, des Fushiyama der Kordilleren, ihm ähnlich in der Form, nur gewaltiger, grandioser und menschenfeindlicher wie der berühmte Berg Nipons. Menschenfeindlicher sage ich, denn in diesen Regionen wohnt menschliches Leben nicht mehr. Ein schwarzer Kondor zieht in majestätischem Gleichmaß seine Kreise durch die sonnige Luft, als wolle er ankündigen, daß wir dem Lande des Kondors, seiner Horststätte Chile, nahe seien. Denn noch horstet die Adlerbrut in diesen Bergketten, ihren Querriegeln und Seitenästen, aber es scheint, daß auch seine Tage gezählt sind. Er ist der Dieb des Viehs und schont nicht die Täler, und da hat der Mensch den Kampf gegen den Räuber der Lüfte aufgenommen. ...

Jetzt knirscht das Zahnrad ein, und die Bahnlinie steigt steil in die Höhe, vorüber an den „Penitentes", einer Reihe eigentümlich geschichteter Felsbrocken, in

denen die Phantasie recht wohl eine Prozession steingewordener Büßer sehen kann. Bei Puenta del Inca halten wir für ein paar Minuten. Hier hat der Strom eine natürliche Felsenbrücke gebildet. Er hat sich Tropfen für Tropfen und Welle für Welle in unermüdlicher Arbeit durch das harte Gestein gefressen und duldet auch die Konkurrenz benachbarter heißer Quellen, deren Heilkraft schon von den Inkas geschätzt worden sein soll, die vielleicht also gerade so wie wir an gelegentlichen Gichtanfällen gelitten haben, obwohl ihnen Whisky und Pommery noch unbekannte Größen waren. Hier ist denn auch ein bescheidenes Hotel erbaut worden, das man mir im übrigen als ganz gut nachrühmt, und das sich besonders zur Winterszeit hübsch ausnehmen muß, wenn das Ringsum in glitzernde Schneepracht gebettet ist. Der Schnee fehlte uns noch; wir hatten prachtvolles Sommerwetter und froren auch auf der Höhe der Situation keineswegs. Aber schließlich entbehrten wir den Winterschmuck gern, der uns vielleicht unliebsamen Aufenthalt gebracht hätte. Schneepflüge und Scharen von Streckenarbeitern sind auf allen Stationen verteilt, um den Unbilden der Witterung Trotz zu bieten. Deutsche Arbeiter erkannten wir vielfach an ihren Hoch- und Hurrarufen während der Vorüberfahrt; sie mögen auch bei dem Bahnbau selbst tätig gewesen sein, wie mannigfache deutsche Inschriften auf den Stationen und den Felsblöcken zeigten. Die Inschriften sind fast durchweg der Bibel und den Andachtsbüchern entnommen; die katholische Propaganda wirkt ersichtlich stark in diesen Gebieten. Unweit Punta Vacas sah ich auf einem abgeplatteten Felsen mit roten Riesenbuchstaben in deutscher Sprache das Heilswort geschrieben: „Das Blut Christi macht uns rein von jeder Sünde ...“ Man wird verstehen, daß

der Spruch in dieser großen Einsamkeit seltsam auf mich wirkte. ...

Nun sind wir selbst fast dreitausend Meter hoch gestiegen. Da kann die Bergkrankheit einsetzen, die gefürchtete „Puna". Ich spürte nur ein leichtes Ohrensausen, aber Hilde, das Gesandtenkind, wurde von starkem Nasenbluten ergriffen, und ein junger Freund, der als Marineoffizier gegen alle Tücken der Seekrankheit gefeit ist, wurde so regelrecht von der dem mal du mer in den Symptomen verwandten Bergkrankheit gepackt, daß er sich niederlegen mußte, bis der Abstieg begann. So sah er denn auch nicht den wunderbaren Fernblick, der sich ein paar Kilometer hinter Puenta del Inca vor uns öffnete. Da tat sich plötzlich ein weites Quertal auf — wie bei einer Wandeldekoration auf einer modernen Bühne — und ganz hinten am Ausgang des Tals, zwischen abgeschrägten düsteren Hängen, wurde der Zyklop der Anden, der siebentausend Meter hohe Aconcagua sichtbar. Mit zwei Gipfeln schaut er auf die winzige Welt herab: ein hochmütiger Riese, der sich seiner Macht bewußt ist. In der Tat ist der eine seiner Gipfel noch nicht erstiegen worden; den zweiten erreichte 1897 die Expedition Fitzgerald, nachdem 1883 bereits ein Deutscher, der bekannte Forscher Doktor Güßfeld, sich den Weg bis zu seinem Fuße gebahnt hatte. Da also liegt er, der Aconcagua, der märchenhafte Berg, ohnegleichen in der Neuen Welt. Ich starre ihn an — wie etwas Fassungsloses, wie etwas alle Begriffe, alle menschlichen Möglichkeiten Übersteigendes. Noch einmal grüßt sein weißes Rätselhaupt zu uns herüber — dann verschwindet er. Die rasende Jagd auf unserm rollenden Flügelrade geht weiter. ...

Las Cuevas. Ein Tunnelschlund gähnt uns an. Die

Bahnlinie durchbricht in einem kühnen Gewölbe den Bergrücken und untergräbt den Paß über den dreitausendneunhundert Meter hohen Cumbre. Drüben sind wir schon auf chilenischem Boden, aber es scheint, als sei die Natur noch rauher, noch schroffer, noch unzugänglicher geworden. Der Blick schweift über massige Schutthalden, die in schräger Richtung zu Tale stürzen, über jähe Gründe, über zersplitterte, zertrümmerte, wild geformte Felsmassen. Der alte Paßweg ist hinter Los Caracoles deutlich erkennbar; er windet sich geschickt an den Hängen entlang, und wenn wir unser Fernglas vor die Augen legen, sehen wir da auch einen kleinen Zug von Menschen und Maultieren die Straße ziehen.

Dann leuchtet etwas auf in dieser feindseligen Natur, wie ein freundliches Auge: der Lago del Inca, ein kleiner blauer See mitten in der schroffen Welt des Hochgebirges. Auf der breiten Schleife, die der Eisenstrang nunmehr bis zu dem fast tausend Meter tiefer gelegenen Juncal zieht, wartete unser eine andre Freude: ein Sonnenuntergang von unbeschreiblicher Schönheit. Warnende Stimmen hatten uns in Buenos Aires den Rat gegeben, bei der Andenfahrt nicht die Pelze zu vergessen, denn oben sei es bitter kalt. Aber wir hatten ja einen Prinzen unsres Herrscherhauses in der eilenden Bahn, und da verstand das altbewährte „Hohenzollernwetter" sich eigentlich von selbst. In der Tat: einen schöneren Tag konnten wir uns gar nicht wünschen, und dieser Sonnenuntergang im Tale des Rio Juncal war seine Krönung.

Schuttwände von riesiger Höhe begrenzen das Tal, in dem tief unten der Fluß ein nur schmales Bett bildet. Felsnasen durchbrechen hie und da den steilen Fall dieser Halden; sie springen jäh aus dem Schutt

hervor, und durch sie windet der Bahnzug sich in verschiedenen kurzen Tunneln. Er fährt hier ziemlich langsam bergab, denn die Strecke ist nicht ungefährlich. Der Fachmann neben uns weist mit der Hand auf einen gewaltigen Erdrutsch, der vor zwei Jahren einen kaum fertig gestellten Teil der Linie in einer Nacht vernichtete. Der Eisenstrang läuft hier nicht auf festem Gestein, sondern auf Geröll, das künstlichen Halts bedarf und ewigen Nachhelfens. In Serpentinen und Zickzacklinien geht es weiter und weiter abwärts. Hinter den Bergrücken verglüht das letzte Abendgold. Ein fahler, schwefelgelber Leuchtkranz bleibt zurück, gegen den die Rippen und Spitzen der Felsdekoration in schwarzen Konturen stehen. ...

In Juncal, noch immer in einer Höhe von über zweitausend Meter, taucht das erste Grün auf: ein paar magere Weiden hinter dem Stationsgebäude. Aber auch dies Grün der Hoffnung verschwindet wieder. Die Weiterfahrt, abermals dem Flußlauf folgend, zeigt von neuem auf beiden Seiten schroffe Felsbildung in jenen seltsam wechselnden Farbentönen, wie ich sie schon beschrieb, und die nun, da Dämmerung und Mondschein miteinander kämpfen, sich zu koloristischen Wundern abschattieren, die jeder Wirklichkeit zu spotten scheinen.

In dieser Welt unheimlichen Zaubers ist auch der Mond ein Zauberer. Er vertieft die Abgründe tintig schwarz und legt breite Silberfahnen über graues Gehänge; er irritiert das Auge und läßt oben auf dem Grat der Berge einen Palmenhain erwachsen und ganz in der Ferne, da, wo eine Zone Schnee den Horizont begrenzt, ein großes Schloß mit hellen Fensteraugen erstehen. Das tut der Mond, der ein holder Lügner ist. Aber wir sperren die Phantasie ein und halten uns an

die Wirklichkeit. Wir sehen, daß der Flußlauf sich mählich verbreitert hat; auch das mit wirrem Geröll und Felsensplittern erfüllte Tal wird weiter — und da — ja, wahrhaftig, das ist keine Täuschung und keine Lüge des Mondes — da drängt sich endlich auch Pflanzenwuchs dicht an den Bahndamm, und die ersten Herbstblumen lachen uns an.

Husch, ist das Bild vorüber. Abermals steigende Felsen und ein brausendes Geräusch wie von stürmenden Kaskaden. Ein paar Minuten hält der Zug am „Salto del Soldado", einer schmalen, sehr tiefen Bergspalte, durch die sich die Wasser zwängen, um auf der andern Seite sich schäumend breitere Bahn zu schaffen. Den „Soldatensprung" nennt der Volksmund diese romantische Stelle, weil hier in der Zeit der Befreiungskämpfe ein tapferer chilenischer Freiwilliger auf seinem Roß einen tollkühnen Satz in die Tiefe gewagt haben soll.

Weiter durch einen Tunnel und innerhalb der Tunnelschlucht auf hallender Eisenbrücke über den Fluß, dann hinab in eine gesegnetere Landschaft. Die furchterregende Größe dieser unwirtlichen Alpen liegt hinter uns; wir sind wieder unter Menschen, die ihren Acker bebauen, ihren Wein pflanzen, ihre Herden treiben. Eine Estancia gleitet vorüber; eine Pappelallee liegt wie eine mit dem Lineal gezogene Linie im Mondenschein; ein Eukalyptushain hebt sich schwarz ab vom Glanze der Nacht. Fruchtreicher und kultivierter wird das Land, je tiefer wir hinabsteigen in das Tal des Rio Aconcagua, bis bei Santa Rosa de los Andes die Bergbahn ihr Ende erreicht. ...

Ein paar Tage später habe ich zum zweitenmal die Kordilleren überstiegen. Da verstärkte der Eindruck einer großartigen felsigen Wüstenei sich noch mehr, und die Melancholie der Einsamkeit stürzte wie Nacht-

schatten um mich. Tupungato und Aconcagua sind nur vereinzelte Bergindividualitäten; dies südamerikanische Riesengebirge kennt nicht die überreiche Ausgestaltung unsrer heimischen Alpenwelt mit ihren wechselnden Kuppen, Triften, Matten und Tälern. Das Massiv ist von monotoner Gleichförmigkeit, ein zackiges Mauerwerk mit steilen Stufen oder Schutthängen, mit überhöhten Rändern und weiten Plateaus: grandios in seiner Gesamtheit und vielleicht noch ungehobene Schätze an reichen Metallen bergend. . . .

⊕ ⊕ ⊕

Schon in Las Cuevas erwartete uns eine chilenische Deputation: ein großer Offizier mit dem Roten Adlerorden zweiter um den Hals, General Altamirano, ferner Admiral Wilson und der auf Urlaub in seiner Heimat befindliche Gesandte Chiles für Brasilien, Exzellenz Irarràzaval mit seiner liebenswürdigen und reizenden Gattin. Herr von Irarràzaval war als Legationssekretär mehrere Jahre in Berlin; seine Gemahlin spricht tadellos Deutsch, und es war mir eine unerwartete Freude, in ihr auch eine treue Leserin meiner harmlosen Belletristik kennen zu lernen. Eine Anzahl weiterer chilenischer Offiziere vervollständigten das Gefolge, auch Exzellenz von Erckert fand in dem Legationssekretär Baron Ow-Wachendorff, der schon in den Bergen den Zylinderhut der Repräsentation auf den feingeschnittenen Diplomatenkopf gesetzt hatte, seinen hilfreichen Adlatus wieder.

In Llai-Llai, wo sich der Schienenweg nach Santiago abzweigt, mußten wir umsteigen, dinierten im Restaurationswagen und fuhren dann noch anderthalb Stunden weiter durch die Nacht. Bei dieser Gelegenheit mag gesagt werden, daß sowohl die argentinische wie die chilenische Eisenbahnverwaltung sich

volles Lob verdient haben. Es klappte alles ausgezeichnet; die Extrazüge standen pünktlich bereit, die Schlafwagen waren gut eingerichtet (in Chile nach dem Muster der Pullmanwagen) — und wenn man überhaupt eine Klage aussprechen könnte, so wäre es höchstens die, daß die Déjeuners und Diners im Fahrrestaurant allzu üppig waren. Auf lange Diners muß man sich in diesen Landen immer einrichten. Das nimmt Zeit fort, aber es geht nicht anders. Wenn hier schon gefeiert wird, dann auch gleich ordentlich. Immer feste, sagt der Berliner. ...

Um zehn Uhr abends trafen wir in Santiago de Chile ein. Die üblichen Menschenmassen auf dem Bahnhofe. Deutsche Musikhymnen, deutsche Gesänge, auch eine Menge deutscher Offiziere. Nein, es sind chilenische, aber die Ähnlichkeit in der Uniformierung mit unsern Truppen wirkt im ersten Augenblick geradezu frappierend. Ein ungeheurer Jubel erhob sich, als das prinzliche Paar, begrüßt von dem Minister des Äußern, Exzellenz Huneeus, und sonstigen Vertretern der Regierung, seinen Wagen verließ, und der Jubel setzte sich fort, als die Automobile die Alameda Delicias hinabfuhren und die Wagen vom Volke umdrängt wurden, so daß sie nur langsam vorwärts kommen konnten. Es war eine Begeisterung ohnegleichen, und es war bei Gott keine gemachte, keine künstliche. Das Auto des Prinzen mußte mehrfach halten; man schob sich dicht an den Wagen heran, sprang auf die Trittbretter, grüßte mit Hüten und Tüchern und schrie und schrie. ... Mein deutsches Herz klopfte stärker bei dem Spontanen, Flammenden, Unerwarteten dieses Empfanges. Wo sind wir denn? Sind wir bei uns? Nein, unter Fremden — jenseits des Äquators, unter Menschen, die wir nur aus Büchern kennen, und die uns mit weit

geöffneten Armen aufnehmen, als gehörten sie zu uns. ... Wir schreiben den 1. April: das ist Bismarcks Geburtstag, und die Deutschen Santiagos feierten ihn auf ihre Weise. Sie hatten auf dem Cerro de San Cristobal ein riesiges Freudenfeuer errichtet, und die lodernden Flammen dieses Holzstoßes waren auf dem ganzen Wege, den wir durch die illuminierte Stadt zurücklegten, deutlich sichtbar. Es war wundervoll — es war ein unvergeßlicher Abend. ...

10 Santiago de Chile

Santiago de Chile, 2. April. — Lord Kitchener soll einmal gesagt haben, der Chilene sei unter den Kulturvölkern der einzige, der „als Soldat geboren, nicht zum Soldaten erzogen" sei. Auch bei nur flüchtigem Aufenthalt wird der Besucher das beherrschend kriegerische Element des chilenischen Volkes nicht verkennen können. Es ist ein Erbe der Stammväter, jener indianischen Helden, deren der Chilene sich so wenig schämt, daß er einem von ihnen ein wundervolles Denkmal auf dem Cerro Santa Lucia gesetzt und zwei Regimentern Namen araukanischer Führer verliehen hat. In der Tat braucht er sich dieser indianischen Blutmischung wahrlich nicht zu schämen, wenn der spanische Einschlag natürlich auch längst übermächtig geworden ist. Die braune Rasse steht hundertmal höher als die schwarze, die sie dank ihrer brutalen physischen Gesundheit überleben wird, und gerade die Indianerstämme Chiles, die Inka im Norden und die Araukanier im Süden des mittleren Chile, zählen zu den edelsten Vertretern des ausgestorbenen Volkes. Der zweieinhalbhundertjährige Freiheitskampf

der Araukanier gehört zu den heldenhaftesten Leistungen in der Weltgeschichte. Die araukanische Stammverfassung glich in auffallender Weise der altgermanischen, und vielleicht ist es eine unbewußte Erinnerung an jene Zeiten, daß der Chilene dem germanischen Wesen und seinen Eigentümlichkeiten eine so auffallende Sympathie entgegenbringt. Pedro de Valdivia, der in Pizarros Auftrag 1540 zum zweitenmal nach Chile zog, gilt als der eigentliche Eroberer des Landes. Der kulturell-religiöse Herrschaftswille bildete schon damals das einigende Band unter dem gemischten Menschenmaterial der Eroberer, und eine Verkörperung aller rassig hochwertigen Eigenschaften der Kolonisten war vor allem Valdivia selbst, der unter den südamerikanischen Konquistadoren immer an erster Stelle genannt werden muß.

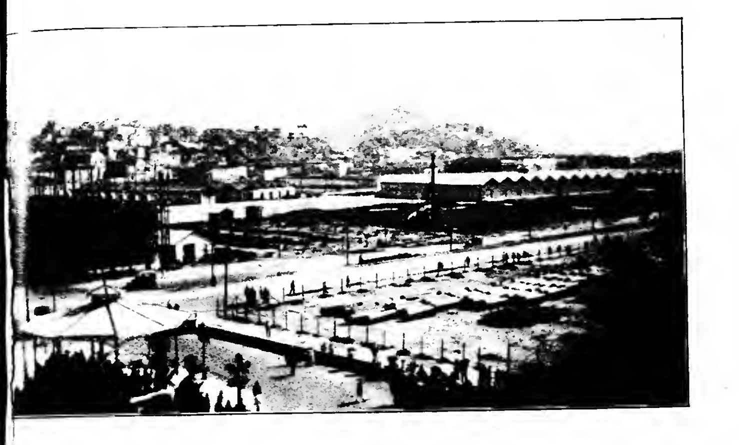
Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts galt Santiago als der Sitz der Aristokratie unter den Erobererfamilien, und seinen aristokratischen Charakter hat es sich bis heute bewahrt. Der Einfluß der spanischen Geistlichkeit auf Kultur und Charakterbildung Südamerikas darf nicht unterschätzt werden. Der Jesuitenorden hat in Chile Großartiges geschaffen, und wenn ein innerer Entartungsprozeß auch hier einzusetzen begann: die Leistungen des Ordens haben ihn überlebt. Man hat mich versichert, daß die Klerisei Chiles noch immer einen starken Faktor in der Entwicklung des Landes bilde, daß die Geistlichkeit aber duldsam und liberalen Neigungen durchaus nicht abhold sei. Jedenfalls macht Santiago den Eindruck einer frommen Stadt. Ich sah in den Morgenstunden zahlreiche Frauen und Mädchen, das Gebetbuch in der Hand, zur Kirche eilen. Es sind hübsche und stolze Erscheinungen: hoch und schlank gewachsen, mit ausdrucksvollen

Zügen, mehr herb und vornehm als anmutig, alle tief brünett mit glänzenden Augen und schönem Haar, in ihrer durchweg schwarzen Tracht und mit dem charakteristischen „Manto“ etwas nonnenhaft ausschauend, aber immer sehr interessant.

Man hatte mich im Grand Hotel untergebracht; das war überfüllt, und mein Zimmerchen glich eher der Innenkabine eines italienischen Dampfers als einem Salon. Aber das verstimmte mich nicht. In Valparaiso sollen die Hotels besser sein. Im allgemeinen bedürfen wohl die Gasthofverhältnisse Chiles noch einer gehörigen Auffrischung. Die Preise sind hoch, und das Gebotene ist mäßig. Nur im Restaurant Santiago habe ich einmal vortrefflich gegessen und bei dieser Gelegenheit auch die heimischen Weine probiert, die hier mehr gepflegt werden als in Argentinien: einen weißen Santa Rita mit Yquemgeschmack, einen ausgezeichneten Frühstückswein, und einen roten Vino Subercaseux von 1906, der etwas voll war, mir aber gleichfalls recht gut mundete. An Champagner wird hier wie in Brasilien und Argentinien nur französischer getrunken, am meisten Cliquot, Heidsieck und Pommery, die Flasche zu zwanzig bis vierundzwanzig Mark, also nicht viel teurer als in den Berliner eleganten Restaurants.

Am Morgen des ersten Tages besuchte ich im Gefolge des Prinzenpaares zunächst die deutsche Schule, wo uns die Spitzen der Kolonie, die Herren Timmermann (ein unermüdlicher Vorkämpfer des Deutschtums in Chile), Meyer, Betzhold, Hansen, Fischer, Mansfeld erwarteten, wo die Kinder uns durch Liedergesang und Deklamationen erfreuten und auch der Prinz verschiedentlich durch Fragen in die Prüfungen der einzelnen Klassen eingriff. Dann ging es in den Klub

des deutschen Gesangvereins „Frohsinn“, dem die meisten deutschen Handwerker und kleineren Gewerbetreibenden Santiagos angehören, und wo zugleich der deutsche Kriegerverein versammelt war, und von hier in das stattliche Heim des deutschen Vereins unter der Galeria San Carlos, in dessen einem Zimmer noch ein Jugendporträt des Prinzen an dessen ersten Aufenthalt in Südamerika erinnert. Damals war Prinz Heinrich bei Gelegenheit seiner Weltreise auf S. M. S. „Prinz Adalbert“ (der ehemaligen gedeckten Korvette „Sedan“) Anfang 1879 durch die Magelhaensstraße nach Chile gekommen und in Valparaiso festlich empfangen worden, und war dann auch zu kurzem Besuch nach Santiago gefahren. Die in Valparaiso erscheinenden „Deutschen Nachrichten“ begrüßten ihn in einem Leitartikel vom 1. Februar 1879 mit folgenden Worten: „Unsre Gäste werden überall, wo sie Landsleuten begegnen, die Wahrnehmung machen, daß der Deutsche auch fern von der Heimat das Vaterland immer hochhält und in die erste Reihe stellt, daß ihm der Gedanke, der großen deutschen Nation anzugehören, der vornehmste ist, und sein nationales Bewußtsein das Gefühl, dem er sich am freudigsten fügt. Deutsche Kriegschiffe sind für uns ein direkter und warmer Gruß aus der fernen Heimat, und Offiziere und Besatzung liebe, lebendige Verkörperungen der heraufgekommenen neuen Zeit, von deren Werden und Entwickeln uns sonst doch nur die äußersten Wellenschläge fühlbar sind. Der junge Fürst aus dem erhabenen Herrscherhause, aus dem für das Vaterland so mancher Held und Führer erstanden, das uns den Kaiser gegeben hat, auf den wir alle ohne Parteiunterschied mit aufrichtiger Liebe und dankbarer Verehrung blicken — dies Fürstenkind an Bord des deutschen Schiffes sei



Blick auf Rio



Botanischer Garten
in Rio

Z[illegible]eltitz, „Cap Trafalgar“
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart



Prinz Heinrich mit seinem Gefolge in Santiago de Chile

Prinz Heinrich begrüßt in Santiago das deutsche Marinedetachement

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

uns eine Verheißung für die Zukunft, für die glorreiche Weiterentwicklung unsrer Flotte, von deren Bedeutung und Tüchtigkeit die Weltstellung eines großen Reichs in unsern Tagen so wesentlich abhängt. . . .“

Nicht weniger begeistert klangen die Begrüßungsworte bei dem Besuche des Prinzenpaars im Frühling 1914. Die „Deutsche Presse“ in Santiago schrieb:

„Wenn schon die kaum so rasch erwartete Nachricht von dem Besuche eines mächtigen deutschen Kriegschiffgeschwaders (der Linienschiffe „Kaiser“ und „König Albert“ und des Schnellkreuzers „Straßburg“ im Hafen von Valparaiso) alle Herzen höher schlagen ließ und man seine kühnsten Wünsche erfüllt sah, so hat das kurz nach der ersten Freudenbotschaft einlaufende Telegramm, das auch noch den Besuch des Prinzen Heinrich und seiner hohen Gemahlin in sichere Aussicht stellte, vollends die Gemüter unsrer Deutschen in die denkbar höchste Begeisterung versetzt. Man fragte sich unwillkürlich, wie es wohl gekommen sein mochte, daß man an höchster Stelle in Berlin den bisher zwar keineswegs vernachlässigten, aber doch nicht in solch hohem Maße wie jetzt vorgezogenen Deutschen in Südamerika solche Auszeichnung zuteil werden läßt. Doch die Lösung dieses freundlichen Rätsels ist heute unsre Aufgabe nicht. Wir haben den Beweis der kaiserlichen Huld und Gnade sichtbar vor uns und sind glücklich darüber, daß wir die Grüße, die uns von Kaiser und Reich in so markanter Form übersandt werden, dankbaren Herzens den willkommenen Sendboten in diesem Lande selbst erwidern können; wir sind glücklich darüber, daß nicht nur das Deutschtum in ganz Chile wie ein Mann zusammensteht, um zu zeigen, wie wir die Ehre zu

schätzen wissen, sondern daß auch unsre chilenischen Mitbürger die Bedeutung des Ereignisses vollauf erfassen und, wie es zum Beispiel in Valdivia und an andern Orten des Südens geschah, unsre jetzigen nationalen Festtage voll Sympathie und Verständnis mitbegehen, und daß auch die chilenischen Behörden dieses Landes alles tun, um den seltenen Gästen aus Deutschland den Beweis der Ehrung und Hochschätzung zu liefern. ..."

Und die „Deutsche Zeitung für Chile" (in Valparaiso):

„Einfache, aber aufrichtige und herzliche Begrüßungsworte möchten wir dem Prinzenpaare Heinrich entgegenrufen. Kein Gebot der Etikette, keine Rücksicht kann und soll hier die Feder führen. Des Prinzen mannhaftes Leben und seiner deutschen Gattin treues Walten braucht man nur zu verfolgen, und auch derjenige, dem der Stolz vor Königsthronen ein häufig ausgesprochenes Bedürfnis ist, wird seine Hochachtung dem Hohenzollernsohn, der gegenwärtig unser Gast ist, nicht vorenthalten. Politische Voreingenommenheit stellt ja häufig die Großen dieser Welt, die Fürsten und Prinzen, als die Schmetterlinge dar, die sorglos, ohne Arbeit und Pflichten durchs Leben flattern, möglichst wenig lernen und möglichst gelangweilt entgegennehmen, was andre für sie tun. In den Köpfen der freien Republikaner Nord- und Südamerikas sehen solche Vorstellungen vielleicht noch verschrobener aus. Die Wirklichkeit dagegen, wenigstens soweit Deutschland in Betracht kommt, ist ganz anders geartet. Da fällt der Blick nicht nur auf den unermüdlichen Kaiser Wilhelm II., sondern da sieht man auch Fürsten wie den Prinzen Heinrich, der hier jetzt erscheint wie ein lebendiger Gegenbeweis, wie ein Beweis

dafür, daß er ein ebensolcher Arbeits- und Pflichtenmensch ist wie die andern Männer des Berufes, dessen Uniform er trägt. ..."

⊕ ⊕ ⊕

Ein Frühstück, das uns unser Gesandter Herr von Erckert im Klub Hipico gab, folgte um die Mittagsstunde. Der Klub, der den sportlichen Interessen der Hauptstadt dient, hat elegante Räume; das Gesandtenpaar präsidierte und ihm schlossen sich an: Prinz und Prinzessin, General Altamirano, Don Irarràzaval mit Gemahlin, Fräulein von Plänkner, Kapitänleutnant von Tyszka, Konteradmiral Wilson (derselbe, der vor einigen Jahren bei Gelegenheit des Erdbebens in Valparaiso durch sein energisches Auftreten die Stadt vor plündernden Banden schützte), Hauptmann Niemöller und Gattin, Baron Ow, Oberst Ewing, Konsul Fischer, Professor Doktor Hansen und der Gesandtschaftskanzler Anderson.

Um drei Uhr fand der Besuch in der „Moneda" statt, dem Regierungspalast, „Moneda" genannt, weil das Haus ehemals die alte Münze war und sie auch heute noch neben andern Verwaltungssparten beherbergt. Es ist ein stattlicher Bau an der Calle Moneda zwischen Calle Teatinos und Morande, mit schöner Empfangshalle und weiten Repräsentationsräumen. Portal und Eingang waren mit einer militärischen Ehrengarde besetzt. Unten empfing uns der Chef des militärischen Hauptquartiers, Oberst Dartnell, oben wartete der Einführer des diplomatischen Korps, Herr Morla, mit dem Unterstaatssekretär Castro Ruiz und dem Minister der Justiz Villegas Echeburu. Auch der Kriegsminister Doktor Corbolan zeigte sich zum erstenmal: kein Mann in Uniform, sondern ein schlichter, durchaus nicht soldatisch bärbeißig aussehender Zivilist,

seinem bürgerlichen Berufe nach Zahnarzt, aber auch als Vertreter der Wehrmacht so tüchtig, daß er bereits zweimal auf seinen verantwortungsreichen Posten berufen werden konnte. Der Präsident der Republik, der bis zum Dezember 1915 gewählt ist, Don Ramon Barros Luco, ist ein alter liebenswürdiger Herr von gewinnendem Wesen; auch seine äußerlich etwas behäbige, in ihrem Sichgeben aber ebenso scharmante und zuvorkommende Gattin war bei dem Empfange zugegen, der etwa eine halbe Stunde währte und der Sitte gemäß sofort Erwiderung fand.

Das Prinzenpaar logierte in dem sehr hübschen, mit gediegener Vornehmheit ausgestatteten kleinen Palais eines reichen Bürgers von Santiago, des Herrn Morando Vicunia, und dort wurde der Gegenbesuch empfangen. Am Nachmittag verblieb mir noch Zeit zu einer Fahrt auf den Cerro Santa Lucia, einem künstlichen Porphyrhügel inmitten der Stadt, mit wundervollen Gartenanlagen, kleinen Teichen mit Wasserfällen, Kiosken und Türmen, und einer herrlichen Aussicht über den ganzen Talkessel und die Berge Navio, Blanco, San Cristobal und Apoquindo, die Ausläufer der Kordilleren, sowie den von breiten Kaimauern eingefaßten Fluß Mapocho, dem Santiago seine gesunde Lage verdankt. Da die Luft klar war, so wurde in der Ferne auch die Schneespitze des Tupungato sichtbar, die bei Sonnenuntergang sich in rosige Farbentöne tauchte. Sonnenuntergänge von so überraschender koloristischer Pracht wie hier in Südamerika, habe ich selten gesehen. ...

Für den Abend acht Uhr war ein großes Bankett bei dem Präsidentenpaar in der Moneda angesagt worden. Da ging es nun ausgesucht feierlich zu. Der Prinz trug die sogenannte große Meßuniform, Diplo-

maten und Minister waren in Gala, nur der Präsident selbst erschien in schlichtem Frack ohne Ordenszeichen. Dafür hatte unser Gesandter Offiziersuniform angelegt, und ich muß gestehen, daß er mir in dem Waffenrock der zweiten Gardedragoner mit den Rittmeistersternen in den Epaulettes besser gefallen hat als in der wenig geschmackvollen Diplomatentenue, die von Gott weiß wem (ich glaube noch vom alten Oberzeremonienmeister Grafen Stillfried-Alcantàra) für die auswärtigen Vertreter des Reichs erfunden worden ist.

Ich hatte die Freude, der reizenden Madame Irrazàval den Arm bieten zu dürfen, habe aber auch sonst recht interessante Bekanntschaften gemacht, so den General Parra, eine wundervolle Reitererscheinung, den Reorganisator der chilenischen Kavallerie, den Minister Villegas mit seiner scharmanten Gattin, den alten General Bonen Rivera, der mich sofort deutsch ansprach. Er war längere Jahre als Militärattaché in Berlin und ist dort seinerzeit von Bergmann von einer schweren Gewebegeschwulst operiert worden, deren Narben noch heute sein Gesicht entstellen. Aber wenn man mit dem Manne spricht und ihm in die freundlichen Augen schaut, achtet man auf diese fürchterlichen Wunden gar nicht: General Bonen Rivera ist einer der fähigsten Offiziere dieses Soldatenstaates und ein begeisterter Anhänger Deutschlands. Bei Tisch saß ich in der Nähe des Einführers des diplomatischen Korps, Don Carlos Morla, der gleichfalls Deutsch spricht und sich als ein warmherziger Verehrer deutscher Musik bekannte; auch zwei frühere Gesandte Chiles in Berlin, die Herren Gonzalo Bulnes und Ramon Subercaseux, konnte ich begrüßen, ferner den Alkalden der Stadt, Don Pedro Marin, mit dem die Verständigung nicht ganz leicht war, da er nur das Spanische beherrscht, und viele andre.

Der Tisch war wundervoll mit Blumen und dem Kristall und Silber der Moneda dekoriert, das Menü gut, nur heimischer Sitte gemäß zu lang. Bei den Weinen wechselte chilenischer Traubensaft mit einem vortrefflichen Rauentaler, mit Léoville-Poyferré 1904 und Cliquot gelb. Die beiden Toaste, die gewechselt wurden, trugen keinen offiziellen Charakter. Präsident Luco begrüßte den Prinzen in spanischer Sprache und versicherte ihn der Sympathieen seines Landes; der Prinz antwortete deutsch mit einigen Dankworten.

Dem Diner schloß sich ein großer Empfang an, dem die prominentesten Persönlichkeiten der Hauptstadt mit ihren Damen, die Chefs der Zentralbehörden, die Generalität, der Bischof von Santiago, die diplomatischen Vertreter Argentiniens, Bolivias, Brasiliens, Ecuadors, Guatemalas, Mexikos, Nicaraguas, Paraguays, Panamas, Uruguays, Venezuelas, Perus, Nordamerikas und der europäischen Staaten beiwohnten. Es war ein überaus glänzendes Bild, und da ich eine liebenswürdige Erklärerin neben mir hatte, bin ich auch in der Lage (hoffentlich zur Freude meiner Leserinnen, auf die ich gleichfalls rechne), ein paar Toiletten beschreiben zu können. Eine große schlanke Brünette, eine der auffallendsten Erscheinungen im Kreise der chilenischen Schönheiten, trug Stahlblau mit eingewirkten Goldblumen; die Korsage war mit einer blitzenden Straßreihe besetzt, die Ärmel in Schmetterlingsform wallten weit herab. Eine andre dunkle Schönheit trug eine altrosafarbene Toilette, mit Skunks verbrämt; über das vorn etwas geraffte Kleid fiel ein schwarzer, völlig mit schwarzem Jett gestickter Tüllüberwurf. Der schwarze Atlasgürtel verlief in zwei langen Enden; auch die weiße Chiffontaille war mit Jett und schwarzem Chiffon gestickt. In der Prachtfülle des Haares flim-

merte eine Brillantenrivière. Sehr schön war ferner eine weiße Atlastoilette mit einem in Goldperlen gestickten Überwurf und goldenen Fransen: vornehm, intim und doch stilvoll wirkend. Eine ältere Dame, die Gattin eines Generals, hatte silbergrauen Velours gewählt, mit Chinchilla verbrämt: die Chiffontaille war mit zarter Silberspitze übergossen. Prunkhaft war eine Toilette aus hellblauem Brokatsamt in prächtigem Muster; die Taille aus weißem Tüll mit leichten Silberspitzen hielten kostbare Diamantenschnallen zusammen. Eine schlanke Dame mit rötlichem Haar, das zu schön war, um gefärbt zu sein, erschien in Meergrün mit einem helllila Chiffonüberwurf und einem breiten Gürtel in Bischofsviolett. Eine schlanke Blondine trug einen weißen, vorn leicht gerafften Atlasrock; der weiße Tüllüberwurf war mit Silberflittern gestickt und von einem hellgrünen, mit gleichfarbigen Flittern gestickten Rande umzogen. Auch die weiße Taille und der Gürtel in Maigrün trugen Flitterschmuck. Die Toilette wirkte so leicht und duftig wie das frühlingsfrische blonde Wesen, das sie trug. Bei der Verabschiedung konnte ich in aller Eile auch noch ein paar köstliche Abendmäntel bewundern: einen aus hellsilbergrauem Atlas mit heliotropfarbenen Ranken — einen maisgelben mit Goldbrokat — einen königsblauen mit Goldspitzen und Chinchillaaufschlägen. Man sieht, auch die Damen von Santiago de Chile wissen sich zu toilettieren — genau so, wie die schöne Welt von Buenos Aires und Rio. Ich fragte meine gefällige Beraterin, woher die Toiletten stammten. Die meisten aus Paris — was ich mir denken konnte. Paris beeinflußt durchaus den Geschmack von Südamerika.

Während des Empfanges konzertierte auf dem Platze vor dem Palaste eine zusammengesetzte Militär-

kapelle unter der Leitung des Kapellmeisters Federico Stöber, eines Deutschen. Mit „Heil dir im Siegerkranz" und der chilenischen Nationalhymne wurde begonnen; dann folgten der Marsch aus dem „Tannhäuser", das Vorspiel zum „Parsifal", der Sang an Ägir, Richardys spanische Rhapsodie, Pieckes Armeemarsch „Preußens Gloria" und der Zapfenstreich. Die Banda spielte vortrefflich, nur der Zapfenstreich wollte nicht so recht klappen. Ein Fackelzug der deutschen Kolonie schloß die Feier ab. Durch das Spalier, das die Regimenter Buin, Pudeto, Cazadores, Maturana und Tacna bildeten, zog die feurige Linie am Schlosse vorüber, pausierte hier zu einem kurzen Huldigungsakte und verlor sich sodann in den Seitenstraßen.

Aber für mich war der Abend noch nicht zu Ende. Ich hatte nach den Genüssen der präsidentlichen Tafel Appetit auf ein ehrliches Glas Bier, und so wanderte ich denn Arm in Arm mit dem Professor Hansen und unserm Konsul Fischer (einem prächtig originellen alten Herrn) nach dem deutschen Klub, der in allen Räumen dicht gefüllt war, auf dessen weitem Balkon wir aber immer noch ein Plätzchen fanden. Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die Bekanntschaft einer deutschen studentischen Vereinigung, der einzigen in Südamerika: der Burschenschaft Araucania, die sich an diesem Festtage zu einem solennen Kommers zusammengefunden hatte. Daß sich in der Hauptstadt Chiles eine deutsche Burschenschaft befindet, wird manchem sonderbar erscheinen; es ist aber tatsächlich so. Sie wurde vor etwa sechzehn Jahren gegründet und sollte nur solche Mitglieder umfassen, die auf der Universität von Santiago studierten, aber deutscher Abstammung sind. Im ersten Jahre ihres Bestehens traten der neuen Burschenschaft unter anderem auch

gegen zehn Studenten bei, die ihr Deutsch beinahe verlernt hatten; das heißt sie verstanden es allenfalls noch, sprachen es aber nicht mehr. Sie lernten es jedoch wieder, denn in der Araucania darf nur Deutsch gesprochen werden, und so ist denn auch dieser deutsch-chilenische Studentenverband eine wackere Pflegestätte des Deutschtums im fernen Auslande geworden. Ich habe eine fidele Stunde im Kreise dieser jungen und alten Herren verlebt, mit ihnen den Salamander gerieben und eine Bierrede geschwungen und mich von Herzen darüber gefreut, daß die frischen Menschen neben dem üblichen Bierkomment auch ernsthafte Aufgaben pflegen, sich beispielsweise monatlich einmal zu wissenschaftlichen Vorträgen zusammenfinden und speziell die deutsche Literatur nicht vernachlässigen: zwischen dem neuen Vaterlande und dem der Stammeltern, dem lieben alten jenseits des Meeres, also eine Brücke mit festen Pfeilern zu schlagen wissen.

11 Chilenischer Parademarsch

3. April. — Umfahrt durch die Stadt. An der Plaza de Independencia stattliche Baulichkeiten: die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast, das Rathaus, das Hauptpostamt. In der Nähe das Kongreßgebäude, das Opernhaus, das Museum Nacional mit höchst interessanten Funden und Erinnerungen aus der Vergangenheit — die Universität mit den Fakultäten Jura und Ingenieurwissenschaft, die Militärakademie, die landwirtschaftliche Schule. Schöne Parkanlagen erstrecken sich auf der Plaza Independencia und der Quinta Normal. Auch dem Botanischen Garten galt ein flüchtiger Besuch und endlich dem Monument, das

die Deutschen Chiles der Hauptstadt zur Zentenarfeier des Unabhängigkeitsfestes geschenkt haben: einer der besten, geschmackvollsten und gestaltungsreichsten Schöpfungen Eberleins.

Um zwölfeinhalb Uhr hatte uns die deutsche Kolonie zu einem Frühstück im großen Saale der Deutschen Schule geladen. Inzwischen hatte Santiago sich noch mehr mit Landsleuten gefüllt. Aus Valparaiso, wo die Schiffe der detachierten Division vor Anker lagen, waren dreihundert Matrosen und eine Anzahl Seeoffiziere, unter ihnen Konteradmiral von Rebeur-Paschwitz und die Kommandanten der Linienschiffe „Kaiser" und „König Albert" und des Kreuzers „Straßburg", die Kapitäne zur See von Trotha und Thorbecke und der Fregattenkapitän Retzmann, eingetroffen. In den Straßen der Stadt hörte man mehr Deutsch als Spanisch sprechen, und während wir bei den Deutschen frühstückten, fanden auch die braven Matrosen bei Erbssuppe, Kalbsbraten, Pudding und Bier ihre Verpflegung. Nur daß es bei uns üppiger zuging; das Menü der Matrosen hätte unsern festlich überfütterten Magen ebenso genügt — aber an die ellenlangen Speisefolgen hatte man sich schon langsam gewöhnt.

Dem Kaisertoast, den Professor Doktor Hansen als Präsident des Deutschen Vereins ausbrachte, folgte eine kurze, doch sehr interessante Rede des Prinzen Heinrich, die ich mir nicht versagen kann, wiederzugeben. „Meine Herren," begann der Prinz, „ich kann nicht anders, ich muß der überaus herzlichen Gastfreundschaft gedenken und meinen Dank aussprechen der Republik Chile, die mit der deutschen Armee so innige Kameradschaft hält und den Kaufleuten die Kulturarbeit erleichtert — zugleich einem Volke,

das das Glück für sich in Anspruch nehmen kann, eine Geschichte zu besitzen — ein Gang durch die Museen dieser Stadt beweist uns das. Bei diesem Volke und in diesem Staate sind Sie, meine Herren, Bürger geworden. Seien Sie stets eingedenk, daß der Deutsche, der rund um die Erde Heimatrecht erworben hat, dies nur besitzt auf Grund seiner Traditionen, bestehend in Einfachheit, Pflichttreue und Pflichterfüllung. Und getreu dieser Traditionen soll er auch nie vergessen, ein getreuer Diener jenes Staates zu sein, der ihn aufgenommen hat, dessen Gastfreundschaft er genießt, der ihm zur zweiten Heimat geworden ist. Es ist mir eine Freude, feststellen zu können, daß die Deutschen Chiles sich immer an diese Überlieferung gehalten haben, und ich erfülle eine liebe Pflicht, indem ich, mein Glas erhebend, den Wunsch aussprechen darf: Chile und die deutsche Kolonie Santiagos hoch!"

Stürmische Rufe der Zustimmung und das übliche Händeklatschen bewiesen, wie sehr die warmherzigen Worte einschlugen und wie sie das Rechte getroffen hatten.

Nun war es gerade noch Zeit, sich zu der für drei Uhr angesetzten Parade auf der Ellipse des Parquo Coucino umzukleiden. Denn eine Parade wollten die Chilenen sich nicht nehmen lassen. „Deutschland ist unser militärischer Lehrmeister," hatte mir ein chilenischer Offizier gesagt. In der Tat wirken noch heute zahlreiche deutsche Offiziere in Chile als Instrukteure; die ganze Organisation der chilenischen Armee ist nach deutschem Muster (durch den General Koerner) aufgebaut, und das große militärische Schauspiel, das uns am Nachmittag geboten wurde, erinnerte so durchaus an unsre Paraden, daß man hätte glauben können, sich auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin zu befinden.

Chile ist in vier Militärzonen eingeteilt, und zwar (nach dem mir vorliegenden diplomatisch-statistischen Jahrbuch des Gothaer Hofkalenders von 1913, dessen Notizen übrigens unverändert auch in den Jahrgang 1915 übernommen wurden) in die folgenden: Iquique unter dem General del Solar, Santiago unter General Parra, Concepcion unter General Padilla und Temuco unter General Armstrong. Jede Zone umfaßt eine Division aus den drei Waffengattungen nebst Hilfsdiensten, zusammen 16 Regimenter Infanterie, 6 Regimenter Kavallerie, 6 Feldartillerieregimenter zu je 2 Abteilungen und 2 reitenden Batterieen, 4 Abteilungen Gebirgsartillerie zu je 2 Batterieen, 1 Eisenbahnbataillon, 1 Telegraphenbataillon, 4 Kompanieen Sappeurs-Mineurs, 4 Trainkompanieen, Sanitäts-, Verpflegungs- und Arsenalpersonal. Die Gesamtstärke betrug nach dem Heeresgesetz von 1912: 6 Divisions-, 10 Brigadegenerale, 24 Obersten, 45 Oberstleutnants, 90 Majore, 208 Hauptleute, 230 Ober- und 165 Unterleutnants, 87 221 Mann. Die Infanterie ist mit Mausergewehren (Modelo chileno 95, Kaliber 7 Millimeter), die Kavallerie mit Mauserkarabinern gleichen Modells und Lanzen, die Artillerie mit Kruppschen Schnellfeuergeschützen bewaffnet.

Das Paradefeld bot ein bunt belebtes, sehr interessantes Bild. Auf der großen Tribüne hatten die Mitglieder der Ministerien, des Nationalkongresses und Staatsrats, der Zentralbehörden und Diplomatie mit ihren Damen Platz genommen. In dem abgesperrten Wandelraum zu Füßen der Tribüne sah man in der Hauptsache die deutsche Kolonie; darüber hinaus erstreckte sich das von den Boskett der Quinta Coucino und in weiter Ferne von den blau umdunsteten Vor-

bergen der Anden begrenzte weite Feld, auf dem in erster Linie die Infanterie, dahinter Kavallerie, Artillerie und Train Aufstellung genommen hatten. Die Mannschaften waren in Waffenröcken und weißen Hosen, und ihre preußische Uniformierung vervollständigte den absolut deutschen Eindruck des Ganzen. Bei den Mannschaften der Militärschule konnte man glauben, unser zweites Garderegiment, bei den Cazadores unsre Dragoner vor sich zu sehen. ... Gegen halb vier — mit einer kleinen Verspätung — trafen die à la Daumont bespannten Landauer mit der Prinzessin, dem Präsidenten und seiner Gattin und dem Gefolge ein. Die Herrschaften nahmen im Vordergrunde der Tribüne Platz, und dicht neben ihnen stand aufrecht der zivilistische Kriegsminister mit einem Gesicht, als ob er sagen wollte: Nun werden wir euch einmal zeigen, was wir können. ...

Und man zeigte es. Die Nationalhymne erklang — jetzt wurde auch Prinz Heinrich mit seiner Suite sichtbar: zu Pferde, in großer Uniform, hinter sich seinen Adjutanten Herrn von Tyszka, den Gesandten von Erckert (wieder in Dragoneruniform), die Militärattachés Niemöller und von Scheven und den General Parra. Der Prinz ritt zunächst die Front der chilenischen Truppen und des ihnen gegenüber aufgestellten deutschen Marinedetachements ab und postierte sich hierauf mit seinem Gefolge unterhalb der Tribüne, wo auch der Divisionär General Parra und die Chefs der dritten Brigade, der Brigade Santiago und der Artillerie, die Generale Moore, Morande und Almarza, Aufstellung nahmen.

Nun begann der Vorbeimarsch. Die Militärschule unter Major Ahumada bildete die Spitze, dann folgten die Unteroffizierschule und die Regimenter Buin,

Pudeto, Maipo, Yungay, die Bataillone der Zapadores, Ferrocarrileros und Telegrafos (Eisenbahn- und Telegraphenabteilungen), die Regimenter Tacna und Maturana, das Trainbataillon, endlich die Regimenter Cazadores und Coraceros, die Feld- und Gebirgsartillerie. Der Parademarsch der Infanterie war eine glänzende Leistung; man hätte es bei uns nicht besser machen können. Bei der Kavallerie fiel das ausgezeichnete Pferdematerial auf; die Artillerie ist mit neuen Geschützen bewaffnet und macht den Eindruck vollständiger Reorganisation; bei der Gebirgsartillerie und der Maschinengewehrabteilung ersetzen stämmige Maultiere die Gäule. Kavallerie und Artillerie defilierten ein zweites Mal im Trab, und schließlich erfolgte auch noch ein Vorbeimarsch in Regimentsfront, so daß sich die ganze Parade ziemlich in die Länge zog.

Gewiß war es nur eine Parade, die noch keine Rückschlüsse auf die felddienstmäßige Ausbildung der Truppen zuließ. Aus mancherlei Kleinigkeiten erkannte das militärisch geschulte Auge aber doch, daß der Geist dieser Armee ein vortrefflicher ist, und daß man im Kriegsfalle mit ihm wird rechnen müssen, was mich im übrigen auch verschiedene der deutschen Instruktoren versicherten. Chile ist nicht umsonst durch die harte Schule der Araukanierkriege gegangen und hat in seinen Feldzügen gegen Peru und Bolivia die ersten Früchte seiner soliden Machtentwicklung geerntet. Es krankt noch immer an seinem impotenten Parlamentarismus und der Ungunst seiner Finanzlage; aber unleugbar befindet sich das Land in einer neuen Phase der Entwicklung, für die sein Heerwesen eine tüchtige Stütze auch für die Entfaltung völkischer Kraft bedeutet.

Um das glänzende Bild dieser Parade zu vervoll-

ständigen, war gleichzeitig das Fliegerkorps mobil gemacht worden. Von Westen her stiegen zunächst ein paar Eindecker, dann eine Anzahl Zweidecker auf, die unter Führung des Kapitäns Avalos und der Leutnants Urrutia und Ponce über dem Platze manövrierten, eine Reihe prachtvoller Evolutionen aufführten, dabei aber auch so dicht mit ihren schwirrenden Flugschiffen über die Kavallerie hinstrichen, daß einzelne Pferde scheu zu werden begannen. Einer der Piloten landete in einem nicht ungefährlichen Manöver mitten auf dem Platze, erhob sich jedoch bald wieder in schöner Linie, ein zweiter mußte eines Defekts halber den Abstieg beschleunigen und konnte sich nur mit Mühe vor einem Sturze retten. Interessant war auch während der Parade der Enthusiasmus des chilenischen Publikums. Jeder Vorbeimarsch, vor allem das Defilee der Artillerie mit ihren nagelneuen Geschützen und der blitzblanken Aufschirrung und der Parademarsch der deutschen Matrosen, der den Abschluß des Schauspiels bildete, wurde mit Händeklatschen und Beifallsrufen aufgenommen. Der Rückmarsch der Truppen in die Garnison gab zu neuen Ovationen für den Prinzen Anlaß. Der Tag, wohl der bemerkenswerteste auf dieser eilfertigen und trotzdem seltsam eindrucksreichen Reise, endete mit dem obligaten Bankett, das diesmal zu Ehren des Präsidenten im Palais Vicunia stattfand, und dem sich wieder der Empfang einiger hervorragender Persönlichkeiten anschloß. Schließlich war man froh, ins Bett zu kommen. Ach ja, das war man. . . .

⊕ ⊕ ⊕

Als der Krieg in Europa ausbrach, war das „Preußen Südamerikas“ die einzige der dortigen Republiken, die anscheinend und doch wohl

aus Dankbarkeit auf seiten Deutschlands stand. Die chilenischen Zeitungen hielten sich zum wenigsten gemäßigt, die „Deutsche Zeitung für Chile" erschien auch in einer spanischen Ausgabe, der „Revista del Pacifico", es wurde sogar ein ganz neues Organ, die „Gaceta Militar", gegründet. Dies Blatt, das von Offizieren des chilenischen Heeres in Santiago herausgegeben wird, druckte am 9. August 1914, also bald nach Kriegsbeginn, den nachfolgenden charakteristischen Brief an den deutschen Gesandten in Chile ab:

„Exzellenz! In Zeiten schwerster Prüfung für Ihr Vaterland, wie die augenblicklichen, haben bei uns die Gefühle herzlicher Sympathie und Dankbarkeit zum Ausdruck zu kommen, die uns mit Deutschland verbinden: einmal wegen der zahlreichen und namhaften Vergünstigungen, die wir ihm schulden als unserm Lehrmeister in allen Zweigen öffentlicher und privatlicher Tätigkeit, und dann für die besondere Willfährigkeit, mit der uns Seine Majestät der Kaiser und seine Regierung stets ausgezeichnet haben. Unsre Offiziere, die den Vorzug hatten, in dem großen deutschen Heere dienen zu dürfen, ist dorten nichts vorenthalten worden, sie sind vielmehr wie Deutsche aufgenommen und behandelt worden, ein Vorzug, wie ihn keine andre Nation genossen hat, so daß sich in den Herzen des chilenischen Volkes die Zuversicht einwurzelte, daß im Falle einer Bedrohung unsres Vaterlandes durch die Vereinigten Staaten oder eine europäische Nation, uns das mächtige Deutsche Reich, selbstlos und ohne zu zögern, in Schutz nehmen würde. Wie Deutschland zu kämpfen weiß, zeigt es jetzt wieder: es hat gegen das gesamte Europa den Krieg aufgenommen!

Wie könnten wir dabei gleichgültig bleiben? Ab-

ì. Blanca

Punta Vacas

...ß, „Cap Trafalgar"
...gelhorns Nachf. in Stuttgart



Blick in die Kordilleren

Vor Las Cuevas

Zobeltitz, „Cap Trafalgar“
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

gesehen von unsrer Dankbarkeit müßten wir schon volle Huldigung solch spartanischem Heldenmute zollen!

Die zahlreichste, eingewurzeltste, loyalste und fleißigste unsrer ausländischen Kolonien in Chile ist die deutsche. Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen hatte die Güte, hier und anderswo es auszusprechen, daß unsre Armee der seines erhabenen Bruders nicht nachstände.

Aus all diesen Gründen wundern wir uns, daß man hier bis jetzt geschwiegen hat. ... Vielleicht weil man die Neutralität wahren wollte —? Aber seien Sie überzeugt, Exzellenz, daß fast das gesamte chilenische Volk mit Ihnen ist, mit den Mutigsten unter den Tapferen, mit den Unerschrockensten unter den Helden!

Von dem schließlichen Siege der großen deutschen Nation sind wir überzeugt, denn um ein löwenmutiges Volk von mehr als sechzig Millionen Menschen zu vernichten, würden die Feinde schwerste Blutopfer zu bringen haben. Darin wären sich Deutschland und Chile, jedes in seiner Sphäre, gleich.

Nur den Tapferen winkt der Sieg. Unsre Nationalhymne drückt dies aus: ‚Der Sieg beugt sich vor ihnen.' Also: geruhen Eure Exzellenz, die heißesten Wünsche eines bescheidenen und dankbaren Soldaten Chiles entgegenzunehmen und überzeugt zu sein, daß unser gesamtes Volk Ihr Vaterland begleitet mit seinen besten Wünschen, mit seiner Bewunderung und seiner Dankbarkeit.

Entschuldigen Sie, Exzellenz, daß ich Ihnen dies schreibe, ohne daß Sie persönlich zu kennen ich die Ehre habe. Nehmen Sie meinen Brief mit Wohlwollen auf, zu dem, wie die Dinge liegen, mich meine vaterländische Begeisterung gedrängt hat ..."

Dem Herausgeber des Blattes wurde daraufhin von anderen chilenischen Zeitungen Neutralitätsbruch vorgeworfen; später untersagte der Redaktion der „Gaceta Militar“ auch ein ministerieller Befehl eine weitere prononcierte Parteinahme. Trotzdem konnten die Herausgeber am 12. August noch folgendes ausführen:

„Wir haben dies Unternehmen (die ‚Gaceta Militar‘) ins Leben gerufen, weil uns dazu unser Gewissen und unsre Vaterlandsliebe getrieben haben. Wir wollten nicht, daß die unter uns wohnenden Mitglieder einer Nation, der wir viel von unserm Fortschritt verdanken, unter dem Eindruck blieben, daß in Chile kein Wort der Sympathie verlaute in Stunden, in denen sich ihr Vaterland in einen Feldzug verwickelt sieht, von dessen Ausgang sein ferneres Bestehen abhängt.

Wenn die großen Zeitungen, die gewöhnlich die öffentliche Meinung darstellen, in irgendeiner Weise ihre offene Sympathie für Deutschland kundgetan hätten, würden wir nichts derart unternommen haben. Wenn auch nur *eine* von ihnen eine von ihren vielen Spalten offengehalten hätte *für Mitarbeiter im Geiste dieser Sympathie*, wären wir nicht auf den Plan getreten.

Aber uns Chilenen allen war es offenbar, daß die *deutsche Kolonie* voll Verlangen ein ermunterndes Wort von ihren chilenischen Freunden erwartete; leider ist das Wort ausgeblieben, bis dies Blatt erschien, klein im Format, aber groß in seinen Idealen.

Wir treten in die Bresche, nicht um Nutzen zu suchen, den wir gering achten, sondern um vor den Deutschen die Einschätzung als Caballeros und als Freunde, als welche wir ihnen immer gegolten haben, aufrecht zu erhalten.

Wir haben die Genugtuung, das, was wir erstrebten, vollkommen erreicht zu haben: daß nämlich jetzt die deutsche Kolonie in Chile weiß, daß das chilenische Herz mit dem ihren schlägt und — ohne andern Übles zu wünschen — aufrichtig hofft, daß nichts den Aufstieg des deutschen Volkes kreuzen möge.

Die Söhne Deutschlands sind über alle Welt verbreitet und tragen mit ihren Kapitalien und ihrer Arbeit zum Fortschritt vieler Länder bei; deutsches Kapital, deutsche Industrie, deutsche Forschung, deutsche Kriegswissenschaft setzen sich durch. In einem Vierteljahrhundert hat das, was man die friedliche deutsche Invasion genannt hat, mehr Märkte erobert, als das deutsche Heer mit seinen kriegstüchtigsten Soldaten hätte Festungen nehmen können.

Wie kann man Deutschland jetzt verantwortlich machen, daß es zu den Waffen greifen muß, um sich gegen eine Weltverschwörung zu wehren?

Und da sollen wir die in Chile wohnenden Söhne dieser großen Nation, die unsre Ländereien wohnbar machten, indem sie fruchtbare Regionen daraus schufen, die uns ihr Wissen, ihre Mäßigkeit, ihren Fleiß gelehrt haben, in diesen Stunden ohne eine freundschaftliche Ermunterung lassen? Das geht nicht an, und wir sind stolz darauf, daß wir die ersten gewesen sind, die sich an ihre Seite gestellt haben.

Es ist richtig, daß unsre Mittel nur bescheiden sind, aber der Wille ist groß, und vor allem, wie die ‚Deutsche Zeitung' (von Valparaiso) richtig sagt: ‚Wer sich in der Not nicht als Freund erweist, der ist nie einer gewesen.'"

In diesem Artikel der dankbaren chilenischen Offiziere wird auch auf die übrigen Zeitungen verwiesen.

Sie verhielten sich, wie gesagt, anfänglich wenigstens neutral; dann aber kam — wie überall — auch hier ein rascher Umschwung durch das brutale Lügen- und Verhetzungssystem der englischen und französischen Nachrichtenagenturen. „Wir hören hier nur Neuigkeiten aus Paris und London," schrieb mir ein Bekannter aus Santiago im September, „da die sämtlichen Kabel in Feindeshänden sind. Wenn man diesen Nachrichten Glauben schenken dürfte, so hätten die Deutschen vor Lüttich ihre halbe Armee verloren, zwanzig deutsche Kriegschiffe wären bereits versenkt worden und die Franzosen ständen vor Metz. Dazu die Geschichten von den Grausamkeiten der Deutschen, ihren Völkerrechtsbrüchen, dem Schießen auf Sanitätskolonnen, den Verwüstungen in Belgien und so weiter. Unsre Blätter geben natürlich getreulich alle Lügendepeschen der Havas und Reuter wieder, und bringt eines auch wirklich einmal einen für Deutschland sympathischen Leitartikel, so hat er im Hinblick auf jene Meldungen natürlich so gut wie gar keine Wirkung. Schließlich darf man auch nicht die Stimmen des Bluts vergessen: die Rassenverwandtschaft ist ganz zweifellos ein mitsprechender Faktor bei der Sympathie für Frankreich. ..."

Es kam noch andres hinzu. Seit Beginn des Krieges hielt sich das deutsche Pazifikgeschwader an der chilenischen Küste auf und wurde von den in den chilenischen Häfen zurückgehaltenen deutschen Handelschiffen verproviantiert. Bei diesen wiederholten Aus- und Rückfahrten der Hamburger Kosmosdampfer soll nun die chilenische Neutralität verletzt worden sein — wenigstens behauptete dies der französische Gesandte in Chile, der auch einen geharnischten Protest wegen Kaperung eines französischen Seglers durch die Deutschen an das

chilenische Ministerium des Äußern richtete. Das war für die gesamte spanische, portugiesische, französische und englische Presse der latino-amerikanischen Republiken das gegebene Zeichen, wütend über Deutschland herzufallen. Und zwar geschah das zu derselben Zeit, da englische Kriegsdampfer sich von südamerikanischen Häfen aus ohne Scheu durch ihre Handelsschiffe Kohlen und Lebensmittel zuführen ließen, da der englische Kreuzer „Glasgow" in den staatlichen Trockendocks von Buenos Aires wieder instand gesetzt wurde und ganze englische Divisionen tagelang vor Montevideo lagen, wo ihre Führer sich als „Helden" feiern ließen.

Den gewaltigsten Stimmungsumschlag in Chile aber rief ein Ereignis hervor, das bei uns kaum Beachtung gefunden, sicher aber nicht zu erregenden Demonstrationen geführt haben würde. Die elektrische Straßenbahn in Valparaiso ist deutscher Besitz — sie wird von der deutschen Überseeischen Elektrizitätsgesellschaft betrieben. Der Niedergang aller Handelsgeschäfte, besonders des Salpeterausfuhrs, hat den Kursstand in Chile nun ungeheuer gedrückt, und da stellte sich die Direktion der Straßenbahnverwaltung auf ihren kontraktlichen Standpunkt und erhöhte die Fahrpreise. Das brachte das Volk in maßlose Wut. Kurz vorher waren staatlicherseits bereits die Eisenbahntarife erhöht worden und auch das hatte entrüstete Zeitungspolemiken zur Folge; in Valparaiso handelte es sich aber um ein Privatunternehmen, das noch dazu in deutschen Händen lag, und nun kam es tatsächlich zu einer kleinen Revolution. Das konservative Organ „La Union" hatte schon seit einiger Zeit aus innerpolitischen Gründen gegen das deutsche Unternehmen geschürt, deren Rechtsbeistand der liberale Senator der Stadt ist. Am 1. Dezember brachte die „Union" einen un-

erhörten Hetzartikel, der geradezu in eine Aufforderung zur Volkserhebung auslief. Dies war wenige Wochen nach der Seeschlacht an der chilenischen Küste; noch am 3. November waren die siegreichen Kreuzer von Santa Maria im Hafen von Valparaiso mit „Viva Alemannia" und „Viva Chile" begrüßt worden.

Nun aber verwandelte sich urplötzlich das „Viva" in ein „Abajo Alemannia". In zahllosen Volksversammlungen wurden wahnwitzige Reden gehalten, die sich zunächst gegen die Straßenbahnverwaltung, schließlich aber auch gegen Deutschland richteten. Aus dem „Abajo la Tracion Electrica!" wurde das wilde Geheul „Abajo Alemannia". Der Pöbel stürmte die deutschen Geschäftshäuser, zertrümmerte die Straßenbahnwagen, bombardierte die Fenster des deutschen Generalkonsulats. Das währte drei Tage lang, bis endlich das einschreitende Militär die Oberhand gewann. Es war hohe Zeit: man war tatsächlich und allen Ernstes auf eine Revolution gefaßt.

Ein Sturm im Glase Wasser. So hätte man bei uns die Sachlage beurteilt. Aber bei diesem leicht erregbaren Volke kann eine anscheinende Kleinigkeit zur Gefahr werden. Das hatte die Direktion der Straßenbahn nicht in Rücksicht gezogen, auch nicht die Tatsache, daß das Volk ganz zweifellos durch die Hetzarbeit der südamerikanischen Presse trotz allem gegen Deutschland voreingenommen worden war. Die Straßenbahnverwaltung war sicher in ihrem guten Recht. Ihr Kontrakt erlaubte ihr, die Fahrpreise zu verdoppeln, sobald der Kurs unter neun Pence fallen sollte — und jetzt stand er sogar nur auf sieben Pence. Trotzdem wäre es unter den obwaltenden Verhältnissen diplomatischer gewesen, wenn man in diesem Falle n i c h t auf dem Schein bestanden hätte. Kenner des chilenischen Volks-

charakters mußten unbedingt kommen sehen, was gekommen w a r.

Im übrigen darf man nicht vergessen, daß auch an diesem Sturm gegen Deutschland englische Einflüsse teilnahmen. Während der Mob die Fenster des deutschen Generalkonsulats in Valparaiso einwarf, mischten sich sehr deutlich in das „Abajo Alemannia“ die Rufe „Viva Ingleterra“. Und Engländer wie Franzosen haben sich ebenso rasch der chilenischen Nationalität angegliedert wie die eingewanderten Deutschen, nur stehen sie auch hier, wie in a l l e n übrigen südamerikanischen Republiken, dem Deutschtum f e i n d l i c h gegenüber und haben den Augenblick gut ausgenutzt, da ein Moment der Erregbarkeit die zweifellos bestehenden Sympathieen für Deutschland zum Schwanken brachte.

12 Nach Valparaiso und zurück über die Anden

4. April. — Addio, Santiago! Du hast mir gut gefallen — deine Straßenfluchten und grünen Plätze, dein Cerro, der Kranz deiner blauen Berge, deine schönen Frauen und klugen Männer werden mir immer in lieber Erinnerung bleiben. Schon steht ein neuer Extrazug bereit, der uns in Windeseile den Rest des Kontinents durchqueren helfen und nach Valparaiso führen soll.

Zunächst geht es (natürlich wieder mit Ehrendienst und Suite) zurück nach Llei-Llei und von dort durch die Vorkette der Anden hinab zum Meere nach dem Haupthafen der Republik, wo wir an der Estancion

El Puerto, dicht an der Plaza Sotomayor, aussteigen. Abermals großer Empfang, der schon in dem Villenorte Viña del Mar, wo die meisten deutschen Kaufleute wohnen, begann und sich hier pflichtgemäß fortsetzt. Konsul Gumprecht ist auf Urlaub (ich konnte ihn unmittelbar vor meiner Abreise noch in Berlin begrüßen) und wird durch den Konsul Rößler aus Rio Grande del Sul vertreten. Neben ihm steht der Präsident des deutschen Vereins, Herr Welckner, und um ihn scharen sich als Vertreter der chilenischen Regierung und Marine der Intendente der Provinz Señor Zañartu und die Admirale Goñi, Simpson, Wilson und Nef.

Der erste Besuch gilt dem Linienschiff „Kaiser", wo auch ein kleines Frühstück genommen wird, der zweite dem chilenischen Flaggschiff „O'Higgins" (so genannt nach dem Präsidenten O'Higgins, einem geborenen Iren, der bis 1823 an der Spitze des Landes stand). Beim Vombordgehen wurde die Großadmiralsflagge mit neunzehn Schuß salutiert. Dann erfolgte eine Rundfahrt durch die Straßenzüge der im Bogen rings um die Hafenbuchtung erbauten Stadt, zunächst durch die Calle Arturo Prat, in der die großen Geschäftshäuser und die Bankinstitute liegen, durch die Calle Blanco mit der deutschen Schule und dem deutschen Verein, über die Plaza Wheelwright mit dem Zollamt, die Plaza de Justicia mit dem Justizgebäude, die Plaza Victoria mit dem Polizeiamt; weiter durch die hübsche Avenida Altamirano mit dem Marinearsenal, vorüber an der Plaza Municipalidad, an der sich die Hauptkirche, die Iglesia Espirito Santo, erhebt.

Valparaiso ist durchaus Handelsstadt und entbehrt trotz seiner hügelansteigenden Lage am Meer der Anmut und Freundlichkeit. Beim Bau der Häuser hat man Rücksicht auf die häufigen Erdbeben genommen,

und schon aus diesem Grunde sind schöne Baulichkeiten selten.

Auf die höher gelegenen Stadtteile führt eine Anzahl Drahtseilbahnen, die auch wir benutzten, um das vortrefflich geleitete deutsche Hospital und später das sogenannte Deutsche Haus zu besuchen, in dem die Festlichkeiten der Kolonie stattfinden, und das sich an diesem Nachmittage zum Empfange des Prinzenpaares ganz besonders geschmückt hatte. Der große Saal, in dem die Büfetts aufgeschlagen waren, bot mit seinem reichen Blumenschmuck und den Lauben im Hintergrunde einen überraschenden Anblick.

Der Empfang vollzog sich in den hergebrachten Formen. Hunderte von Deutschen hatten sich eingefunden, und am liebsten hätten sich alle vorstellen lassen. Das ging natürlich nicht: es mußte eine Auswahl getroffen werden, aber sicher haben Prinz und Prinzessin weit über fünfzig Damen und Herren die Hände gereicht und mit ihnen ein paar Worte gewechselt. Was spricht man bei solcher Gelegenheit? Ich habe die fürstlichen Herrschaften bewundert, daß sie auch ganz Unbekannten gegenüber immer eine freundliche Wendung fanden und in der Fülle der Gesichte, in dem Schwarm der sich Vorüberdrängenden, bei allen diesen sich gleichenden, im letzten Grunde herzlich langweiligen Empfängen nicht einen Augenblick die Stimmung verloren. Die Freude der Deutschen, auf fremdem, wenn auch heimisch gewordenem Boden ein Mitglied unsres Herrscherhauses, noch dazu den Bruder unsres Kaisers begrüßen zu dürfen, ist weiß Gott begreiflich. Aber die Anforderungen, die dabei an die Herrschaften gestellt wurden, waren zuweilen so große, daß man ein Versagen des Empfindens wohl hätte begreifen können. Von einer freien Stunde war auf

der ganzen Reise keine Rede; jede Minute war besetzt, jede Sekunde fand die vorgeschriebene Ausnutzung. Wieviel Vereine, wieviel Schulen, Hospitäler, Wohltätigkeitsveranstaltungen wir insgesamt besucht haben, weiß ich nicht. In der Erinnerung verwischen sich die Eindrücke. Zwischen „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ schieben sich Deklamationen, Gedichtvorträge, Prüfungen; der Reigen der Herren und Damen, die vorgestellt wurden, dünkt mich unermeßlich; niedliche Kindergesichter, hübsche Frauenaugen, bärtige Männerprofile, junge und alte Leute, Veteranen und Handelsbeflissene tanzen vor meinen Augen; die Deutschen aus vier Republiken Südamerikas defilieren im Parademarsch an mir vorüber, und noch im Traume höre ich ein piepsendes Stimmchen voll zitternder Angst das eingelernte Gedichtchen sprechen: „An diesem Tage, hohe Frau ... an diesem Tage ...“ Ja natürlich, Besuche und Empfänge müssen sein, auch Frühstücke und Bankette — aber (Südamerika vergebe mir) manchmal sind sie zum Auswachsen. ...

Unter den Vorgestellten im Deutschen Hause in Valparaiso befand sich unter anderen auch eine interessante chilenische Persönlichkeit, der Admiral Jorje Montt, der von 1891 bis 1896 die Präsidentschaft geführt hat und dem die Aussöhnung der Gegner im Bürgerkriege gelang. Welche ersprießliche Tätigkeit im übrigen der Deutsche Verein in Valparaiso entwickelt, mögen ein paar Zahlen bekunden. Er stiftete für die Nationalflugspende 30 000 Pesos, für die deutschen Schulen in Chile 45 000 Pesos. Ebensoviel betragen die Jahresausgaben seines Wohltätigkeitsvereins, der monatlich gegen 1000 Pesos feste Unterstützungen und außerdem das Schulgeld für dreißig

arme deutsche Kinder zahlt. Von seinen Grundstücken repräsentiert das Deutsche Haus 300 000, Kirche und Schule etwa 600 000 Pesos an Wert. Für den Eberleinbrunnen in Santiago brachten die Deutschen Chiles 250 000 Pesos auf. Das sind immerhin gewichtige Ziffern, die für den Opfersinn der deutschen Einwanderung sprechen.

Das Diner am Abend des 4. April nahmen wir im Gouvernementspalais. Es war das letzte Beisammensein der alten Reisegesellschaft vom „Prinzentische" auf dem „Cap Trafalgar". Dann ging es ans Abschiednehmen. Herr von Erckert und Hauptmann Niemöller mit ihren Damen blieben zurück — blieben vorderhand auch noch in Valparaiso, wo die Feste zu Ehren des deutschen Geschwaders noch nicht abgeschlossen waren. Addio, liebe Freunde — Frau Tila und Frau Thea, behaltet mich in gutem Angedenken ... adjö Hilde, Gesandtenkind — adjö, kleiner Mucki ... Die Taschentücher wehen, Hände winken, freundliche Blicke grüßen zum letztenmal. Wir klettern wieder in den gewohnten Extrazug, der irgendwohin in die Nacht hinausfährt und auf einen toten Schienenstrang geschoben wird, so daß wir diesmal ohne die Musik des Räderrasselns in unserm Pullman schlafen können. ...

⊕ ⊕ ⊕

5. April. — Erwachen in Los Andes — und ein abermaliger Abschied. Der chilenische Ehrendienst tritt ab und mit ihm verlassen uns auch Herr und Frau von Irarràzaval, die uns bis hierher das Geleite gegeben haben. Beide stehen im Frühdämmer auf dem Bahnhofsperron und winken und rufen uns in deutschen Lauten glückliche Heimreise zu. Die Trennung von sympathischen Menschen ist nie ganz leicht. ... Nun geht es von neuem über die Kordilleren, und ihre

steinernen Wunder tun sich noch einmal vor uns auf. Aus dem Tal des Aconcagua hinauf zur Felsspalte des „Salto del Soldade“, zwischen den Schutthalden der Juncalschleife bis zum kleinen, blauen, lieben Lago del Inka, der wie ein Gottesauge aus einer Hölle schaut — und weiter durch den Riesentunnel des Cumbre auf argentinischen Boden. Wieder frohlockt die Sonne am Himmel, und die Schneekuppen des Aconcagua und Tupungato leuchten in herrlichstem Glanze — bis der Abend sinkt und der Schrei der Lokomotive uns kündigt, daß wir Mendoza erreicht haben. ...

Mendoza: zwei Stunden Aufenthalt im Abenddämmer. Wenig, aber herzlich. Kribbelnde Menschenschwärme auf dem Bahnhof, deutsche Stimmen, deutsche Lieder, deutsche Musik. Empfang und Vorstellung: siehe oben. Dann rasch in die Automobile, die uns bereitwillig zur Verfügung gestellt werden, und eine Umfahrt durch die Weinstadt. Mendoza liegt schön gebettet am Fuße der Vor-Anden in einer Höhe von siebenhundertfünfzig Metern und ist eine Stadt, die sich sehen lassen kann. Platanenalleen beschatten ihre breiten Straßen, ihre großen Plätze sind mit hübschen Gartenanlagen geschmückt, ihre Promenaden führen hinaus in ein wundervolles Parkgelände, das gegen sechshundert Hektar Land umfaßt, also wohl der größte „Bois“ in unmittelbarer Umgebung einer Stadt ist, den die Welt kennt. Ein Gouverneur, der vielleicht nicht gut rechnen konnte, aber unleugbaren Geschmack besaß, hat diesen ungeheuren Park angelegt, der auch den zoologischen Garten und einen künstlichen, mit Zement ausgelegten großen See umfaßt, auf dem die Regatten stattfinden.

Man hat uns erwartet: das beweisen die zahlreichen Polizisten, die an allen Straßenecken halten, meist hoch

zu Pferde und famos aussehend, in ihrer Galauniform, mit blanken Kürassen, Stahlhelmen und wehenden Buschschweifen darüber, ganz so wie weiland die Hundertgarde im Paris des zweiten Empire. Unser Auto rattert durch die Straßen Necochea und Mitre, Heras und San Martin hinaus ins Freie. Im Halbdunkel taucht ein runder Hügel vor uns auf; auf seiner Höhe schimmert ein Licht. Das ist unser Ziel: auf jenem Hügel erhebt sich das schönste Monument Argentiniens, das die dankbare Republik ihrem großen Befreier gesetzt hat. Keine Stadt in Argentinien und Chile, in der nicht San Martin gefeiert würde! Sein Leben klang tragisch aus, und deshalb spinnt auch schon die Legende ihr Blumengestrüpp um sein Dasein, so wie um Bolivar, um den man auch den Nimbus des Märtyrertums gewoben hat. San Martin war ein Soldat ohne politischen Ehrgeiz: das war die Tragik seines Lebens. Als er, mehr ein kluger Stratege als ein forscher Feldsoldat, sein Land von der spanischen Herrschaft befreit hatte, setzten politische Eifersüchteleien gegen ihn ein. Vielleicht fürchtete man seine Popularität, fürchtete man, daß er sich zum Diktator aufschwingen würde, vielleicht regte sich auch der Haß der Kleinen gegen den Großen: er wanderte aus und starb 1850 in tiefster Armut zu Boulogne. ... Heut ist sein Name wieder auf aller Lippen; Straßen, Plätze, Museen sind nach ihm genannt worden, und allerorts hat man ihm prunkende Standbilder gesetzt, das schönste, wie gesagt (von der Meisterhand Ferreris stammend, eines einheimischen Künstlers) angesichts der Anden vor den Toren Mendozas. Wir sahen dies Riesenmonument im Dunkel des Herbstabends: gewaltig sich aufbauende Felsmassen, hoch oben eine zur Attacke vorgehende Reitergruppe, über die der Genius der Be-

freiung mit den gesprengten Ketten der Knechtschaft in den Händen schwebt, auf den Vorsprüngen des Felsens Soldatenmassen, in den Wandungen Marmor- und Bronzereliefs und auf dem ersten Plateau die einsame Gestalt des Generals auf einem Rosse, das Morgenluft witternd den Hals vorstreckt und mit geblähten Nüstern in die Ferne späht. ... Schade, daß es schon dunkel war! Es kroch zwar ein gefälliger Mann mit einer Autolaterne zwischen den Felsbrocken umher und leuchtete die Bronzegesichter ab; aber man sah nicht viel von den Einzelheiten. Nur der große Eindruck des Ganzen blieb. ...

Mendoza ist die Weinprovinz Argentiniens. Die Winzer sind glückliche Leute: sie haben die Sonne, die die Trauben reift, und dank eines umfangreichen, außerordentlich umsichtig und mit hohen Kosten angelegten Bewässerungssystems das Wasser, das die Wurzeln tränkt. 1887 waren nur 4720 Hektar mit Wein bebaut, 1909 schon 38 720 Hektar. In Mendoza selbst zählt man weit über tausend Weinkellereien, darunter viele, die an Umfang die größten der Rheinprovinz und Frankreichs weit übertreffen. Ich habe bedauert, daß unsre Zeit zu kurz bemessen war, einen dieser Keller zu besuchen. Daß der argentinische Wein nie die genügende Lagerreife bekommt, ist einfach eine Kapitalsfrage. Die Weinbauern sind in beständiger Geldnot; sie verkaufen den Wein nach Fertigstellung, ohne ihm Lager zu gönnen. Nur die Bemittelteren halten auf bessere Pflege, und daß dieser abgelagerte Wein trefflich schmeckt, davon habe ich mich überzeugen können. Er kommt trotzdem wenig in den Handel; der Kreis der Abnehmer beschränkt sich auf Familie, Verwandte und Freunde; im Handel würde der Preis sich zu hoch stellen und der Verdienst zu ge-

ringfügig sein. Die Überproduktion an Wein hat auch zu mancherlei ziemlich rigorosen Maßregeln von seiten der Regierung geführt.

13 Estancia Germania

6. April. — Die Nacht im Schlafwagen beim Staub der Ebene. In der Frühe Ausblick auf den weiten Kamp, der mir heute aber nicht mehr so langweilig erscheint wie noch vor wenigen Tagen. In der Unendlichkeit dieser riesigen Fläche liegt doch eine gewisse Größe, und die Melancholie weicht dem Gefühl einer behaglichen Ruhe.

Zwischen zehn und elf am Vormittag erreichten wir die Retirostation der Estancia Germania, wo uns unser Gesandter, Baron von dem Bussche-Haddenhausen, und der Mayordomo der Farm, Mr. Dewis, bereits erwartete.

Die Estancia Germania ist nicht eine der größten in Argentinien, wohl aber eine der am besten bewirtschafteten; immerhin umfaßt auch sie gegen achtzigtausend deutsche Morgen. Sie ist der Form nach ein Aktienunternehmen und ihr Hauptbesitzer ein Herr Günther, Deutscher der Abstammung nach, doch in England naturalisiert. Der Mayordomo, ein überaus liebenswürdiger Mann, der uns in Abwesenheit des Besitzers mit seiner Mutter gastlich aufnahm, ist denn auch gleichfalls Engländer, und das ganze Hauswesen auf englischem Fuße eingerichtet. Das Herrenhaus, ein flacher einstöckiger Bau mit einer riesigen, sehr behaglich eingerichteten Halle, liegt inmitten eines gut gehaltenen Parks, um den sich die umfangreichen Stallungen für die Zuchtstiere und Pferde gruppieren.

Der erste Ausflug zu Roß und zu Wagen galt den weidenden Rinderherden, die in Gruppen über die riesige Fläche verstreut sind. Ein Schwarm Gauchos, zum Teil in ihrer höchsten Gala: mit altertümlichen silbernen Steigbügeln und einem mit Silberstücken gepflasterten breiten Gürtel um den Leib, die kurzstielige Lederpeitsche in der Hand und wie zusammengewachsen mit ihren Gäulen, begleitete uns über die Felder und gab uns bei der ersten Herde auch gleich einen Beweis ihrer Kunstfertigkeit. Eine Anzahl Rinder sollte „gezeichnet", das heißt mit dem Brand versehen werden, der notwendig ist, um das Eigentumsrecht zu kennzeichnen und der zugleich auch als Qualitätsmarke gilt. Die Gauchos trieben nun mit großer Geschicklichkeit ein Rind aus der Herde, verfolgten es eine Zeitlang und fingen es dann mit dem Lasso ein. Das alte Indianerkunststück gelang jedesmal; das Rind stürzte zu Boden, wurde an den Füßen gefesselt und erhielt nun den Brand mit dem glühenden Eisen: eine Operation, die grausamer klingt als sie tatsächlich ist, da eine Fettsubstanz den Schmerz mildert. Auch die Ablösung der Hörner wird heute meist durch chemische Mittel bewirkt: durch eine Einreibung mit ätzender Säure, die das Absägen der Gehörne ohne Schmerz ermöglicht.

Die Gauchos, Kerle wie aus einem Cooperschen Roman, gaben noch andre Kunststücke zum besten. Zwei nahmen einen Ochsen zwischen ihre Pferde und zwangen das Tier ohne äußere Gewaltmittel zu einem rasenden Galopp über das Feld; sie blieben rechts und links dicht neben ihm, so daß es dem Ochsen unmöglich war, auszubrechen. Inzwischen hatte die Sonne sich verdüstert, ein ferner Donner wurde laut; im Westen schob sich eine dunkle Wolkenwand über den Horizont,

die mählich eine grauweiße Färbung annahm und sich dann zu schwefligem Gelb abschattierte. Über dieser Wolkenschicht stand noch immer der Sonnenball; aber er war kupferrot und ohne Glanzaureole; er hing wie eine feurige Kugel in der stillen Luft. Es war sehr still in der Natur, kaum ein Halm bewegte sich, nur die Pferde waren unruhig und die Rinder brüllten. Dann fuhr plötzlich ein heftiger Windstoß über das Feld — noch einer — ein dritter. Und auf einmal brach mit gewaltiger Wucht der Sturm los, ein Sausen und Heulen, und zugleich knatterte der Regen zur Erde und durchnäßte uns im Augenblick bis auf die Haut. Schleunige Flucht war die einzige Möglichkeit. Da die Hazienda nur Raum für das Prinzenpaar bot, so mußte die Begleitung nach der Station zurück, um im Zuge zu nächtigen. Aber der Weg war ein wütender Strom geworden; ein wahrhaftiger La Plata ergoß sich über den Sand, und bei dem furchtbaren Sturm fürchteten wir jeden Moment, unser Wagen würde umgeworfen werden. Aber wir kamen schließlich glücklich auf die Station und konnten uns umkleiden — und hatten nun doch auch einen niedlichen kleinen Pampero erlebt, der nicht einmal im Programm vorgesehen war. ...

⊕ ⊕ ⊕

7. April. — Die ganze Nacht über währte der Regen, aber am Morgen lachte uns wieder die Sonne an. Durch die überschwemmte Ebene ging es abermals nach der Estancia, wo wir gerade eintrafen, um eine neue interessante Vorführung besichtigen zu können.

Es handelte sich um die Desinfektion der Rinder, die natürlich in Massen vorgenommen wurde. Auf freiem Felde erhob sich ein seltsamer Bau: ein um-

fangreicher Lattenverschlag, der sich zu einem schmalen Gange verengte; dieser Gang, sagen wir dieser Korridor, öffnete sich zu einem ausgemauerten Graben, der anscheinend mit schmutzigem Wasser gefüllt war und auf einen Weideplatz auslief. Die Rinder wurden nun in den Verschlag und hierauf eins nach dem andern in den schmalen Gang getrieben. Von einem Gerüst aus, oberhalb des Baues, peitschten die Gauchos das Vieh vorwärts, das sich, Freiheit suchend, notgedrungen in den Graben stürzen mußte, dessen Wasser mit Karbol und ähnlichen Desinfektionsmitteln versetzt war. Auf diese bequeme Weise wurden im Laufe einer Stunde viele Hunderte von Rindern gesäubert und desinfiziert.

Beim Frühstück in der Hacienda wurde uns diesmal ein lediglich aus argentinischen Landesgerichten bestehendes Menü serviert. Es gab zunächst Carne con cuero, das heißt Lammbraten in der Haut, der sehr saftig schmeckte, dann den beliebten Puchero, den man auch in Chile gern ißt: ein Gemisch von Geflügel, Rindsbraten, Speck und Wurst mit zahlreichen Gemüsen, vor allem Bohnen, Erbsen, Sellerie, Zwiebeln, Kartoffeln, und schließlich Asado à la Criolla, am offenen Feuer gebratenes Lenden- und Rippenstück, eine Prozedur, die wir vorher auf einem Platze hinter dem Hause hatten beobachten können. Das Fleisch ist an einem eisernen Spieße angebracht, der schräg in der Erde steckt; davor brennt das Feuer, das nur allmählich genährt wird. Je langsamer der Braten gar wird, um so saftiger schmeckt er. Und er mundete auch uns recht gut; besonders dem Puchero bringe ich Verehrung und Hochachtung entgegen. . . .

Der Nachmittag war den Gäulen gewidmet, einem

ausdauernden, zähen, äußerlich recht hübschen Schlage. An hundert junge, drei- und vierjährige Pferde waren in einer Koppel zusammengetrieben worden, und nun nahmen die Gauchos wieder ihre Kunststücke auf.

Ähnlich wie bei der Rinderherde wurde auch hier zunächst ein Gaul durch geschickte Manöver vereinzelt und von der unruhig schnaubenden, umhergaloppierenden Masse gesondert. Dann schwirrten die Lassos — rrrrr, die lange Schnur flitzte durch die Luft, und die Schleife hing über dem Hals des Pferdes, das sich jetzt ziemlich willig aus der Koppel führen ließ. Nun begann bei dem noch nie gerittenen jungen Tier das schwierige Geschäft des Aufzäumens und Sattelns. Ein Gaucho kriecht auf allen vieren heran und schlingt um die Hinterbeine des Gauls zunächst eine kurze Fessel. Dann wird die Kandare angelegt (Trense ist unbekannt) und mit unendlicher Vorsicht mit dem Satteln begonnen, und endlich schwingt sich mit unerwarteter Plötzlichkeit der Gaucho auf den Gaul und sprengt mit ihm in Begleitung andrer, unaufhörlich schreiender und anfeuernder Kameraden davon. Der Gaul bockt gewaltig und versucht durch allerhand Kapriolen sich seiner Last zu entledigen; seine Hinterbeine wirbeln durch die Luft, er steigt kerzengerade empor und wirft sich wohl auch zu Boden: aber sein Reiter sitzt fest, die Schenkel sind wie Eisenbarren, die Fäuste wie Erzklammern. Er peitscht mit seiner ledernen Karbatsche die Flanken des Tieres, das in allen Muskeln zittert und dessen Maul mit blutigen Flocken umsäumt ist, und das nun endlich seinen Widerstand aufgibt und mit seinem Reiter davonkarriert. Selbstverständlich ist dieses erste „Brechen" der Störrigkeit noch kein „Einreiten", aber es ist wichtig: das Pferd muß fühlen, daß es den Beherrscher über sich hat.

Verschiedene junge Gäule wurden uns in ähnlicher Weise vorgeritten, auch der Fang mit den „Bolas“ gezeigt: zwei Lederkugeln am Lassoriemen, die um die Füße des Pferdes geschleudert werden und es sofort zum Sturz bringen; endlich schloß ein sehr interessantes Rennen auf ungesattelten Pferden, bei dem man freilich nicht an die Schulung auf dem grünen Plan unsrer heimischen Sportplätze denken darf, die Vorführungen ab. Wir schieden dankend von unserm Wirt und bestiegen wieder den Zug, der uns nachtsüber nach Buenos Aires zurückbrachte. ...

Natürlich konnte auch dieser Einblick in das Kampleben nur ein flüchtiger sein. Aber es war ein erfrischendes Intermezzo zwischen Festen und Empfängen und gab uns doch wenigstens eine Ahnung von dem Reichtum des Landes an schönem Rassevieh. Man hat mir versichert, daß für einen guten Zuchtstier 18 000, ja selbst 36 000 Mark bezahlt werden; in einem Falle (so berichtet Goltz) wurde für einen Stier sogar das Kapital von 72 000 Mark angelegt. Das sind natürlich Ausnahmen, aber charakteristische, denn sie beweisen, auf welcher hohen Stufe die Viehzucht in Argentinien steht. Am intensivsten wird auf den Estancien die Fettmachung von Magervieh betrieben, das man in den entfernteren Provinzen aufkauft und dann an die großen Fleischkonservierungsbetriebe weitergibt, die wir auch noch kennen lernen sollten. Nach der letzten offiziellen Zählung vom Mai 1908 besaß Argentinien an Viehbestand: 29 116 625 Stück Rindvieh, 7 531 376 Pferde, 465 037 Maultiere, 285 088 Esel, 67 211 754 Schafe, 3 945 086 Ziegen und 1 403 591 Schweine. Davon entfielen auf die Provinz Buenos Aires allein 10 351 235 Stück Rindvieh, 2 519 953 Pferde und 34 604 972 Schafe. Das sind stattliche Zahlen.

Während der langen Bahnfahrt zurück durch den Kamp nach Buenos Aires, saßen wir nach dem Diner im Speisewagen noch ein Stündchen am Rauchtisch zusammen, und da rief der Prinz mir zu: „Erzählen Sie mal einen Schwank aus Ihrem Leben, Zobeltitz!“

„Wenn es kein argentinischer zu sein braucht, Königliche Hoheit —?“

„Nein — irgendetwas aus Ihrer Erinnerungsmappe!“

Da überlegte ich denn ein bißchen und schoß los:

Der Weihnachtsgaul

... Es mögen so beinahe vier Dezennien her sein, und wenn ich mit meinem schön angegrauten Kopf an jene Zeit zurückdenke, da wundre ich mich immer, daß man einmal so furchtbar jung gewesen ist ... also, es war bald nach dem Kriege Siebzig, als ich nach glücklich bestandenem Schlußexamen aus dem Kadettenkorps entlassen wurde.

Die Hauptkadettenanstalt lag damals noch nicht in Lichterfelde, sondern in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin. Das hat man auch schon beinahe vergessen; bloß die alten Kadetten haben es noch in guter Erinnerung, und wenn sie mit der Stadtbahn an dem nunmehrigen Gerichtsgebäude vorüberfahren, fällt ihnen wohl manche kleine Schnurre aus ihrer Jugend wieder ein. Mir wenigstens geht es so. Dann schwindet vor meinem geistigen Auge der neue Stuck der Fassaden, und der ehemalige langweilig graue Anstrich tritt wieder

hervor, und hinter den kleinen Fensterscheiben sehe ich frische Jungengesichter, und im großen Portal den Portier Hannemann mit seiner nimmer ermüdenden Trommel, und auf dem berühmten Karreehofe ein Kribbeln und Wimmeln von kleinen Kadetten, und dazwischen meinen Kompaniechef, den Hauptmann von P., der immer eine hornumfaßte Brille trug und die größten Füße hatte, die mir je im Leben bei einem königlich preußischen Offizier vorgekommen sind.

Hauptmann von P. war ein Original. Vor vierzig Jahren gab es auch noch in der Armee derlei Originale. Wir im Kadettenkorps hatten ein paar von dieser Sorte, allen voran unsern Oberst, einen kleinen, dicken Mann, der mit Vorliebe einen sehr langen Reitermantel trug, in dem er wie ein wandelnder Tintenwischer aussah. Und im Gegensatz zu ihm seine rechte Hand, der Major von X., der Herr „Oberstwachtmeister", wie man damals noch zu sagen pflegte: ein baumlanger Mensch mit feuerfarbenem Haar, weshalb wir infamen Bengels ihn auch gewöhnlich den „roten Helfershelfer" nannten. Dann war da der Hauptmann von S., der eben erst geadelt worden war und immer furchtbar schneidig tat, und selbst beim Kompanieexerzieren mit gezogenem Degen umherraste und beim Freischwimmen in der Pfuelschen Badeanstalt stets persönlich zugegen war, um demjenigen, der nicht gleich vom Turm springen wollte, mit der flachen Hand einen gehörigen Aufmunterungsklaps zu geben — dahin, wohin jeder Klaps rechtmäßig hingehört. Und dann hatten wir einmal einen Feldwebelleutnant bei der Kompanie, der auch ein ganz prächtiges Original war: ein grundguter Mensch, der von der Pike auf gedient hatte, sich aber durch ein seltsam verschnörkeltes Deutsch in seiner Redeweise den Anstrich ungewöhnlich feiner Bildung

und hoher Kultur zu geben suchte. Wenn beim Anprobieren einer neuen Garnitur zum Exempel ein Rock nicht passen wollte, so sagte er nicht etwa schlankweg: „Der paßt nicht", sondern er äußerte: „In der Längte scheint mir dies Habit an Auswuchs zu laborieren, doch auch in der Breite mangelt die Fülligkeit behördlicher Spannkraft. Wohingegen die Hosen an Saß mankieren. ..."

Der Hauptmann von P. war bei der Kompanie sehr gefürchtet. Er war immer da, wo man ihn durchaus nicht erwartete. Auf seinen ungeheuren Füßen schlich er gespensterhaft durch das Haus, und plötzlich sah man sein Geiergesicht mit den Eulenaugen durch die Zimmertür lugen. Wenn jemand eine Dummheit gemacht hatte, spießte er den Unglücklichen mit seinen Blicken langsam auf; dann meckerte er und sagte gewöhnlich: „Juckt's Fell, mein Herrchen? Werd's kratzen" — und verdonnerte den Sünder zu Urlaubsentziehung oder vierundzwanzig Stunden Arrest. Mich konnte er auch nicht besonders leiden. Ich hatte ein gefährliches Talent zum Karikieren, und ein lustiges Blatt, das ihn porträtierte, mußte ihm wohl einmal in die Hände gefallen sein. Deshalb sagte er mir auch vor Beginn des schriftlichen Examens: „Na, Herrchen, nu zeigen Sie mal, daß Sie nicht bloß weißes Papier verschimpfieren können. Alles rächt sich, jähjäh! Höre schon, jähjäh, wie Sie rasseln. ..."

Aber ich rasselte nicht. Es ging ganz gut. Im großen Marschallsaale saßen die angehenden Offiziersaspiranten und schwitzten. Im Französischen hatte uns der alte Professor Herrig geprüft, im Deutschen der alte Foß; im Lateinischen halfen die Spickzettel mit, die in den Ärmeln saßen. In der Mathematik haperte es ein bißchen, weil mein Nebenmann auch nichts konnte.

Dafür glänzte ich in Geographie und Geschichte. Den Beschluß des letzten Tages bildete die Tanzprüfung vor unserm Tanzlehrer Médon, bei dem das halbe Offizierkorps der Armee das Beineschwenken gelernt hat. Médon hatte sich immer schon erkundigt, wie es um uns stand, und seinen besonderen Freunden wisperte er dann ins Ohr: „Glänzend durchgekommen" oder „Man noch grade so". . . . Aber ob glänzend oder noch grade so, war uns gleichgültig; die Hauptsache war die Freiheit.

Die hatten wir nun. Hauptmann von P. hielt uns noch eine schöne Entlassungsrede, dann sagten wir allen Bekannten adjö und verabredeten uns für den Abend im Opernhause, um Herrn Médon eine letzte Ovation zu bringen. Es wurde „Der Prophet" gegeben, und wir wußten, daß Médon als königlicher Ballettänzer in der Schlittschuhquadrille beschäftigt war. Da klatschten wir denn, bis uns die Hände wehtaten, und freuten uns über den dankbaren Blick, den uns Médon von der Bühne herab zuwarf. . . .

Nun galt es vor allen Dingen, bei den großen Militärschneidern die Equipierung zu bestellen. Ich war bei dem Ulanenregiment, bei dem ich mich gemeldet hatte, angenommen worden, und zugleich mit mir mein Freund, ein Graf Lottmer, der aber viel reicher war als ich. Während ich meine Equipierung in bescheidenen Grenzen hielt, bestellte sich Lottmer alles doppelt und dreifach und auch gleich einen Pelzkragen für den Wintermantel, was mich besonders neidisch machte. Dann lud er mich zu Ewest ein, wo wir mehr Champagner tranken, als gut war, und als ich schon einen heftigen Schwips hatte, trat Herzog Elimar von Oldenburg in das Lokal, der damals bei den Gardedragonern stand und bei dem ich Page ge-

wesen war, und sprach mich freundlich an. Ich wollte auch recht freundlich sein, war es infolge des ungewohnten Cliquots aber allzusehr, taumelte in meiner vorgeschriebenen Grundstellung und fiel dem Herzog versehentlich um den Hals. Der erkannte sofort die Situation, packte mich in eine Droschke und fuhr mich in seine Wohnung, wo er seinem Diener Wilhelm befahl, mich auf ein Sofa zu legen und ausschlafen zu lassen. Als ich wieder erwachte, schämte ich mich natürlich fürchterlich, und da der Herzog nicht da war, so tröstete mich Wilhelm auf seine Art und sagte, er hätte sogar schon einmal einen kommandierenden General in ähnlicher Verfassung gesehen: eine Äußerung, die mir sehr wohl tat. Nun hatte ich es aber eilig, fortzukommen, und schrieb von daheim noch einen langen schönen Entschuldigungsbrief an den liebenswürdigen Prinzen, den dieser mit herzlichen Worten erwiderte. ...

Nachdem ich ein paar Wochen bei meiner Mutter auf dem Gute gewesen war, traf endlich meine Anstellungsorder ein, ein kostbares Dokument, vom General von Albedyll unterzeichnet. Ich war zum Portepeefähnrich ernannt worden, aber weil ich erst sechzehn Jahre alt war, so mußte ich mich vorläufig mit dem „Charakter" der hohen Charge begnügen. Inzwischen war auch die Uniform angekommen, und da ich noch recht dünnbeinig und schmalbrüstig war, so sah ich in der knappen Ulanka wie ein großer, bunter, fremdländischer Vogel aus. Aber es war dennoch ein erhebendes Gefühl für mich, als ich auf der Reise nach der Garnison zum erstenmal von einem Soldaten vorschriftsmäßig gegrüßt wurde.

In Frankfurt an der Oder traf ich mit Lottmer zusammen; er roch nach Parfüm und ließ über dem

Kragen noch einen weißen Vorstoß sehen. Das fand ich sehr fein. Je näher wir aber der Garnison kamen, desto mehr stopfte Lottmer den weißen Vorstoß in den Kragen hinein, bis der Vorstoß endlich ganz verschwunden war. Schließlich hörte auch die Eisenbahn auf; wir mußten noch drei Stunden mit der Post fahren, dann sahen wir die Garnison vor uns liegen. Es ahnt kein Mensch, was dies für ein elendes Nestchen war. Nur eine Schwadron des Regiments lag hier, während der Stab und die übrigen Eskadrons ein paar Meilen weiter in einer etwas größeren Stadt untergebracht worden waren. Unwillkürlich fielen mir Winterfelds alte Soldatengeschichten ein, als ich zum erstenmal meine Garnison durchwanderte. Der Marktplatz war das Schönste. Da lag in der Mitte das Rathaus: gelb, mit einem baufälligen Turm und einer Masse kleiner Läden herum. Der Platz war nur auf einer Seite gepflastert, weil es nicht weiter gereicht hatte; aber wenn man mit einem Wagen kam, war das eine hübsche Abwechslung; auf der Pflasterung flog man immer hin und her, und dann versank man in die tiefe Ruhe, die der Sand gewährte. Bei Regenwetter trugen die Herren Offiziere große hölzerne Schuhe, wie die bretonischen Bauern, mit einem Schlitz über dem Absatz, durch den der Sporn lugte. Das war eine Erfindung unsres ältesten Premiers; man kam sonst nicht über die ungepflasterte Seite des Platzes, wenn man zum Mittagessen in das Rathaus wollte, wo sich die Offiziere ein Zimmer gemietet hatten, das sie stolz ihr „Kasino" nannten.

Da der Dienst bequem war, so war die Langeweile unbeschreiblich. Ein junger Leutnant hatte sogar zu dichten angefangen; als er uns aber dreimal seine Poesie vorgelesen hatte, verbot ihm unser sehr ver-

ständiger Rittmeister diese Tätigkeit. Ein andrer hatte sich zur Ausfüllung seiner Mußestunden ein Aquarium angelegt, und wenn es regnete, suchte er im Urbrei des Marktplatzes eifrig nach allerhand Gewürm. Wieder einer hielt sich zwei Meerschweinchen, an die er sein Herz hängte, und da Graf Lottmer auch etwas Besondres haben wollte, so schaffte er sich einen Ziegenbock an, dessen Hörner er purpurrot anstrich. Nachher verkaufte er aber den Ziegenbock, weil er sich darauf kaprizierte, ihn auf dem Marktplatz weiden zu lassen; und da hatte der Bock eine Butterfrau von rückwärts über den Haufen gerannt und war hierauf mit seinen purpurroten Hörnern in das Schaufenster des Schnittwarenhändlers Rabuschke gefahren.

Lottmer hatte sich auch gleich einen eigenen Gaul mitgebracht, auf den er sich viel zugute tat. Obwohl wir Junker uns sonst mit dem gestellten Regimentspferde zu begnügen hatten, war es doch mein lebhafter Wunsch, jetzt schon einen eigenen Vierbeiner zu besitzen. Ich hatte deshalb an meinen Vater geschrieben, er möchte mir fünfhundert Taler schicken, ich hätte ein prachtvolles Getier in Aussicht. Aber er schrieb zurück: erst solle ich Offizier werden, dann würde auch der Gaul da sein. Darüber war ich so erbost, daß ich beschloß, Weihnachten nicht nach Hause zu reisen. Das war um die Zeit, da sich in meinem sechzehnjährigen Herzen die erste Liebe regte.

Der Gegenstand meiner Neigung hieß Anna und war die Tochter des Bürgermeisters, und da das bürgermeisterliche Haus das einzige war, in dem die Offiziere verkehrten, so wurde der blonden Anna sowohl von unserm Rittmeister wie von den vier Leutnants gleichmäßig die Kur gemacht; auch Lottmer beteiligte sich an diesem Unternehmen. Ich aber liebte

sie mit tiefem Gefühl und war der sicheren Überzeugung, daß ich der Bevorzugte sei, weil sie mir einmal eine kleine grünseidene gehäkelte Börse geschenkt hatte, mit der Bitte, sie keinem Menschen zu zeigen, was ich sehr rührend fand. Später erfuhr ich allerdings, daß diese Börse ein zurückgesetztes Stück aus dem Geschäft des Schnittwarenhändlers Rabuschke war (eines Bruders ihrer Mutter), und daß sie davon ein ganzes Dutzend, zwei Drittel unter dem Einkaufspreise, entnommen, und daß sie sowohl unserm Rittmeister wie den vier Leutnants, wie dem Grafen Lottmer, wie auch einem Primaner und dem Sohn des städtischen Kassenrendanten eine solche Börse als eigenste Handarbeit geschenkt hatte, mit der Bitte, sie keinem Menschen zu zeigen.

Aber damals ahnte ich von dieser Vielseitigkeit der Gefühle noch nichts. Annchen war für mich das Herrlichste auf der Welt, und wenn ich an sie dachte, tat mir das Herz weh. Ein großer Teil meiner Zulage ging für Pralinés, Nußtorte und Marzipankartoffeln, für Blumen und kleine Schmuckstücke drauf, die Annchen immer mit gleich liebem Lächeln entgegennahm. Daß sie zum Weihnachtsfest meinen glühendsten Wunsch: einen lebenden Gaul, nicht erfüllen konnte, ging ihr sehr nahe; immerhin brachte sie mich auf den guten Gedanken, ich sollte doch einmal an Tante Kierschner schreiben. Diese Tante, eine sehr reiche Frau von Kierschner, die in der Nähe ein großes Gut besaß, hatte nämlich bei mir angefragt, was ich mir von ihr zu Weihnachten wünschte; da sie meine Patin war, wollte sie mir gern eine Freude machen. Ich antwortete ihr, eigentlich wünsche ich mir ein Pferd; da das aber ein ziemlich unverschämter Wunsch sei, so könne sie ihn ja sozusagen verteilen und ihn mir auch noch für Neu=

jahr, Geburtstag und nächste Weihnachten in Anrechnung bringen. Tante Kierschner ließ daraufhin nichts mehr von sich hören, und ich nahm an, daß eine derartige Vivisektion des Gauls nicht nach ihrem Geschmack war.

Um die Weihnachtszeit leerte sich die Garnison. Von den Offizieren blieb nur Leutnant von Pape zurück; das war der, der das Dichten nicht lassen konnte: ein großer, hübscher Mensch, der schon ein paar Jahre studiert und eine stattliche Schmißnarbe auf der linken Wange hatte. Er wie ich waren für den Heiligen Abend zu Bürgermeisters eingeladen worden, wo es Karpfen in Bier und Mohnpielen und nachher einen Punsch gab, wie der Bürgermeister ihn liebte: eine schon stark östliche Mischung, nach der man zwei Tage lang Kopfschmerzen hatte. Vorher aber war die Bescherung gewesen; ich hatte ein Blumenarrangement bestellt und ein kleines goldenes Herzchen hineingelegt, während Pape bloß mit einem Bukett antrat. Jeder von uns bekam ein Zigarettenetui, ich aber noch als besondere Aufmerksamkeit ein handtellergroßes Pferdchen aus Marzipan, an dem ein Zettel steckte, der von der Hand Annchens die Aufschrift trug: „Ersatz für den Weihnachtsgaul.“

Das fand ich ganz reizend; ich war so gerührt, daß ich mir fast die Tränen verbeißen mußte. Aber die Tränen kamen nach. Es geschah nämlich, daß das bürgermeisterliche Paar in die Kinderstube gerufen wurde, wo ihr Kleinstes zufolge einer Erkältung das Bett hüten mußte. Annchen und Pape verblieben allein im Wohnzimmer, indes ich nebenan mit dem Einfüllen des Punsches in die Gläser beschäftigt war. Und da hörte ich auf einmal durch die nur angelehnte Tür ein verdächtiges Geräusch. Ich schlich mich näher,

und nun vernahm ich ganz deutlich: da drinnen küßten sich zwei. Und dann hörte ich die wispernde Stimme Papes und ein lustiges Auflachen Annchens, und darauf aus ihrem Munde die Worte: „Eifersüchtig? Auf den kleinen Zobel? — Aber das ist doch noch ein Jüngelchen! ..."

Mein Herz erstarrte. Ich ein Jüngelchen!? Und das sagte sie: mein Abgott, mein Alles — sagte es sogar in unverhohlen geringschätzendem Tone! Einen Augenblick überlegte ich: im Korridor stand mein Säbel. Den wollte ich zuerst Pape in das Herz bohren, dann wieder herausziehen und nunmehr Annchen töten. Aber ich ließ es, da mich plötzlich mit Allgewalt das Gefühl meines Unglücks packte. Die Tränen schossen mir in die Augen. Ich wiegte mich in Sentimentalität; ich kam mir wie ein Märtyrer vor. Neben der Bowle stand mein Marzipanpferdchen. Ich nahm es und bedeckte es mit heißen Küssen — und plötzlich biß ich ihm den Kopf ab. Ich weiß nicht mehr, geschah es aus Wut oder irgendeinem andern dunklen Drange. Jedenfalls geschah es. Dann setzte ich mich in eine Ecke, schaute das Marzipanpferdchen noch einmal an und futterte es langsam völlig auf. Es blieb nichts übrig und schmeckte mir gut, während das Herz schmerzte. ...

In dieser Nacht schloß ich kein Auge. Ich zergrübelte mir den Kopf, wie ich Annchen meine Verachtung zu erkennen geben wollte. Zunächst sollte sie ihre Geschenke wiederbekommen. Das Pferdchen hatte ich im Magen; aber die grüne Börse und die Zigarettentasche packte ich ein, legte eine Karte dazu mit der Inschrift: „Dankend zurück" und schickte sie ihr. Dann wollte ich mich an ihrer Verblüffung weiden. Doch das sollte in feiner Weise geschehen. Zwischen zwölf und zwei saß sie immer am Erkerfenster und häkelte und hielt

gewissermaßen Parade ab. Da wollte ich vorübergehen und ihr kaltlächelnd einen vernichtenden Blick zuwerfen — nichts weiter. Bloß das Gehen gefiel mir nicht. Reiten war eleganter, auch kavalleristischer. Leider hatte ich keinen Gaul zur Verfügung; das Regimentspferd durfte ich nicht nehmen. So beschloß ich denn, mich an Silbermann zu wenden, unsern Haferlieferanten, der auch mit Pferden schacherte.

Der kleine Silbermann geriet in Verzückung, als er mich sah, und als er hörte, daß ich einen Gaul kaufen wollte, wurde er wie närrisch. Ich sollte den schönsten und besten kriegen, den es auf der ganzen Welt gäbe; aber ich müßte noch warten, heut hätte er nur einen im Stall, und der paßte nicht für mich. Warten konnte ich nicht; so ließ ich mir denn sein Unikum zeigen. Es war ein Schimmel von unvernünftiger Größe, mit einer Ramsnase und Hängeohren und tückischen Augen. Von hinten sah er wie ein weißer Elefant aus. Ich ließ zunächst meinen Burschen Jendretzki holen und den Schimmel gehörig putzen. Jendretzki schlug die Hände zusammen, als er das Biest erschaute, machte sich aber sofort mit Striegel und Kartätsche an die Arbeit, unbekümmert darum, daß der Weiße ihn zu beißen versuchte und auch ein paarmal gehörig ausschlug. Als mir das Ungetüm so leidlich in Kondition schien, ließ ich es satteln. Der Schimmel quiekte, legte die Ohren zurück und bleckte mit seinen gelben Zähnen.

„Hören Sie mal, Silbermann," fragte ich etwas ängstlich, „das Vieh hat doch nicht etwa Sattelzwang?"

„I Gott bewahre, Herr Fähnrich," antwortete Silbermann, „der tut man bloß so. Wenn er bocken will, brauchen Sie ihm nur einen Klaps hinter die Ohren zu geben, dann wird er ganz pomadig. Er ist eigentlich ungrisches Vollblut, aber ein bißchen 'runter-

gekommen. Unter Ihrer Zucht, da soll'n Sie mal sehn, was er da für ein wieder Kerl wird. Dem fehlt bloß ein Reiter als wie Sie, Herr Fähnrich. ..."

Das schmeichelte mir nun sehr, und ich erklärte Silbermann, ich würde den Schimmel erst mal probereiten, und wenn er mir gefiele, wollte ich ihn kaufen und gelegentlich auch bezahlen. Darüber entsetzte sich mein Bursche gewaltig.

„Herr Pfennrich," rief er, „entschuldigen Herr Pfennrich, aber das ist ja gar kein orntliches Pferd nich, das ist ja ein Dromedar! Wenn der Herr Pfennrich den vor der Front reiten, da grault man sich ja!"

Ich war aber nun einmal wild, rief Jendretzki zu, er solle gefälligst das Maul halten, und kletterte auf den Schimmel. Silbermann schwor, ich sehe pikfein aus und unter mir wäre der Schimmel zwanzig Dukaten mehr wert — und dann ritt ich los.

Es war schöner Sonnenschein und leidlich weicher Boden. Ich merkte gleich, welches Aufsehen ich erregte. Alle Welt blieb stehen, und die Ulanen, denen ich begegnete, machten bei ihrem vorschriftsmäßigen Gruße höchst verwunderte Gesichter. Auf dem Marktplatze traten die Ladenbesitzer vor ihre Türen, und der Schnittwarenhändler Rabuschke rief sogar seine Frau herbei. Nun kam ich beim Bürgermeister vorüber und sah Annchen im Erker am Fenster sitzen. Da wollte ich denn ein bißchen kurbettieren und ihr zugleich kaltlächelnd einen vernichtenden Blick zuwerfen. Ich legte also die Schenkel fester an und kitzelte den Gaul mit dem rechten Sporn. Aber er schien dies mißzuverstehen, denn er begann zu bocken. Jetzt erinnerte ich mich des Rates Silbermanns, beugte mich ein wenig vor und schlug dem Schimmel mit der flachen Hand zwischen die Schlappohren. Da gab er einen ganz ungeheuer-

lichen Ton von sich, stieg in die Höhe und hieb dann so mächtig hinten aus, daß ich in hohem Bogen über seinen Kopf flog und förmlich klatschend zu Boden fiel.

Nun war es natürlich mit dem kalten Lächeln und dem Blick der Vernichtung vorbei. Ich war ohnmächtig geworden, und als ich wieder erwachte, befand ich mich in einem fremden Bett und einem fremden Zimmer. Ich mußte aber wohl noch nicht ganz bei Sinnen sein, denn ich sah eine seltsame Vision vor mir: sah, wie die Tür aufgerissen wurde und Annchen in die Stube stürmte und vor meinem Bette niederstürzte, und hörte sie rufen: „Mein Held! Mein Held!" — und sah dann wieder die Frau Bürgermeisterin hereinwuchten und Annchen einen Katzenkopf geben und sie emporreißen, und vernahm die Stimme der Gewaltigen: „Du bist mir ja eine nette Krawatzke! Na, warte man, Vater wird dir schon Mores lehren!" ... Und dann fiel ich wohl wieder in Ohnmacht.

Die Sache war die: ich hatte eine hübsche kleine Gehirnerschütterung erlitten und war in das Haus des Bürgermeisters transportiert worden. Da lag ich denn ein paar Tage und wurde von der Frau Bürgermeisterin gut gepflegt, bis eines Morgens unser Stabsarzt lächelnd erklärte: „Na, lieber Fähnrich, nun sind Sie wieder ganz gesund. Bloß Silbermanns Gespensterschimmel dürfen sie nicht mehr reiten. Das ist nämlich ein ausrangierter Zirkusgaul und künstlich zum Abwerfen herandressiert. ..."

I du verdammter Silbermann, dachte ich. Aber ich war froh, daß ich wieder so leidlich auf dem Damme war. Ein bißchen schwach ging's noch, und mein Bursche mußte mich auf dem Wege nach meiner Wohnung stützen, so taumelig war mir. Wenigstens hatte er eine erfreuliche Nachricht.

„Herr Pfennrich," sagte er grinsend, „den Silbermann haben sie gestern abend hinter dem Spritzenhause verwamst."

„Wer, du Lümmel?"

„Ja, ich weiß nicht wer. Es sollen zweie gewesen sein, aber sie sind im Dunkeln nicht erkannt geworden. Aber dem Silbermann schad't's ja nichts, wenn der mal den Puckel voll kriegt."

„Das ist richtig, Jendretzki, es kann ihm gar nichts schaden."

„Na, Herr Pfennrich," fuhr Jendretzki fort, „und dann ist auch unser Weihnachtsgaul angekommen."

„Was denn für ein Weihnachtsgaul?"

„Von unser gnä'gen Frau Tante: ein Brauner, sieht honorig aus und frißt wie 'ne Raupe. Das ist ein Kapitalvieh."

So war es auch. Tante Kierschner hatte sich nicht lumpen lassen. Ein paar Tage später ließ ich den Braunen am Erkerfenster des Bürgermeisters vorübertänzeln, und er bockte nicht. Aber auch Annchen saß nicht am Fenster und häkelte. ...

Nein, sie saß nicht am Fenster. Vater Bürgermeister war hinter die Vielseitigkeit ihrer Herzensinteressen gekommen und hatte sie nach Berlin zu einem Onkel geschickt. Da hat sie dann später einen braven Mann geheiratet, der mit Lichtern und Seifen handelte, und hat die Geschichte von dem Marzipanpferdchen und dem, was voranging und folgte, wahrscheinlich bald vergessen. Bei mir ging es übrigens auch rasch. Mich erfaßte eine neue große Leidenschaft zu dem braunhaarigen Klärchen des Herrn Rabuschke — aber wie diese Passion verlief, will ich nicht erst erzählen. Ein Weihnachtsgaul spielte keine Rolle dabei. ...

15 Abschied von Argentinien

8. April. — Die Ruhe des Kamps liegt hinter uns. Kein Vogelgezwitscher mehr, keine aufschießenden Rebhühner, keine Wildenten an den Lagunen und Möwen im Binnenland. Die letzten weißen Tageulen, niedliche Tierchen mit rotgeränderten Augen, saßen beim Abschiede am Wege und schauten uns neugierig nach.

Nun sind wir wieder in Buenos Aires und das Leben der Großstadt umrauscht uns von neuem. Es ging auch gleich los: Besuch der Elektrizitätswerke, die 1898 von der Deutsch-überseeischen Elektrizitätsgesellschaft mit einem Kapital von zehn Millionen Mark gegründet wurden, das bis 1911 auf hundert Millionen anwuchs. Die Gesellschaft befaßt sich in erster Linie mit der Erzeugung und dem Vertriebe elektrischer Energie für Beleuchtungs- und Kraftzwecke, und betreibt in Buenos Aires allein sechs Zentralen mit einer Gesamtleistung von vierundsiebzigtausendundzehn Kilowatt. 1907 schloß sie mit der Stadtverwaltung einen bis zum Jahre 1957 währenden Stromlieferungsvertrag für die Beleuchtung von Buenos Aires, und zahlt für die Dauer der Konzession eine Abgabe von sechs Prozent der Bruttoeinnahme. 1957 gehen sodann alle bei Abschluß des Vertrages vorhandenen Gebäude, Grundstücke, Anlagen, das Kabelnetz und so weiter in Stadtbesitz über. Daß Buenos Aires „deutsch" beleuchtet wird, ist auch eine Freude. . . .

Zum Frühstück folgte ich einer Privateinladung des Vizekonsuls von Radowitz und unternahm dann mit ihm und seiner Gattin eine hübsche Spazierfahrt durch die Anlagen des Parks Palermo. Es war im all-

gemeinen ein Tag der Ruhe für mich, die ich nötig hatte, zumal ich mir eine unbequeme Magenverstimmung geholt hatte, die ich gern rasch wieder loswerden wollte. Bei dieser neuerlichen Umfahrt durch die Stadt besuchte ich auch das Haus der Zeitung „La Prensa", einen Prunkpalast von fünf Stockwerken mit architektonisch reich geschmückter Straßenfront. Der argentinische Journalismus hat sich in den letzten Jahrzehnten recht vorteilhaft entwickelt. Neben der „Prensa" ist das bedeutendste Blatt in spanischer Sprache „La Nacion", das schon in den fünfziger Jahren unter dem Namen „Los Debates" ins Leben gerufen, längere Zeit von dem General Mitre redigiert wurde und 1862 seinen jetzigen Titel annahm. Von den beiden deutschen Blättern, die in Buenos Aires erscheinen: „La Plata-Zeitung" und „Argentinisches Tageblatt", ist die erstgenannte die ältere; beide aber werden in kräftig nationalem Geiste redigiert.

Da wir für den nächsten Abend zu einem Glase Bier im Deutschen Vereinshause eingeladen waren, so seien einige Bemerkungen über die Entwicklung des Geselligkeitswesens unter den Deutschen in Buenos Aires vorausgeschickt. Der aus dem früheren Turnverein hervorgegangene Deutsche Klub ist der älteste. Er wurde am 18. Oktober 1855 gegründet, und ihm folgte acht Wochen später die Gründung des Gesangvereins Germania, der in der Calle Alsina seine Lokalitäten hat, während der Klub sich auf dem zwischen Maipu und Esmeralda gelegenen prächtigen Terrain ein herrliches Vereinshaus mit weiten Räumen und solidem Komfort erbaute. Noch andre Gesellschaftsverbände wie der Ruderklub Teutonia, der Wissenschaftliche Verein, der Männergesang-, Musik- und Theaterverein, und wie die in Rosario und in andern Städten

des Landes bestehenden deutschen Vereinigungen beweisen, wie sehr überall in Argentinien deutsches Wesen und Wirken Wurzel geschlagen haben, und mit welcher Liebe man sich mit dem Mutterlande verknüpft fühlt.

Zu den geselligen Klubs treten zahlreiche Wohltätigkeitsvereine, so der seit 1857 bestehende Deutsche Krankenverein und der Deutsche Hospitalverein (seit 1867), der auf dem ihm abgetretenen Terrain des Krankenvereins 1878 das prächtige Deutsche Hospital eröffnen lassen konnte, das auch von argentinischen Ärzten als eine Musteranstalt bezeichnet wird. 1873 entstand ferner, infolge der damals herrschenden Fieberepidemie, der Deutsche Hilfsverein, weiter der Verein zum Schutze deutscher Einwanderer, der viel Segensreiches leistet, die Allgemeine Deutsche Krankenunterstützungskasse, der Germanische Verein. Das „Frauenheim" mit dem Deutschen Waisenhaus in Baradero sorgt für bedürftige Witwen und Waisen, und das Deutsche Seemannsheim gewährt den in Buenos Aires eintreffenden Seeleuten Aufnahme, Rat und Hilfe.

Unter der unheilvollen Zeit Rosas' fand (am 12. Juni 1842) im Schullokal der Schottischen Kirche in der Calle Piedras die erste konstituierende Versammlung der deutschen Gemeinde statt, und zehn Jahre später die Eröffnung ihres ersten Gotteshauses in der Calle de Mayo. Damit war auch der Bestand einer deutschen Schule gesichert, die viele Jahre auf dem Boden der Gemeinde bei der Kirche installiert war, bis sich Änderungen notwendig machten, die von tüchtigen deutschen Männern eingeleitet und durchgeführt wurden, so daß das Deutschtum in Buenos Aires heute auf eigenem Grund und Boden vier große Schulen besitzt: in Belgrano, in der Calle Ecuador, in der Calle Compallo und in Barracas. —

Der 9. April war unser letzter Tag in Buenos Aires. Er begann mit einem Besuch der Gefrierfleischanstalt „La Negra" der Firma Sansiaena, ein Unternehmen, das an Großartigkeit der Einrichtung den berühmten Chicagoer Massenschlachthäusern nicht nachsteht. Auch hier der gleiche Riesenbetrieb, das Bestreben schmerzloser Tötung des Schlachtviehs, ein unermüdliches Ineinandergreifen von Menschenhand und Maschinen, und hier wie dort der gleiche auf die Nerven fallende warme Blutgeruch.

Eine kleine Hafenrundfahrt auf der Jacht des Präsidenten folgte, bei der wir auch das zurzeit hier vor Anker liegende Polarschiff „Fram" sehen konnten, das dieser Tage seine Fahrt durch die Magelhaensstraße nach San Franzisko antritt. Wir hielten an den großen Mühlenwerken Rio de la Plata, wo uns der Vorsitzende des Aufsichtsrats Herr Alfredo Hirsch und der leitende Direktor Herr Buhling durch alle Räume führten: treppauf, treppab, durch Lagerstätten, die achtzigtausend Tonnen Raum bieten, durch ungeheure Keller, zu Entladungsvorrichtungen, die in der Stunde hundertfünfzig Tonnen zu leeren vermögen, zu Rutschbahnen, auf denen die vollen Mehlsäcke unaufhörlich weitergeführt werden, zu gigantischen Maschinen, die täglich siebenhundert Tonnen Getreide verarbeiten. Nordamerika tritt hier in die Erscheinung, das Wesen seines Großbetriebes, seine rasende Aktivität, seine nie ruhende Arbeitshast.

Ein Besuch auf dem Wollmarkt und dem Zentralfruchthof folgte, und dann stiegen wir am Bahnhof Constitucion in den üblichen Extrazug, der uns nach der Stadt La Plata führen sollte. Zunächst hielten wir jedoch auf der Station Quilmes, etwa neunzehn Kilometer von Buenos Aires entfernt.

Quilmes nennt sich das argentinische Bier, der Name aber gehört einem jener alten Indianerstämme an, die dereinst das Land beherrschten, und die Quilmes, die um 1670 vernichtet wurden, zählten zu ihren Tapfersten. Sie haben kaum erwartet, daß sie dermaleinst einem Bier ihren Namen geben würden; sic transit gloria mundi.

Die Cerveceria Argentina Quilmes wurde 1889 mit einem Kapital von drei Millionen Franken gegründet und produziert heute dreißigtausend Hektoliter Bier monatlich. Die Weinproduktion des Landes tut der Brauerei freilich Abbruch; man trinkt das Bier hauptsächlich in den heißen Monaten, dann aber in gehörigen Quantitäten (zu fünfundzwanzig Centavos gleich fünfzig Pfennig das Glas), denn es ist leicht, erfrischend und bekömmlich.

Direktor Sepp setzte uns zunächst ein kleines Frühstück vor und geleitete uns dann durch die Brauerei. Es ist nicht die erste bedeutende Brauerei, die ich besichtigen konnte, wohl aber die erste, in der ich jedwede Handhabung, auch die geringfügigste, durch maschinelle Manipulationen ersetzt fand. Auch hier imponiert wieder die Großartigkeit der Anlagen, der kolossalen Maschinenhallen, der Keller mit den Riesentonnen, der weiten Säle, in denen das Bier unter sorgfältiger Ausnutzung einer klug ersonnenen Hygiene auf Flaschen gefüllt, verkorkt, etikettiert, in Körbe und Kisten verpackt wird. Besonders angenehm wirkt die blendende Sauberkeit in allen Räumen; es macht wahrhaftig den Eindruck, als sei die Brauerei gestern erst angelegt worden.

Nun ging es weiter nach La Plata, der Hauptstadt der Provinz Buenos Aires (wenigstens der bisherigen — an ihre Stelle dürfte in Bälde Bahia Blanca treten). La Plata ist erst 1882 gegründet worden, als die Pro-

vinz sich von der historischen alten Landeshauptstadt löste, hat sich aber rasch entwickelt. Die Lage ist wundervoll. Breite und schöne Avenuen, Boulevards und Gartenplätze, moderne Bauten und geschmackvolle Monumente zeichnen sie in erhöhterem Maße als Buenos Aires selbst aus. Hier liegen die Universität, die Sternwarte und das Museum — in seiner Eigenart vielleicht das interessanteste der Welt.

Natürlich gab es auch in La Plata zuvörderst wieder den üblichen Empfang und einen Tee in dem sehr schönen, mit vornehmem Geschmack eingerichteten Palaste des Gouverneurs Herrn Garcia, der die Gelegenheit wahrnahm, um dem Prinzen seinen Dank in englischer Sprache — vorzulesen. Der Prinz erwiderte in liebenswürdigen Worten, und dann nahm der Tee seinen Fortgang in Bordeaux, Rheinwein und Pommery, während wir bei der vorschreitenden Zeit wie auf Kohlen saßen und gern alle Genüsse der Tafel preisgegeben hätten, um eine halbe Stunde mehr für das Museum retten zu können. Aber es war nicht möglich. Immerhin konnten wir in der anthropologischen und ethnographischen Abteilung die Schädel einer längst ausgestorbenen Landesbevölkerung, patagonische Mumien und Indianerskelette bewundern, vor allem aber die wohl einzig dastehende Kollektion von Riesentieren der Vorzeit: Reste enormer Schildkröten und tertiärer Vögel, Knochen und ganze Skelette des Dasypon, Megatherium, Mylodon, Toxodon und andrer ungeheuerlicher Wesen, die man im Schlammgebiet des Parana gefunden hat. Der Minister der öffentlichen Arbeiten, Doktor Ortiz de Rosas, die Herren Lafone, Quevedo und Direktor Lehmann-Nitsche, auch einige Professoren der Universität begleiteten uns und sparten nicht mit erklärenden Worten;

aber es ging zu rasch, und schließlich blieb auch hier nur der Eindruck von etwas seltsam Überwältigendem, einer unbekannten verschollenen Welt zurück. ...

⊕ ⊕ ⊕

Der Abend gehörte wieder einer Einladung: diesmal gab uns Baron Bussche ein Diner im Jockeiklub. Es ist dies der vornehmste Klub Argentiniens, der gegen zweitausend Mitglieder zählt; der Eintritt kostet sechstausendsechshundert Franken, der Jahresbeitrag dreihundertsechzig Franken. Der Klub ist sehr reich; man sagt, daß er mehr als drei Millionen Pesos Jahreseinnahmen habe, was immerhin möglich ist, da ihm die ganzen Gewinste des in Argentinien mehr noch als bei uns in Anspruch genommenen Totalisators zufließen. Jedenfalls besitzt er umfangreiche Grundstücke, und sein Vereinshaus in der Florida repräsentiert allein schon ein stattliches Vermögen.

Der Palast ist opulent gebaut, aber er scheint den Klubmitgliedern nicht zu genügen, denn man will ihn kurzerhand der Stadt schenken und sich ein neues, noch kostbareres Heim schaffen. Vielleicht wird es auch geschmackvoller als das bisherige, das bei aller Verschwendung an weißem und farbigem Marmor, an Gold und Onyx, wertvollen Draperieen, Gemälden und Skulpturen von Meisterhand die Physiognomie eines protzigen Emporkömmlings trägt. Irre ich nicht, so ist es von französischen Architekten erbaut worden, jedenfalls ist die ganze Inneneinrichtung durchaus in französischem Stile gehalten, und zwar macht es den Eindruck, als habe man den Dekorateuren gesagt: soundso viele Millionen darf die Geschichte kosten — nun los! ... So wurden denn Zimmer von erlesener Kostbarkeit geschaffen und mit Skulpturen von Falguière und Gemälden von Perrault, Fantin-Latour,

Roybet, Jimenez Aranda, Bougereau und anderen gefüllt, aber es kam keine vornehme Geschlossenheit dabei heraus. Der große Eßsaal mit seinen schönen Gobelins hat mir noch am besten gefallen, auch der kleine Speisesaal, in dem wir dinierten, ein Zimmer in Empiregeschmack mit wundervollen Möbeln, aber entstellt durch ein fürchterliches Deckengemälde. Im übrigen speist man vorzüglich im Jockeiklub. Das Diner, das Baron Busche uns gab, war ebenso ausgezeichnet wie ein andres kleineres, zu dem mich Graf Dönhoff gelegentlich geladen hatte. Vor dem Koch des Klubs mache ich also meine Reverenz. . . .

Vom Klub aus ging es in das deutsche Vereinshaus zu dem schon erwähnten Bierabend. Da war denn die gesamte deutsche Kolonie versammelt und in um so fröhlicherer Stimmung, als man dem Prinzen melden konnte, daß am Abend vorher ein deutscher Flottenverein in Argentinien unter dem Vorsitz der Herren Hermann Tjarks und von Reibnitz (letzterer Vertreter der A. E. G.) gegründet worden sei. Die Räume des Klubs waren hübsch dekoriert, die Tische mit Blumen geschmückt. Im Hintergrunde hatte die Munizipalkapelle Platz genommen und konzertierte. Die Vorhalle am Eingang und die große Treppe hatte man in einen Wintergarten verwandelt. Im Hauptsaale waren vor der Bühne die Fahnen der sämtlichen deutschen Vereine aufgestellt, in der Mitte das Banner des Deutschen Männergesangvereins Buenos Aires, zu beiden Seiten die Fahnen der Germania, des Turnvereins und der Teutonia, dahinter die beiden seidenen Fahnen des Deutschen Männergesangvereins. Auf der Bühne selbst hatte hinter einer Blumenverzierung das Orchester des „Cap Trafalgar" Platz genommen.

Schnell füllten sich der Saal und die anstoßenden Räume sowie der Garten; im Vorzimmer fanden sich die Mitglieder der Vereinsvorstände zusammen, die dem Gaste vorgestellt werden sollten. Prinz Heinrich traf kurz nach neun Uhr in Begleitung des Gesandten und der Herren des Gefolges im Klubhause ein. Nachdem die Vorstellung erledigt war, nahm er an einem Tische in der Mitte des Saales Platz; zu seiner Rechten saß der Präsident des Deutschen Klubs, zu seiner Linken der Gesandte.

Nach kurzer Zeit zwangloser Unterhaltung bei einem Glase Bier, für dessen flottes Herbeischaffen die Stewards des „Cap Trafalgar" sorgten, erhob sich der Präsident des Klubs, Bankdirektor Herrmann, dankte dem Prinzen für den Besuch und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Etwas später erhob sich auch Prinz Heinrich, um sich mit kernigen Worten an die Anwesenden zu wenden und ungefähr folgendes zu sagen:

„Meine Herren! Auf den Bergen bei Mendoza sah ich ein Denkmal, das, von argentinischer Künstlerhand gefertigt, an ein Ereignis erinnert und Rückblicke wachruft, die auch die Völker Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung durchgemacht haben. Wo immer ein Volk sich zur Freiheit und Unabhängigkeit durchgerungen hat, ist es lebensfähig geworden. Von Argentinien kann man gewiß sagen, daß es seine Lebensfähigkeit als Staatswesen erwiesen hat. Jenseits der Kordilleren habe ich mit Ihren Kameraden verkehren können. Wo auch immer Deutsche zu finden sind, da haben sie durch ihre Zuverlässigkeit, durch ihre Arbeitsamkeit und durch ihren Ernst sich eine Stellung erworben. Bei meinem Aufenthalt in dem Lande jenseits der Anden wie bei der Reise durch Argentinien habe ich beobachten können, daß diese Länder, wie die

ganze Welt, viel Raum bieten für alle Nationalitäten, so daß sie n e i d l o s nebeneinander arbeiten können. Sie, meine Herren, die Sie hier in Argentinien leben, helfen auch Sie dem Lande zu einer weiteren stetigen Entwicklung, seien Sie treu den Gesetzen des Landes, treu in Ihrer Pflichterfüllung, bleiben Sie deutsch bis in die Knochen, tragen Sie aber auch dazu bei, daß Argentinien in Frieden seine Aufgaben erfüllen kann.... Während meines hiesigen Besuchs sind mir und der Prinzessin von den Behörden und von der Bevölkerung tagtäglich so viele Beweise herzlicher Aufmerksamkeit zuteil geworden, daß es mich drängt, dafür meinen aufrichtigen Dank auszusprechen, auch den meiner Frau. Meine Herren, es ist mir eine große Freude gewesen, daß Sie vor einiger Zeit in so großherziger Weise zu der nationalen Flugspende beigetragen haben. Sie unterstützen damit ein gewaltiges Werk, das dem Vaterlande viel Nutzen bringt. Es freut mich auch, daß Sie einen Flottenverein ins Leben gerufen haben. Gestern erhielt ich die Depesche seiner Gründung, die mich von Herzen froh gestimmt hat. Der heutige Abend, an dem Sie mir erlaubt haben, in Ihrer Mitte zu weilen, gilt vor allem dem deutschen Gesandten; es ist der letzte Abend, den auch er auf argentinischem Boden verbringt. Baron Busche hat viel im deutschen Interesse gearbeitet, mehr vielleicht, als Ihnen bekannt ist. Ich habe den Herrn Gesandten scherzhaft mein gutes Gewissen genannt und bin ihm dankbar für die Art, wie er mir während meiner Anwesenheit zur Seite gestanden hat. Ich spreche Ihnen, Herr Gesandter, hierfür meinen Dank aus. Meine Herren, ich bitte Sie, sich von den Sitzen zu erheben und mit mir einzustimmen in ein dreifaches Hurra auf den Herrn Gesandten, auf die Deutschen in Argentinien und auf ihren hiesigen Klub. ..."

Das Hurra wurde begeistert ausgebracht und langanhaltender Beifall der Rede des Prinzen gespendet. —

Die Prinzessin wohnte dem Herrenabend nicht bei, sondern besuchte zur gleichen Zeit mit Fräulein von Plänkner, der Baronin Bussche, Frau Generalkonsul Bobrik und Frau von Radowitz das Opernhaus, wo zugunsten der Pensionskasse des Deutschen Lehrerverbandes eine Wohltätigkeitsvorstellung (Niemanns Lustspiel „Wie die Alten sungen") stattfand. Die Präsidenten des Theatervereins, die Herren Klamner, Schäfer und Wilfert, hatten dabei mit dem Legationssekretär Grafen Dönhoff in ihrer Loge Platz genommen.

Unter denen, die dem Prinzen im Klub vorgestellt wurden, befand sich auch eine Deputation der deutschen Kolonie in Rosario, bestehend aus den Herren Schmidt, Doktor König, Breyermann, Herwig, Erdfehler, von Rosenberg-Lipinsky und Pastor Gebhardt. Zur Erinnerung wurde ihm eine kostbar ausgestattete Adresse überreicht, die ein deutscher Künstler, Herr Georg Bastanier, entworfen hatte. Sie besteht aus drei Blättern. Das Hauptblatt stellt in seinem bildlichen Teil den Willkommensgruß der deutschen Kolonie dar: die deutsche Flagge bedeckt von der Standarte der Prinzen des königlichen Hauses und darunter das internationale Flaggensignal „Willkommen". Im Hintergrunde erhebt sich die Silhouette der Stadt Buenos Aires. Den Mittelpunkt bildet ein kreisrunder Schild mit dem deutschen Reichsadler. Auf diesem Untergrund ruhen die Wappen des Prinzenpaares, das preußische und das hessische mit der Königskrone darüber: das Königshaus getragen von der deutschen Nation. Die Inschrift auf dem Ehrenschild besagt: „Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Heinrich von Preußen zur Erinnerung an seinen Besuch in Argentinien im

Jahre 1914, gewidmet von den deutschen Vereinen in Buenos Aires." Diese Huldigung wird noch sinnbildlich ausgedrückt durch je zwei Jünglingsgestalten, die zu beiden Seiten den unteren Rand abschließen: Industrie und Handel, Wissenschaft und Kunst, sowie durch ein reizendes Kinderpärchen, das dem Prinzenpaar einen Blumengruß reicht: auch die Jugend, der Reichtum der deutschen Kolonie, bringt ihre Huldigung dar. Eingerahmt sind diese Darstellungen in doppelter Weise: die innere Umfassung bildet ein lateinisches H, dessen beide Längsbalken mit den Wappen von Argentinien und Buenos Aires, sowie mit Abbildungen von hervorragenden Gebäuden der deutschen Kolonie (Kirche, Germaniaschule, Hospital, Deutscher Klub, Teutonia und Seemannsheim) geschmückt sind; die äußere Umrahmung wird durch ein in den Farben der Republik gehaltenes Band mit der argentinischen Sonne in der Ecke und einer Eichenlaubgirlande gebildet. Auf dem Untergrund des Blattes sind Vergißmeinnicht ausgestreut, eine zarte Mahnung: Vergeßt uns nicht im Auslande. Die beiden andern Blätter sind für die Unterschriften der Vereinsvorstände bestimmt. Sie tragen in geschmackvoller Umrahmung wappenartige Sinnbilder der einzelnen Vereine, die, obwohl alle eigenen Zielen nachgehend, doch in ihrer Gesamtheit das Deutschtum vertreten. Das zweite Blatt ist in den Farben des Wappens der Prinzessin Irene gehalten und zeigt auf der oberen Umrandung den südlichen Sternhimmel und Palmenzweige. So bilden die auch in der künstlerischen Ausführung vollendeten Blätter ein würdiges und schönes Erinnerungszeichen an den Aufenthalt des prinzlichen Paares in Buenos Aires. Eine besondere Freude wurde dem deutschen Verein an jenem Abend noch durch die Mitteilung

zuteil, daß der fürstliche Besucher das Protektorat über das deutsche Seemannsheim übernommen habe.

Erst gegen Mitternacht verließ Prinz Heinrich das Klubhaus, um sich an Bord des „Cap Trafalgar" sofort zu einem neuen Ausflug zu rüsten: bei seiner gottlob bewundernswerten Gesundheit scheint er das Gefühl der Ermüdung überhaupt nicht zu kennen. Er bestieg den argentinischen Torpedozerstörer „Catamarca" und fuhr in der Nacht nach Montevideo herüber. Diesmal verzichtete ich mit lebhaftem Danke auf die Mitreise. Ich war einfach zum Umfallen — und als ich in meine Kabine trat, fiel ich auch um: direkt ins Bette. . . .

⊕ ⊕ ⊕

Wenn man nach der Besuchsreise des Prinzen Heinrich die Stimmung in Argentinien beurteilen sollte, könnte man sie gar nicht anders als in hohem Maße deutsch f r e u n d l i c h bezeichnen. Wir wissen, daß diese Reise keinen offiziellen Charakter besaß: immerhin konnte man erhoffen, daß sie die zahllosen Versuche, den deutschen Geist dem lateinisch-amerikanischen n ä h e r zu bringen, erfolgreich vermehren würde. Das ist aber keineswegs der Fall gewesen.

Eins muß betont werden: die Regierung hat seit Beginn des europäischen Krieges an ihrer strikten Neutralitätserklärung durchaus festgehalten. Das argentinische Volk in seiner Gesamtheit aber nahm von vornherein Stellung g e g e n Deutschland. Daran war nicht allein das albern-zärtliche Sympathisieren der Oberschicht für französisches Wesen schuld, sondern wiederum der Mangel eines telegraphischen Nachrichtenwesens auf deutscher Grundlage. Es kann gar nicht oft genug wiederholt werden, wie ungeheuer uns die hochmütige Ablehnung jedes Einflusses auf die ausländische Presse geschadet hat. Als ich bei Beginn

des Krieges mit einem der in dieser Beziehung leitenden Männer Fragen ähnlicher Art besprach, wurde mir zur Antwort: „Unsre Siege werden die besten Dementis sein." ... Leider wurden sie das aber nicht, denn unsre Siege wurden im Auslande entweder unterdrückt oder in entsprechende Niederlagen verwandelt. Schon auf der letzten Tagung des Reichsverbandes deutscher Presse (in Leipzig Frühjahr 1914) wurde von fachmännischer Seite die Begründung eines reindeutschen kapitalkräftigen Nachrichtenbureaus gefordert: gerade für Südamerika eine absolute Notwendigkeit. Kartelle des Wolffschen Bureaus mit Havas, Reuter und ähnlichen Lügenfabriken sind den Teufel was wert.

Richtig ist, daß bereits Ende August 1914 sich die größeren Blätter Argentiniens gegen das ewige Siegesgeflunker dieser Agenturen zu sträuben anfingen. „Ultima Ratio" begann das telegraphische Material sorgfältiger zu überprüfen, im „Nacional" machte Mariano de la Riestra auf den vielfachen Widerspruch zwischen den französischen und englischen Nachrichten aufmerksam, „La Prensa" nahm Anlaß, die argentinischen Gesandten in den uns feindlichen Ländern zu größerer Objektivität zu ermahnen. In dem in Buenos Aires erscheinenden englischen „Standard" veröffentlichte ein Herr W. E. Egerton sogar einen offenen Brief, in dem er Protest dagegen erhob, den Feind in den Augen andrer zu erniedrigen. Offen sich als Gegner Deutschlands bezeichnend, hatte er doch den Mut des Bekenntnisses: „Wäre ich nicht Engländer, so möchte ich nur ein Deutscher sein" und fügt hinzu: „War schon ein übermächtiges Deutschland das Gespenst unsrer Nächte, um wieviel unerträglicher würde uns erst ein übermächtiges Frankreich oder Rußland erscheinen, wenn es diesen Staaten einmal nicht mehr beliebte,

mit uns in Freundschaft leben zu wollen ..." „La Tribuna" fand gleichfalls würdigende Worte für Deutschland, ebenso das „Diario de la Plata" im Nachbarstaate Uruguay, während die meisten übrigen Blätter Montevideos sich in den gemeinsten Schmähungen der deutschen Sache überboten.

Und dann kam die Geschichte mit dem argentinischen Vizekonsul Himmer in Dinant, einem Belgier, der im August bekanntlich als Franktireur erschossen wurde. Die argentinische Regierung hat inzwischen die Angelegenheit untersuchen lassen und ist zu der Folgerung gelangt, daß nach Lage der Sache ein diplomatisches Eingreifen ihrerseits sich n i c h t rechtfertigen lassen würde. Als die Nachricht aber nach Buenos Aires gelangte, benahm sich die Bevölkerung wie blödsinnig, und auch die Blätter behandelten den Vorfall, trotzdem das Völkerrecht durchaus auf seiten der Deutschen war, so einseitig und zogen die Erörterungen darüber so in die Länge, daß bestimmte Radaukreise in Buenos Aires noch im Dezember eine antideutsche nächtliche Kundgebung planten, die nur durch das rechtzeitige Eingreifen der Polizei vereitelt wurde. Kam es doch sogar dahin, daß in vollstem Ernste einige Blätter schleunige — Kriegserklärung an Deutschland verlangten! Weiß Gott.

Hetzreden und Hetzartikel aus den miserabelsten Preßerzeugnissen der benachbarten Republiken finden willige Aufnahme. Ein brasilianischer Admiral, der kürzlich aus Europa nach Rio heimkehrte, verzapfte über seine Eindrücke bezüglich des Weltkriegs ein blödes Essay, in dem er nachwies, daß die fortschreitende Kolonisation Deutschlands unbedingt zur Einverleibung Südbrasiliens, Südchiles und des argentinischen Patagonien führen müsse! Noch toller ging der frühere brasilianische

Gesandte im Haag, Herr Pereira de Graca Aranha, ins Zeug, der in Anlehnung an eine Äußerung Churchills, ein deutscher Sieg würde auch das Ende der Unabhängigkeit Südamerikas sein, zu gewaltigen Rüstungen der drei großen Republiken gegen Deutschland aufforderte. Und solche Leute nimmt man in Argentinien ernsthaft; nur die „Prensa“ hatte die Courage, Herrn Graca Aranha die Wahrheit zu sagen.

Über die wirtschaftlichen Verhältnisse Argentiniens seit Kriegsbeginn spricht sich der Brief des ständigen Mitarbeiters einer hanseatischen Zeitung aus, der mir freundlichst zur Verfügung gestellt wurde. Es heißt da unter anderem:

„Immer mehr machen die Folgen des Krieges sich im hiesigen Leben geltend, wenn gleich das Ärgste durch das Verbot der Goldausfuhr vermieden wurde, nämlich ein weiterer Abfluß von Gold, ein Kennzeichen, das seit fast einem Jahr dem Finanzmarkt Argentiniens sein Gepräge aufgedrückt hatte. Im Jahre 1912 noch wies der Stand der Konversionskasse zweihundertsiebenundsechzig Millionen Pesos Gold auf, um im Juli 1914 auf rund hundertneunzig Millionen Pesos Gold wieder angelangt zu sein. Das Ausfuhrverbot des gelben Metalls bewirkte dann ein merkliches Anwachsen des Goldbestandes in der Konversionskasse, der laut dem letzten Ausweis zweihundertzwanzig Millionen Pesos Gold bereits wieder überschritten hatte.

Was aber durch Verbot oder Gebot sich nicht vermehren läßt, das ist der S c h i f f s v e r k e h r, und dieser ist im Laufe der letzten Monate immer mehr zurückgegangen. Den Hafen von Buenos Aires liefen während der letzten Jahre monatlich etwa hundertachtzig bis zweihundert Dampfer von Übersee an; außerdem erreichten die direkt nach den übrigen Hafen-

orten, wie Bahia Blanca, Rosario, La Plata, Santa Fé, fahrenden Dampfer die stattliche Zahl von dreißig. Jetzt schwankt die Gesamtzahl der von Übersee einlaufenden Dampfer zwischen sechzig bis achtzig im Monat, eine Verminderung, die auf das argentinische Wirtschaftsleben nicht ohne Einfluß bleiben kann. Das ganze wirtschaftliche Leben dieser größten südamerikanischen Republik ist aber auf dem Export seiner Landesprodukte aufgebaut, von denen an erster Stelle Getreide, Mais, Fleisch und Wolle stehen. Die Verladungen fallen in die Monate Dezember bis Juli, stehen also vor der Tür, denn in den nördlichen Provinzen des Landes, in den tropischen Regionen, beginnt bereits in diesen Tagen der Schnitt von Leinsaat. Gelingt es nun nicht, im Verlauf von zwei Monaten den Schiffsverkehr zu beleben, so muß sich in den kommenden Monaten ein schwerer Druck in der argentinischen Landwirtschaft geltend machen (was inzwischen geschehen ist; der Brief stammt von Ende November), denn die großen Getreideexporthäuser dürften mit Ankäufen zurückhaltend und mit den als gang und gäbe betrachteten Vorschußleistungen an die Kolonisten auf das Konto der kommenden Ernte noch zurückhaltender sein. Dazu kommt, daß die eingangs erwähnten sechzig bis achtzig jetzt monatlich laufenden Dampfer nicht einmal sämtlich für hiesigen Export bestimmt sind, daß vielmehr zahlreiche für Rechnung der englischen und französischen Regierung sich darunter befinden, die Pferde, Gefrierfleisch und neuerdings Zucker verladen. Frankreich kaufte in diesen Tagen achtzigtausend Tonnen argentinischen Zucker, wozu eine besondere Regierungserlaubnis nötig war, denn der Export von Zucker ist nicht gestattet, sondern er ist für den Konsum des Landes selbst bestimmt. Der fehlende Bedarf pflegt vom Aus-

land gedeckt zu werden, und zu diesem Zwecke wird für eine bestimmte Qualität ein Nachlaß auf den Zoll bewilligt. In diesem Jahre stellte sich aber ein großer Überschuß an Zucker heraus, so daß dem Export kein Hindernis im Wege stand.

Der Deutsche hat hier unter dem beispiellosen und grenzenlosen Hasse Englands und Frankreichs unendlich zu leiden. Ich will ganz absehen von der täglichen Brunnenvergiftung durch den Kabelnachrichtendienst: die Deutschenverfolgung macht sich auf allen Gebieten geltend. Alle deutschen Angestellten in englischen und französischen Häusern sind entlassen worden, auf Befehl der betreffenden Regierungen; alle deutschen Angestellten bei den unter englischer und französischer Verwaltung stehenden Eisenbahnen, also öffentlichen argentinischen Verkehrsinstituten, hat das gleiche Schicksal ereilt. Vielfach hat man ihnen nur das Gehalt bis zum Tage der Entlassung gezahlt, andre mit einem Monatsgehalt abgespeist. Und unter diesen Leuten befinden sich Familienväter, die zum Teil schon fünfzehn bis zwanzig Jahre ihre Arbeit dem betreffenden Unternehmen gewidmet haben und mit fünfundzwanzig Jahren den Anspruch auf Pensionierung erhalten hätten! Die hiesige Regierung schweigt und tat bisher nichts!

Den Gipfel der englischen Unverschämtheit aber bildet es, daß man vor einigen Tagen öffentlich in unserm englischen Blatte ‚Standard' erklärte, das hiesige englische Konsulat und die englische Gesandtschaft warnten ihre Landsleute, deutschen Zucker zu kaufen. (Es gibt in der Provinz einige in deutschen Händen befindliche Zuckersiedereien.) Das englische Regierungsverbot der deutschen Zuckereinfuhr sei nicht nur aus Gründen des Boykotts erfolgt, sondern es

liege begründete Sorge vor, alle für England bestimmten deutschen Zuckersendungen würden vergiftet!! Während so alle Mittel, selbst die verächtlichsten, angewandt werden, um uns Deutsche zu verdächtigen und unsre Erfolge auf dem Schlachtfelde zu verkleinern oder gar in ihr Gegenteil zu verwandeln, geht in dem hiesigen Volk langsam, langsam eine Wandlung vor. Man glaubt nicht mehr ohne weiteres alle jene Preßlügen und gibt der Stimme der Vernunft Gehör. Ein großes Verdienst hat sich der Herausgeber der deutschen ‚La Plata-Zeitung' erworben durch die Gründung eines in spanischer Sprache erscheinenden Nachmittagsblattes. Es ist in ruhigem, nicht aggressivem Ton gehalten und gewinnt täglich an Boden. Viele, viele Tausende von Exemplaren gehen täglich ins Land und tragen so zur Verbreitung der Wahrheit und zur Vertretung der deutschen Interessen bei. ..."

Der letzte Brief, den ich aus Buenos Aires erhielt, ist von Mitte Januar datiert. Er schließt mit den Worten: „Wir Deutsche hier unten haben getan, was irgend möglich war, um die Wahrheit an den Tag zu bringen. Wir haben uns mit aller Kraft gegen die Lawinen von Lügen gewehrt, die vom 1. August ab bis heute über Südamerika hereingebrochen sind, gegen alle die hundsgemeinen Lästerungen unsrer Kultur, unsrer Soldaten, unsres Herrscherhauses, gegen alle die unverantwortlichen Fälschungen, durch die die öffentliche Meinung zuungunsten Deutschlands betört wurde. Aber wenn Sie mich fragen, was wir erreicht haben, so kann ich mit bebendem Herzen nur antworten: Nichts! Erreichen können wir bei diesen Leuten, denen wir so viel gaben, nur etwas, wenn wir aus diesem furchtbaren Kampfe siegreich hervorgehen. Und die Nachricht dieses Endsieges wird ja auch

hierher ihren Weg finden. Dann erst kann eine neue Aufklärungsarbeit beginnen; bisher haben wir pro nihilo gearbeitet, denn die Lästerungen der Feinde sind beredter als die Wahrheit. ..."

Wie richtig das ist, ersehe ich aus einem Konvolut von Zeitungen, die mir ein argentinischer Freund zugesandt hat. Der „Standard", das englische Hauptblatt in Buenos Aires, das den erwähnten Brief des Herrn Egerton gewissermaßen als Trumpf für seine objektive Haltung wiedergegeben hat, besitzt einen „eigenen Korrespondenten" in Berlin, der aber ganz zweifellos seinen Platz in der Redaktion des „Standard" selbst hat. Anders ist es nicht zu erklären, daß dieser „eigene Korrespondent" gelegentlich zu melden wußte: „Drahtnachrichten aus Berlin über den Haag stellen fest, daß die Volksmenge in Berlin eine Kundgebung vor dem Kaiserschlosse veranstaltet und nach Brot geschrieen hat." Jedenfalls ist es merkwürdig, daß der Verfasser des Briefes in Berlin ansässig sein will und seine Kenntnisse über dortige Vorgänge aus dem Haag bezieht. Derselbe Herr wußte unter anderem auch zu berichten, daß die Kaiserin nach Danzig „flüchten" mußte, daß unsre Ersatzmannschaften sich durchweg im Alter von fünfundvierzig bis siebenundfünfzig Jahren befänden, und daß der deutsche „Kaiserismus" der Fluch unsres Landes sei. „Die Deutschen sind vereinsamt, verlassen, verflucht von der ganzen Welt wegen ihrer unsagbaren Grausamkeiten, hungernd, erschöpft, barfuß (!)." ... Die „Nacion" brachte schon Anfang September die Nachricht von der „widerstandslosen Übergabe" der Festung Königsberg an die Russen und von dem ungeheuren Erfolg einer achtzigtausend Mann starken russischen Armee in Nordfrankreich; diese Streitkräfte seien nämlich von Archangelsk nach England und

von dort nach Frankreich geschafft worden. Die „Prensa", die wenigstens immer leidlich orientiert ist, gab diese Nachricht „nur unter Vorbehalt" wieder. Die kleineren Blätter „Ultima Hora" und „El Nacional" sind objektiver, auch deutschfreundlicher, spielen aber keine Rolle.

Bezeichnend für das Verhalten Englands ist folgendes. Bei Beginn des Krieges versuchten natürlich die deutschen Militärpflichtigen in Argentinien nach Möglichkeit schnell nach Deutschland zu kommen. Nun hatte unser Generalkonsulat in Buenos Aires bekannt gegeben, daß jedes der italienischen Schiffe im Hafen fünfzig Deutsche an Bord nehmen wollte. Daraufhin meldeten sich selbstverständlich Tausende, deren Pässe vom italienischen Konsulat visiert wurden, mit der ausdrücklichen Versicherung, daß für ihre Inhaber keinerlei Gefahr bestände, da nach einer Vereinbarung zwischen der englischen und italienischen Regierung die Beförderung von je fünfzig Deutschen auf italienischen Dampfern erlaubt sei. Tatsächlich war diese Vereinbarung geschlossen worden. Aber sie wurde acht Tage später (am 28. November) wiederrufen — wohlverstanden, erst nach der Abfahrt der Schiffe aus Buenos Aires — und infolgedessen wurden die sämtlichen italienischen Südamerikadampfer unterwegs von englischen Kreuzern angehalten und die deutschen Passagiere gefangen genommen. Auch französische Schiffe beteiligten sich an dieser Jagd nach den Deutschen. Ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß diese „Zurücknahme" des englischen Worts schon beschlossene Sache gewesen war, als man die Abmachung mit Italien vereinbarte. Es war ja so bequem, auf diese Weise ein paar tausend deutsche Soldaten ohne Schwertstreich abzufangen.

11. April. — Nun haben wir uns abermals durch den La Plata gewunden. Das Schiff ist bis auf den letzten Platz besetzt. Auch einen Gesandten haben wir wieder an Bord: Baron Bussche, der seinen Urlaub antritt, mit Gattin, Backfisch und zwei Buben. In der Passagierliste überwiegt Südamerika, aber es sind viele Träger deutscher Namen unter diesen Südamerikanern, so beispielsweise Herr Doktor Carlos Meyer Pellegrini, der einmal Verkehrsminister in Argentinien war und sicher wieder in die praktische Politik zurückkehren wird. Man richtet sich allgemach für die Rückfahrt ein. Ich habe eine neue Kabine bezogen, die an Raum und Behaglichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, aber den Nachteil hat, an Backbord und auf dem Promenadendeck zu liegen; da sorge ich mich vor der kommenden Hitze. Warten wir ab. Ein reicher Kindersegen krabbelt, trottet, trabt, brüllt, lacht und schreit wie bei der Hinreise über die Planken des Schiffes. Unter meinem Kabinenfenster hat eine argentinische Familie das reichassortierte Lager ihrer Liegestühle aufgeschlagen. Zu der Familie gehören fünf Göhren in verschiedenstem Alter, die sich an das Lager gebunden fühlen und tagsüber ein indianerhaftes Geheul vollführen. Wenn ich mein Nachmittagsschläfchen halten will, mischt sich das Quarren des Allerjüngsten wohllautend in den wilden Singsang der übrigen. Ich werde den Kapitän bitten, ein energisches Veto gegen den Familiensinn der kleinen Bande einzulegen. ... Sonst sieht man wieder viele hübsche Gesichter unter der neu erschienenen Weiblich-

keit. Ein Teil der Passagiere fährt nur bis Rio de Janeiro, wo sofort vollgültiger Ersatz für den Abgang eintritt, ein andrer nach Vigo: das sind die Spanier. Was nach Southampton und Boulogne fährt, strebt nach der Season Londons und nach der Frühlingspracht von Paris. Vierundachtzig Passagiere haben sich nach Hamburg eingeschrieben; zu ihnen gehört das Prinzenpaar, das nach Kiel zurückkehrt, der Gesandte, der nach Berlin will, um dort abzuwarten, was man im höchsten Rate des A. A. über ihn bestimmt, gehören ferner Frau und Fräulein Staudt, sowie meine (sich keineswegs auf die Herrlichkeiten der Reichshauptstadt freuende) Wenigkeit und ein junger Diplomat, Herr Samuel Gana, der als Legationssekretär der chilenischen Gesandtschaft in Berlin zuerteilt ist und sich inzwischen im Flirten und im Deutschen übt. Das ist die erste Schiffsklasse. Von den Insassen der zweiten Kajüte und der Abteilung IIa hört man wenig, vom Zwischendeck gar nichts. Mit den Ballfestlichkeiten an Bord beginnt man erst wieder in der Gegend des Äquators, wenn die Temperatur lieblicher wird. ...

Am Abend kommt die Küste von U r u g u a y in Sicht, das Land, das seine Selbständigkeit dem politischen Gegensatz Brasiliens und Argentiniens verdankt. Eine Großmacht vom Range Brasiliens konnte Argentinien an der Mündung des La Plata natürlich nicht dulden, konnte anderseits gegenüber dem politisch gefestigten Argentinien das Land aber auch nicht auf die Dauer behaupten. So war die Neutralisierung dieses schon zur Kolonialzeit heftig umstrittenen Gebietes zu einem selbständigen Staat zweifellos eine politisch kluge Maßregel. Uruguay könnte mit seinem herrlichen Klima und seinem reichen Boden eigentlich ein sehr glückliches Land sein; da es aber in Südamerika liegt,

ist es keineswegs so. 1830 wurde in der neuen Republica oriental del Uruguay die Verfassung beschworen, und da gingen die Bürgerkriege denn auch gleich los. Sachliche Gegensätze zwischen den Parteien gab es wenig: man betrachtete die politischen Kämpfe mehr als amüsanten Sport und sengte, brannte, plünderte und mordete lustig drauf los. Zwei Parteien stritten bis in die Gegenwart hinein um die Macht: die „Colorados" (Farbigen) und „Blancos" (Weißen). Die Namen rühren aber nicht etwa von Rassenunterschieden her (die einheimische Bevölkerung, die sogenannten Orientalen, besteht fast nur aus Mischlingen von Spaniern und Portugiesen mit den Indianerstämmen des Landes) — sondern wurden gewählt nach der Farbe der Gäule der beiden Generale Fructuoso Rivera und Manuel Oriba, die 1835 den großen Krakeel begannen. Die Parteiangehörigkeit gilt sozusagen als Erbstück und Ehrensache, und diese Auffassung hat sich auch auf die europäischen Einwanderer übertragen. Im allgemeinen behaupteten die Colorados die Herrschaft. Die meisten Präsidenten bereicherten sich ohne Scheu aus den Staatseinkünften oder wurden, wenn sie davor zurückschreckten, von ihren Genossen gestürzt. Handel und Wandel stockten, die Landwirtschaft verfiel, die Staatskassen standen leer. 1873 wurde Präsident Ellauri vertrieben; Präsident Valera folgte, wurde 1876 gestürzt, machte dem Obersten Latorre Platz, der 1880 aus Furcht vor Unterschleifen flüchtete. Vidal kam auf den Präsidentensitz, wurde vom General Santos verdrängt, der das Land ausplünderte, um dann schleunigst abzudanken. Unter seinen Nachfolgern Tajes und Herrera wurde es ruhiger; aber unter Borda, der 1897 ermordet wurde, riß die alte Mißwirtschaft wieder ein. Cuestas versuchte die Parteien

zu versöhnen, doch die Uruguayaner wollten sich ihre kleinen Revolutionsfreuden immer noch nicht nehmen lassen. Trotzdem blühte das Land sichtlich auf, wozu die starke Einwanderung, zumal die deutsche, das ihrige beitrug. Dafür revanchierte sich die Republik durch eine systematische Deutschenverfolgung bei Beginn des Weltkriegs. Was deutsch war in der Kaufmannswelt, wurde gewissermaßen für vogelfrei erklärt; zum Beispiel entließ die große Fleischkonservengesellschaft in Fray Bentos — eine deutsche, jetzt in englischen Händen befindliche Gründung — ihre sämtlichen deutschen Angestellten. . . .

. . . Montevideo breitet sich im Lichterglanze vor uns aus; das Blinkfeuer des Leuchtturms auf seinem „Cerro" blitzt grüßend zu uns herüber. Wir legen innerhalb der Wellenbrecher des Hafens an und warten auf das Torpedoboot „Catamarca", das uns unsern Prinzen wieder an Bord schaffen soll. Da schießt es schon heran und bringt mit dem hohen Herrn noch eine Anzahl Passagiere, Besucher und Freunde mit. Auch unser Gesandter in Uruguay, der zugleich die Geschäfte des Generalkonsulats versieht, Baron Nordenflycht mit seiner Gattin und einer reizenden Tochter ist darunter, und wir versuchen uns bei einer Flasche Pommery schnell ein wenig anzuvettern. Es gelingt auch — aber da bläst schon der Trompeter das Signal „Fremde von Bord", und die rasch geschlossene Freundschaft nimmt ein ebenso rasches Ende.

Wie war's in Montevideo? — Herrlich natürlich: großer Empfang, kleiner Empfang, Besuch einiger Schulen, Frühstück, Umfahrt, großer Empfang, kleiner Empfang, Festbankett, Ehrendienst, großer Empfang, kleiner Empfang; dazwischen Hospitäler, Markthallen, Wasserwerke, Park Urbano, Paso del Molino, Los

Pocitos, Abschied. Nun haben wir unsern Prinzen gottlob wieder fest auf dem „Cap Trafalgar". Wir essen zusammen und vereinigen uns am Rauchtisch draußen in der Schiffslaube — und dann soll erzählt werden. Ich bin wieder an der Reihe — ein neuer „Schwank aus meinem Leben" ... also schön — diesmal eine kleine Geschichte, die in der Tat den Vorzug der Wahrheit hat, weil jede phantastische Zutat den Witz des Geschehenen abschwächen würde. Ich nenne sie:

Der Herr Baron

... Ich war im letzten Winter einmal in München, ging des Abends in ein Theater, aber, da ich mich langweilte, bald wieder fort, schlenderte ein bißchen durch die Straßen und wollte dann etwas zu Abend essen. Dabei fiel mir ein, daß ein Bekannter mir gestern das Essen in einer neu begründeten Bar gelobt hatte; die suchte ich denn auch auf. ...

Es war ein sehr elegantes Restaurant mit viel Marmor an den Wänden und viel Stuck an der Decke; vorn die Bar mit ihrem Hintergrund von gefüllten Flaschen und einer Masse in Parade aufgestellter, ängstlich hoher Stühle vor dem Mischbüfett; weiter rückwärts eine Anzahl durch spanische Wände voneinander getrennter Boxe, die man mittels Zuggardinen gegen neugierige Blicke abschließen konnte.

In einer solchen Box nahm ich Platz und bestellte mein Abendbrot. Ich war der einzige Gast im Lokal, und da die Kellner mit Ausnahme dessen, der mich bediente, nichts zu tun hatten, so standen sie im Kreise und besprachen die Tipps für die nächsten Rennen. Aber die Kellner gefielen mir; sie hatten nach französischer Sitte lange weiße Schürzen um, und ich sagte

mir, daß das viel hübscher sei als der sonst übliche, gewöhnlich zwischen Gut und Böse schwebende Frack.

Nun hörte ich ein Lachen vor der Tür. Sie tat sich auf, und ein junges Paar trat ein. Ein Dämchen, dem man die erzieherischen Wirkungen der eleganteren Tanzsäle ohne weiteres ansah: reich geputzt, unter dem Riesenhut eine niedliche Larve mit schlecht sitzender Puderschicht und erdbeerfarbenen Lippen; über der Stirn ein Strudel gelber Locken, unter den Augen ein paar Kohlenstriche.

Der Herr aber recht vornehm. Ein noch junger Herr mit glatt rasiertem Gesicht und einem Monokel in der rechten Augenhöhle, mit frischen und sympathischen Zügen, in seinem ganzen Gehaben der Typus der Goldenen Jugend. Er hatte den blitzblanken Zylinderhut ein wenig in den Nacken geschoben und trug unter dem mausgrauen Paletot einen eleganten Frackanzug. Er sah aus, als sei er von guter Art oder doch wenigstens von besserer.

Die Kellner schienen ihn zu kennen. Der beratende Kreis der Beschürzten löste sich; alle verbeugten sich tief, und einer sagte auch: „Guten Abend, Herr Baron. . . .“ Aber mir fiel auf, daß über aller Lippen bei der Begrüßung ein schwer zu charakterisierendes Lächeln spielte. So etwa ein Lächeln respektvoller Vertraulichkeit, mit dem man einen äußerst geschätzten Gast empfängt.

Der Herr Baron gab dem einen seinen Zylinder, dem andern seinen Stock und warf dem dritten seinen Paletot zu. „'n Abend, Gesellschaft,“ sagte er dabei, in etwas schnarrendem Tone, der aber doch nicht gerade possenhaft klang. Dann suchte das Pärchen sich einen Tisch aus und ließ die Gardine vor der Box zuziehen. Nur eine kleine Spalte blieb offen.

Jetzt hörte ich, daß der Herr Baron sein Souper bestellte. Er mäkelte viel. Austern schlug der Kellner vor, wundervolle, ganz frische Natives. „Nee — die ewigen Austern!" ... „Vielleicht Beluga gefällig, ungesalzen, vortrefflich?" ... „Ah — Ihr oller Kaviar!" ... „Aber Hummer, Herr Baron? Fritz, zeig mal den Hummer her!" — Fritz präsentierte eine gigantische Silberschüssel mit rotleuchtenden Schaltieren. „Also gut — Hummer!" Dann wurde nach langem Hin und Her der Speisezettel vervollständigt. Kalbsmilch à la Montèbello, ein garniertes Rumpsteak, eine Omelette surprise, Wales Rabit.

Auch die Weinfrage führte zu lebhaften Erörterungen. Der Herr Baron war schwer zu befriedigen. Er schien ein Schlemmer zu sein, auch ein Kenner. Schließlich entschied er sich für einen Mouton Rothschild und eine Mumm Cordon rouge.

Nun wisperte es ein bißchen in der Box gegenüber; der Baron sagte einiges Schnarrende, das Dämchen kicherte: es war die Unterhaltung, wie sie in einem Sonderkabinett üblich zu sein pflegt. Dann begann der Kellner zu servieren.

Der Herr Baron begann wieder zu mäkeln: er war gar nicht zufrieden. Zunächst war er erstaunt, daß der Hummer kalt war und nicht warm. Dann wollte er statt der Remoulade Kaviarbutter haben. Dann schnüffelte er und behauptete, der Hummer müsse „in etwas getreten haben". Der Mouton Rothschild hatte keine Temperatur; er wünschte auch den Brand auf dem Kork zu sehen. Schließlich hörte man das Brechen der Hummerschalen, und das Dämchen kicherte wieder.

Beim Rumpsteak ging es von neuem los. Es war viel zu stark durchgebraten, es war nicht rosig genug. Auch die Garnierung hätte gewählter sein können.

Teltower Rübchen und grüne Bohnen sind keine Raritäten. Der Baron kannte den servierenden Kellner beim Namen. „Altmann," sagte er, „mit Eurer Budike geht es zu Ende. Man kann nicht mehr zu Euch kommen. Das ist Volksküche, aber kein erstklassiges Restaurant. ..."

Hierauf wurde es wieder stiller. Trotz der „Volksküche" schien der Baron bei Appetit zu sein. Aber die Omelette gefiel ihm abermals nicht. Es fehle die „Verschmelzung", meinte er. Der Mumm sollte durchaus nach dem Pfropfen schmecken. „Das riecht man ja schon, Altmann — er riecht nach dem Proppen ..." „Aber, Herr Baron ..." „Na, lassen Sie ihn man stehen. Das ist eine Bude — das ist eine Bude ..."

So ging es weiter. Das Dämchen kicherte, der Baron schimpfte; aber beide ließen es sich schmecken. Dann schimpfte wieder der Baron, und das Dämchen kicherte.

Der Kellner brachte jetzt die Käsebrötchen. Ehe er sie niedergestellt hatte, rümpfte der Baron bereits die Nase. „Altmann," sagte er, „da brauche ich gar nicht erst zu kosten. Das sehe ich schon. Das sind keine Wales Rabits, sondern Schuhsohlen."

Und nun höre ich etwas, was mich heftig stutzen ließ. Ich hörte, daß der gemaßregelte Kellner die Schüssel stark auf den Tisch setzte und mit halblauter Stimme erwiderte: „Wenn du jetzt nicht das Maul hältst, du Aujust, dann haue ich dir eine in den Resedatopp, daß die Blumen sprießen ...!"

Man wird mir recht geben, daß ein solcher Verkehrston zwischen Kellner und Gast in einem eleganten Restaurant immerhin befremdend wirkt. Ich saß denn auch einen Augenblick wie auf Kohlen und war überzeugt: im nächsten Moment würde der Baron dem

unverschämten Menschen an die Gurgel springen. Oder er würde ihm die Wales Rabits um die Ohren werfen und die Flasche Mumm auf dem Kopfe zerhauen. Oder er würde sich leichenblaß erheben und stumm das Lokal verlassen. ...

Aber es geschah nichts von alledem. Der Baron lachte leise auf, und das Dämchen kicherte. Dann aßen beide die Käsebrötchen. Hierauf ließ der Baron sich die Rechnung reichen, einen Hundertmarkschein wechseln und schien ein recht gutes Trinkgeld zu geben, denn der unverschämte Kellner verneigte sich tief und sagte unterwürfig: „Danke gehorsamst, Herr Baron."

Nun traten die übrigen Kellner an. Der eine half dem Gast in seinen mausgrauen Paletot, der zweite reichte ihm den blanken Zylinderhut, der dritte den silberbeschlagenen Stock. Und jedem gab er noch ein besonderes Trinkgeld. Dann verneigten sich alle Kellner gleichzeitig und sagten unisono: „Guten Abend, Herr Baron. ..."

Es ist begreiflich, daß ich sehr verwundert war. Ich war auch neugierig geworden; rief mir also den Servierkellner heran und fragte ihn: „Was ist das denn für ein merkwürdiger Baron, dem Sie vorhin eine in den — wie war's doch gleich? — in den Kamelientopp hauen wollten?"

Der Kellner war anfänglich ein wenig verlegen, erwiderte dann aber ohne weiteres: „Gott, mein Herr — da Sie es doch einmal gehört haben: das ist nämlich gar kein Baron!"

„Sie nannten ihn aber doch so," sagte ich.

„Na ja — so aus Unsinn, wissen Sie. ... Ich kann's ja erzählen: er ist nämlich auch ein Kellner — grade so wie wir, und war hier unser Kollege. Und da hat er eines schönen Tages siebenundzwanzig-

tausend Mark in der Lotterie gewonnen — in einer Kirchenbaulotterie. Und nun kommt er jeden Abend, und immer mit einer andern Dame — und ulkt uns an. Er läßt sich das Schönste und Beste servieren und tut dann so, als wär's miserabel. Mit den Trinkgeldern schmeißt er nur so. Aber vorhin ist mir bei seiner Großmäuligkeit doch die Geduld gerissen ..."

Ich lachte und meinte, der Kollege Baron würde seinen Lotteriegewinst wahrscheinlich bald verpulvert haben und dann wieder die Schürze umbinden.

„Na gewiß doch," antwortete der Kellner. „Und sehen Sie, das ärgert mich so. Ich war ein paar Jahr in Paris, in der Brasserie Universelle, bei Larue und auch bei Durand. Wenn so 'nem Pariser Kellner das passiert wäre: ein Gewinst in der Lotterie oder eine Erbschaft — der hätte das Geld auf die Bank getragen. Die Pariser sind alle sparsam. Sie sparen für 'ne eigene Wirtschaft oder ein kleines Hotel oder am liebsten für ein Landhäuschen mit Garten daran. Denn alle möchten Rentiers werden. Aber so 'n Schlunks wie der Herr Baron! In ein paar Monaten hat der sein Geld verkrümelt. Da ist doch keine Moral dabei ...!"

Und in dieser Beziehung mußte ich ihm recht geben. ...

⊕ ⊕ ⊕

Am gleichen Abend passierte noch ein närrisches Vorkommnis. Zur Rauchtischrunde gehörte unter andern auch der Vertreter eines großen Kontinentaltelegraphenbureaus, der in Rio wieder an Land gehen wollte: ein noch junger, gescheiter, auch eleganter Herr, der aber die Angewohnheit hatte, die rechte Hand beständig in der Hosentasche zu tragen. Und da wollte er mir einmal Feuer für meine Zigarre geben — und

zwar hatte er eins jener sogenannten automatischen Feuerzeuge bei sich, die die Eigentümlichkeit besitzen, niemals zu funktionieren. So geschah es auch diesmal. So oft er immer wieder von neuem schnipste: es schien hin und wieder so etwas wie ein schwacher Funke zu sprühen, doch das ersehnte Flämmchen entzündete sich durchaus nicht, so daß ich zu den veralteten, aber sichereren Streichhölzchen greifen mußte. Der Herr steckte, nachdem er die Verwendungsunmöglichkeit seines neuesten praktischen Entzünders eingesehen hatte, das Ding wieder in die Tasche — und schrie kurz darauf heftig auf: in ehrlichem Schmerzgefühl. Da hatte sich nämlich folgendes begeben. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er die rechte Hand in der Tasche und dabei mit dem Feuerzeug gespielt. Und plötzlich hatte es sich in der Hosentasche entzündet — diesmal w i r k l i c h — zum erstenmal im Dasein des Feuerzeugs wie seines Besitzers — und das tat natürlich um so weher, als es gänzlich unvorbereitet geschah.

„Sehen Sie, das kommt davon, wenn man immer die Hand in der Hosentasche hat," meinte der Präsident der Tafelrunde.

„Ich gebe es zu, Königliche Hoheit," erwiderte der Journalist, „es ist eine sehr, sehr schlechte Angewohnheit. Aber sie ist allgemein verbreitet — und weshalb? Weil wir in der Untätigkeit immer noch nicht so recht wissen, was wir mit unsern Händen anfangen sollen. . . ."

Darüber entspann sich eine kleine Debatte, und in der Folge erhielt der Journalist den Befehl, uns als Strafe für seine Unvorsichtigkeit einen Vortrag über den ästhetischen Unfug der Hand in der Hosentasche zu halten. Das geschah am Abend vor unsrer Ankunft in Rio, als wir wieder am Rauchtisch saßen. Unser

Freund faltete wie ein artiger Schuljunge die Hände auf dem Tische und begann:

„Wenn Sie gestatten, benenne ich mein Capriccio nach dem Thema:

Die Hand in der Hosentasche

und fange mit einem unentbehrlich gewordenen Kleidungsstück an. Die moderne Männerhose hat gewöhnlich drei Taschen; je eine rechts und links und eine verborgenere auf der Rückseite. In die letztere pflegt der Philister den Hausschlüssel zu stecken, der Halbphilister das Portemonnaie. Der Mann von überlegeneren Werten des Sichgebens benutzt sie gar nicht. Er trägt kein Portemonnaie. Er hat die Banknoten im Portefeuille, das in der Brusttasche steckt, das Gold in der rechten Westentasche, das Kleingeld locker in der rechten Hosentasche.

Nun weiß man also, wozu die rechte Hosentasche dient. Aber es ist noch eine linke da. In ihr kann man mancherlei verbergen: beim Frackanzug zum Exempel die Uhr, sonst auch das Taschenbürstchen (früher unentbehrlich, jetzt aus der Mode gekommen) oder den Zigarrenspitzenknipser oder irgendeine andre Kleinigkeit. Aber es darf nur wenig sein. Leute, die sich die Taschen mit allem Möglichen vollstopfen, so daß sie wulstartige Wölbungen annehmen, gehören nicht in die Welt, in der man sich begegnet. Sie haben die Befreiung vom Niederen noch nicht erlernt; sie verstehen nicht, sich abzugrenzen.

Folgerichtig dürfte man nur in die Hosentaschen greifen, wenn man in ihnen etwas zu suchen hat. Unter allen Umständen haftet der Hosentasche eine gewisse Unbestimmtheit und Charakterlosigkeit an, auch

ein Mangel an Ästhetischem. Sie ist gewöhnlich nur ein plebejischer Ausweg, den der moderne Schneider in seiner Erkenntnis des Verhältnisses von Stoff und Form mit einem Knopf abzusperren pflegt: einem gewöhnlichen Knopf von schlichtem Äußern, der in das dazugehörige Knopfloch paßt, oder einem sogenannten Druckknopf. Damit wird der Hosentasche eine äußerliche Geschlossenheit zuteil, die manches gut macht. Wenn sie klafft, wirkt sie so gräuelvoll wie die Beutelchen in der Kniegegend, über die auch Fontane, seinen Aufzeichnungen zufolge, nicht hinauskommen konnte. Aber damals hatte sich die Bügelfalte noch nicht ihr Recht erstritten; die Überwindung des Unzulänglichen durch das heyß Eysen hielt noch schwerer. Der Hosensitz gehört freilich noch heute zu den Mysterien der Männertracht, in die sich nicht mit spielender Leichtigkeit eindringen läßt. Die Beine sind dabei nicht das Wesenhafteste: das Angeborene weiß jeder geschickte Schneider zu verdecken, wenn die Not es erfordert. Das T r a g e n macht den Sitz oder verdirbt ihn. Die neueste Hose, heute noch stilvoll im ganzen Sein ihrer Entwicklung und ihres schönen Falles, kann morgen mit Beutelchen behaftet sein. Dann ist der Träger daran schuld, der das Gesetz der Spannung unbeachtet ließ. Knieen ruiniert natürlich am meisten; aber man kniet ja nicht mehr viel, auch nur noch selten bei Liebeserklärungen. Die Obacht soll schon beim Sichsetzen beginnen. Das Sichniederlassen bringt der Hose die erste Gefahr.

Die Hosentasche ist also höchstens ein Aushilfsmittel der Praxis. Man dürfte demgemäß, wie schon gesagt, nur dann in sie hineinfahren, wenn man da etwas zu suchen hat. Aber das tut man nicht. Die Hand in der Hosentasche ist zu den Gebräuchlichkeiten geworden.

Ich habe meine Beobachtungen gemacht: auf Reisen und auch daheim. Bei dem Vetter jenseits des Meeres scheint die Stellung gegeben zu sein: er hat die Stummelpfeife im Munde und beide Hände in die Hosentaschen gepfropft. So betrachtet er die Natur und so spricht er mit uns, wie man auch hier auf dem Schiffe beobachten kann. Der Franzose hat in der Rechten die Zigarette und die Linke in der Tasche. Mancher klimpert auch mit dem Kleingeld (was man selbst dann nicht tun soll, wenn man neben einer sogenannten Dame sitzt, die für den Klang des Mammons große Empfänglichkeit bezeugt). Und mancher spielt mit dem Krimskram, den er in der Tasche trägt, wie ich selbst es ungezogenerweise gestern abend mit meinem automatischen Feuerzeug tat, worauf auch sofort die gerechte Strafe erfolgte. In einem der ersten Hotels Berlins machte ich mir einmal den Spaß, die Hände in den Hosentaschen zu *zählen*.

Es war ein Abend nach einer Hoffestlichkeit, und die Gesellschaft, die hier noch soupieren wollte, eine höchst elegante. Das Resultat meiner Additionsbemühungen war ein auffallendes. Wer in Zivil kam, also im Frackanzug, hatte beim Eintritt in die Halle und den Speisesaal fast immer eine Hand, zuweilen auch beide, in der Hosentasche. Es gab da Herren, die die Hände tief in den Taschen vergraben trugen, und andre, die nur den Daumen oder die Spitzen der Finger in sie hineingesteckt hatten. Einem ganz Unbeteiligten, einem Exoten meinetwegen, dem alle Urbegriffe europäischer Salonkultur ein Buch mit sieben Siegeln sind, konnte dieser Gesellschaftsstand mit den Händen in den Hosentaschen für eine geistreiche Vertiefung des guten Tones in allen Lebenslagen gelten. Ausgeschlossen war nur ein Teil der Uniformierten. Das lag

aber hauptsächlich wohl daran, daß diese Herren langschößige Röcke trugen: Waffenröcke, Koller, Kammerherrentenue oder dergleichen. Die langen Schöße deckten die Taschen; es ist eine etwas mühselige Arbeit, überhaupt in sie hineinzukommen. Wer dagegen eine kurze Ulanka oder Attila trug, der hatte auch hie und da den Daumen oder zwei Finger im Taschenschlitz. Hie und da allerdings nur, denn im allgemeinen ist der Offizier in seiner Gesamtbewegung gedrillter als der Zivilmensch. Auch der Exerzierplatz ist in seiner Art eine Lehrstunde für die Tätigkeit von Arm und Hand.

Das nämlich ist das Merkwürdige: wir wissen noch immer nicht so recht, wo wir unsre Hände lassen sollen. Selbst die Geschultesten, Leute von Weltschliff und tadellosem Benehmen, für die alle Äußerlichkeiten des sogenannten savoir faire zu einem festen Gehalt geworden sind: selbst *die* befinden sich noch oft genug in einer unsicheren Abhängigkeit von ihren Händen. Ich spreche nur von den Händen, nicht von dem Schlenkern der Arme und andern Häßlichkeiten. Den Händen fehlt die Erziehung.

Ich hörte bei Gelegenheit einer Berliner Totenfeier für den verstorbenen Joseph Kainz einmal einen prächtigen Epilog von Ernst Hardt, in dem dieser auch des großen Künstlers Sichgeben auf der Bühne bewundert lobte: wie er die Treppe hinabzusteigen wußte, und wie jede seiner Bewegungen schön war und ausdrucksvoll und dennoch ungesucht. Aber wenn man moderne Stücke sieht, wird man finden, daß in dieser Beziehung selbst die gewandtesten Schauspieler häufig versagen. In der Salonkomödie spielt die Hand in der Hosentasche noch immer ihre kümmerliche Rolle. Man könnte sagen: das sei ganz richtig, denn die

Bühne solle nun einmal ein Spiegel der Wirklichkeit sein, und die Hand in der Hosentasche sehe man überall; es sei also etwas Vorbildliches, ein Zeichen Recht gewordener gesellschaftlicher Lässigkeit und einer gewissen Ungezwungenheit.

Aber das ist nicht wahr. Wenn man, die Hand in der Hosentasche, mit einer Dame spricht, so gilt dies für unanständig und ist es auch. Vor dem Gericht ist es gelegentlich vorgekommen, daß Zeugen in dieser Haltung durch den Vorsitzenden ermahnt, auch wohl wegen Ungebühr bestraft wurden. Die Hand in der Hosentasche ist also eine anerkannte Unfeinheit. Und trotzdem wird diese Unfeinheit alltäglich begangen, und auch von Leuten, die sonst gut Bescheid wissen in der Technik des Gesellschaftlichen. Sie würden nie wagen, mit eingetaschten Händen sich mit einer Dame in ein Gespräch einzulassen; aber sie betreten so den Raum, in dem sich die Dame befindet; sie schreiten, die Hand in der Hosentasche, quer durch den Salon, die Halle, den Tanzsaal, das Restaurant und denken sich nichts dabei.

Die Hand in der Hosentasche ist eine Verlegenheitsform unsrer Greifextremitäten. Ein berühmter Liebhaber vor fünfundzwanzig Jahren spielte seine Paraderollen gewöhnlich mit einem Taschentuch in der Hand, das er knüllte, knautschte, kniff und rollte, einsteckte und wieder hervorzog. Gräßlich! — aber damals ließ man es sich gefallen, zumal der Liebhaber sonst ein vortrefflicher Schauspieler war. Es ist wirklich wahr: wir sind seltsam ungeschult in der ungezwungenen Bewegung der Hände. Seit die Dinnerjacketts, die sogenannten Smokings, aufgekommen sind, steckt man die Hände wohl auch in die Taschen dieses Kleidungsstückes. Das sieht nicht ganz so selbstbewußt brutal aus,

ist aber auch nicht schön, und ist ein Widerspruch, etwas Unlogisches.

Übrigens haftet dies Engbegrenzte der Handbewegung nicht nur uns Herren, sondern auch den Damen an. Auch die Damen wissen nicht immer, was sie (zumal beim Eintritt in einen großen Gesellschaftssaal) mit ihren Händen machen sollen, und da sie nicht einmal Hosentaschen haben, so tritt der Zwang um so anschaulicher hervor. Manchmal kleben die Hände förmlich am Kleiderstoff, wie beim Rekruten an der Biese, wenn er die vorschriftsmäßige Grundstellung einnimmt. Das Gibsongirl hat ein eigenartiges Vorbild geschaffen; es legt die Ellbogen eng an die Taille, läßt die Hände aus dem Gelenk herabbaumeln und fegt so zum Begrüßungsknicks durch den Saal. Zuweilen kann das sehr nett aussehen, namentlich wenn die Hände selbst des Ansehens wert sind. Aber dann muß auch die Dame wie der Gibsontypus gewachsen sein. Fächer und Handtäschchen sind Requisiten, die im übrigen der Damenwelt für den Reiz der Handbewegung hilfreiche Dienste leisten.

Schluß der Betrachtung: wir müssen siegreich aus dem Zwang der Hände heraus. ‚Red nicht so viel mit de Händ'', sagte ein jüdischer Vater zu seinem flügge gewordenen Sprößling. Die lebhafte Gestikulation ist orientalisches Erbteil. Alles Überlebendige aber entspricht nicht der Tradition und Pflege des Salons. Dennoch gehört die Geste zum Wesen der Bewegung und sollte nicht vernachlässigt werden. Nur soll sie *zwanglos* erscheinen — und mit dieser geistreichen Bemerkung möchte ich meinen Vortrag schließen und gelobe dabei in bezug auf meine Person, soweit es die Hand in der Hosentasche betrifft, durchgreifende Besserung. ..."

13. April. — Wieder in Rio.

Wieder die köstliche Einfahrt in diese Zauberbai bei wolkenlosem Himmel und strahlendem Sonnenschein, Salutschüsse von der Insel Lage, Flaggengruß von den Schiffen im Hafen — und schließlich der übliche Empfang. Gesandter Pauli mit seinen Herren und Generalkonsul Münzenthaler sind pünktlich zur Stelle, ebenso der Ehrendienst Rittmeister Estellita Verner und Kapitän Penido, der für den erkrankten Kapitän Mello eingetreten ist. Auch der Minister Lauro Müller liegt krank, aber der alte Unterstaatssekretär de Carvalho winkt mit seinem steifen, hohen Zylinderhut schon vom Kai aus, und neben ihm sehen wir die martialische Gestalt des Generalgouverneurs Bento Ribeiro, den eleganten Gesandten Argentiniens Herrn Souza Dantes, den Marineminister Alencar und den Einführer des diplomatischen Korps, der einen deutschen Adelsnamen trägt, Herrn von Meyerinck.

Programm für den Nachmittag (mit Abstrichen): Ausflug nach dem Corcovado, Besuch der deutschen Schule und des deutschen Vereins, Festbankett. Für letzteres werden rasch noch die Einladungen verteilt. Die meine lautet (der Leser wird gebeten, nötigenfalls ein portugiesisches Wörterbuch zur Hand zu nehmen): „O Presidente da Republica e a Senhora Hermes da Fonseca pedem ao Exmo. Sr. Barão von Zobeltitz que lhes de ... o prazer de vir jantar no Palacio do Cattete secunda feira 13. da corrente, as oito horas.“ Im Palast Cattete in der Straße gleichen Namens residiert der Präsident. ...

Also zunächst einmal nach dem Corcovado, dem romantischen Berggipfel, den wir schon bei Beginn der Hafeneinfahrt zu Gesicht bekamen. Autos bringen uns nach der Rua Senador Octaviano, wo der Bahnhof der Zahnradbahn liegt, die auf die Höhe des Berges führt. Die Linie (System Riggenbach) ist seit 1884 in Betrieb, dreitausendsiebenhundertachtzig Meter lang und gilt als eine der steilsten Bahnen der Welt. Die Fahrt ist entzückend und enthüllt uns wieder alle die landschaftlichen Reize der Umgebung Rios, die ganze Pracht einer unvergleichlichen Vegetation, Urwaldtypus und Parkanlagen. Nach Passieren eines Viadukts, der mit seiner Eisenspannung eine schwindelerregende Tiefe überbrückt, erreichen wir (zweihundertfünfzig Meter hoch) die erste Haltestelle Sylvestre. Die zweite liegt schon zweihundert Meter höher: Poeineiras mit dem gut eingerichteten Hotel do Corcovado, einer wundervollen Aussicht und herrlichen, nach Sylvestre und dem Tijuca führenden Spaziergängen, die dem Laufe der alten Wasserleitung folgen. Nach weiterer Steigung (dreißig Prozent auf einer Strecke von neuerdings zweihundert Metern) gelangen wir endlich zur Endstation Alto do Corcovado und marschieren nun noch ein paar Minuten zu Fuß bis zur höchsten Spitze, wo uns ein weiter offener Pavillon, fast siebenhundert Meter über dem Meere, einen köstlichen Rundblick gestattet. Tief unter uns liegen Rio, der Hafen mit seinen zahllosen Inseln, Nictheroy auf dem östlichen Ufer der Bai am Fuße eines Berges, den eine im Jahre 1900 zur Zentenarfeier der Entdeckung Brasiliens errichtete Riesenstatue der Jungfrau Maria krönt, weiter die großen Vorstädte Ipanema, Copocabana, Gapea und der blaue Ozean. Es ist ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit, und wenn man erzählt, daß

mehr eine ästhetische Anwandlung als strategische Rücksichten dermaleinst den Gouverneur Estacio de Sá zur Gründung Rios veranlaßt hätte — weiß Gott, ich würde es verstehen. ...

Bei der Abfahrt passierte leider ein Unglücksfall. Minister Carvalho, ein gütiger alter Herr, der sich seiner Besucher mit rastloser Liebenswürdigkeit annahm, stürzte beim Abstieg von einer Felsentreppe und zerschmetterte sich die Kniescheibe. Gottlob hatten wir den Leibarzt des Prinzen, Professor Reich, in der Nähe, der dem Verunglückten sofort einen Schienenverband anlegte und ihn später in seine Villa transportierte. Zur Verschienung des gebrochenen Beines wurden in Ermangelung andrer Hilfsmittel die Stativstützen eines Photographenapparates benutzt, die der Prinz abschraubte und die dann mittels eines halben Dutzend Taschentücher fest um das Bein des Verwundeten geschnürt wurden. Es ging aber auch so; leider erfuhren wir bei einem Krankenbesuch am nächsten Tage, daß zwar der Bruch Heilung verspreche, aber noch die Rose hinzugetreten sei, eine Komplikation, die bei dem Alter des Patienten immerhin zu Besorgnissen Anlaß gibt. ...

In der deutschen Schule wurde das prinzliche Paar mit Gesang, Deklamation und Blumen, in dem sehr hübschen Hause des Klubs Germania materieller mit Tee und Kuchen, Pommery und Sandwichs empfangen. Ein paar Bemerkungen über die Lage der Deutschen in Brasilien mögen bei dieser Gelegenheit eingestreut werden. Die Brasilianische Rundschau (Revista Brazileira), die seit zwei Jahren zweisprachig und reich illustriert in Rio erscheint, begrüßte die Begründung der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft und des Deutsch-Brasilianischen Handelsvereins mit

großer Freude, bemängelte aber in den Vorträgen genannter Gesellschaft die Genauigkeit der statistischen Daten. So stellt das Blatt richtig, daß die deutsche Bevölkerung Südamerikas (einschließlich Deutschslawen und Skandinavier) viel mehr als sechshundertfünfzigtausend Köpfe betrage, daß Brasilien allein etwa diese Ziffer aufweise. In den brasilianischen Südstaaten leben über hunderttausend Deutsche, abgesehen von der zahlreichen germanischen Bevölkerung in den Staaten Sao Paulo und Rio. In Sao Paulo sind an fünfzigtausend Österreicher ansässig, in Parana ebenfalls gegen fünfzigtausend. Im Staate Sta. Catharina setzen sich viele Munizipien lediglich aus Deutschen zusammen und in den Ansiedlungen Blumenau, Joinville, Brusque wohnen Tausende von Deutschen. Erwähnenswert ist auch noch die deutsche Besiedlung in den Staaten Minas Geraes, Espirito Santo und Bahia; tatsächlich aber gibt es keinen einzigen Staat Brasiliens, der seit 1828, dem Beginn der Einwanderung, nicht wenigstens vereinzelte deutsche Elemente bekommen hätte. Im Süden sind die Deutschen meist Viehzüchter und Landwirte; in Sao Paulo wird der deutsche Besitz allein auf rund neunzig Millionen Mark geschätzt, der von Polen und Russen auf dreißig Millionen Mark. Die Einwanderungsgesetze sind vernünftig und liberal; die Regierung unterstützt die ärmeren Kolonisten durch Lieferung von Haustieren und landwirtschaftlichen Geräten, gewährt ihnen häufig auch für die erste Zeit Unterkunft und Lebensmittel. Nach dem erwähnten Blatte erlangen arbeitsfreudige und ausdauernde Einwanderer in Brasilien bald eine auskömmliche, unabhängige Existenz „und mit der Zeit häufig ein bedeutendes Vermögen, wie an unzähligen Fällen nachgewiesen werden kann". Das klingt verlockend, auch die Möglichkeit will ich nicht

bestreiten, möchte aber doch betonen, daß sich diese lockenden Angaben in allen Staaten Südamerikas wiederholen....

⊕ ⊕ ⊕

Das abendliche Bankett im Cattete-Palast bot wieder ein glänzendes Gesellschaftsbild. Prinz Heinrich führte die Gattin des Präsidenten, Señora Nair de Fonseca, zu Tisch, der Präsident die Prinzessin Irene. Ich erwähnte bereits, daß die Präsidentin — es ist die zweite Gattin des Marschalls Hermes de Fonseca — eine sehr liebenswürdige junge Dame ist; man schätzt sie in Rio auch als Künstlerin — von ihrem Talent, charakteristische Karikaturen zu entwerfen, habe ich mich selbst überzeugen können. Dem Prinzenpaar schlossen in langer Reihe sich die übrigen Gäste an: Senator Pinheiro Machado, einer der einflußreichsten Persönlichkeiten Brasiliens (unter dem neuen Präsidenten Braz Pereira Gomez ist er Vizepräsident des Nationalkongresses geworden), ferner der päpstliche Nuntius Monsignore Aversi, Gesandter Pauli, die Minister Gonzalves, Freitas, Alencar, Queiroz, Correña, Generalgouverneur Bento Ribeiro, der Chef der Polizei Doktor Valladares, General Barbedo als Chef des Militärkabinetts, Gesandter Souza Dantes, Admiral Baron Teffé-Hohnholz, der Schwiegervater des Präsidenten, General Faria, Doktor Cordoso, der Präsidentschaftssekretär, die zum Ehrendienst befohlenen Offiziere und die deutsche Begleitung des Prinzenpaares.

Der Tisch war in Quadratform aufgestellt und nur die äußere Seite besetzt; den Innenraum nahmen wundervolle Blumenarrangements, meist Kamelien, Magnolien, Rosen und die Riesenblüten der Viktoria regia ein. Auch das Menü will ich wiedergeben:

Crême Châtelaine; Canapé Idéal; Suprême de Sole Lucullus; Petites Bouchées Mireille; Pavé Rossini; Carré de veau Bouquetière; Punch d'Ananaz; Palmistes à la Provençale; Macuco truffé; Salade Niçoise; Pudding aux Marrons; Glace Victoria. Man sieht: es war reichlich. Es war auch gut; immerhin dauerte es lange, ehe man sich durchgekostet hatte. Und hatte man das Bankett überwältigt, so winkte bei dem nachfolgenden Empfange noch ein Büfett mit Aspics mignons strasbourgeois, mit Dinde à la Brasilienne, Jambon d' York und andern Herrlichkeiten, zu denen außer Rheinwein, Bordeaux und Champagner auch noch kalter Punsch, Kaffee, Schokolade und Tee geschenkt wurden. Reden wurden nicht gehalten. Beim Sekt erhob sich der Präsident und trank dem Prinzen zu; der Prinz erwiderte den Grußtrunk, dann spielte die Kapelle „Heil dir im Siegerkranz", und die ganze Gesellschaft hörte stehend den ersten Vers der Hymne an. Das hat mir gut gefallen. Es war kurz und schmerzlos. Es war besser als alle Rederei. In dieser Beziehung hat Brasilien den Vogel abgeschossen....

Also nun der Empfang. Da wimmelte es wieder von kuriosen Diplomatenfräcken, exotischen Großkreuzen und strahlenden Brustpanzern. Was Uniform tragen durfte, hatte solche angelegt. Auch unser Gesandter und der Generalkonsul prangten in gänzlich vergoldeten Röcken (es kann auch nur Silber gewesen sein), und ein lieber kleiner Attaché, der Reserveoffizier bei einem heimischen Husarenregiment ist, erschien sogar in einer pelzverbrämten Attila. Ich glaube, in seine sommerliche Husarka waren die Motten gekommen oder er hatte sie in Europa gelassen — und nun schwitzte er im Pelze seine jugendfrische Eitelkeit ab. Denn heiß war es — Donnerwetter ja, und je mehr kalten Sekt

man in die durstige Kehle goß, um so lebhafter setzte die Transpiration ein. Zu diesem Empfange waren natürlich auch die Spitzen der deutschen Kolonie geladen, denen die Herren Doktor Lehfeldt und Karl Fuchs sich zugesellten, die im Auftrage der Deutschen von Sao Paulo dem Prinzen ein schönes Album überbracht hatten. Im übrigen könnte ich wieder mit Dutzenden von Namen aufwarten, auch mit sehr schön klingenden, aber ich taxiere, der geschätzte Leser würde sich nicht viel daraus machen. Ebenso muß ich diesmal die sonst nie fehlende Toilettenbeschreibung unterlassen, da ich keine liebenswürdige Erklärerin wie in der Moneda von Santiago de Chile neben mir hatte. Ich beschränke mich also auf die Konstatierung der Tatsache, daß auch Brasilien reich an schönen, anmutigen, pikanten Frauen und Mädchen ist. Dixi....

Nach beendetem Empfang kleideten lustige Leute sich um und wollten noch etwas vom Nachtleben Rios profitieren. Es gibt da einen Palast-Klub und einen Klub Bohème, und in beiden (sagten Einheimische) sei immer etwas los. Aber die wißbegierigen Fremden wurden enttäuscht. Es steht fest: in Buenos Aires weiß man sich zwischen Sonnenuntergang und -aufgang besser und origineller zu amüsieren als in Rio. Doch sage ich nicht, daß das ein Vorzug sei — und ein erheblicher Fortschritt in der Kultur Argentiniens. Das sage ich nicht....

⊕ ⊕ ⊕

14. April. — Fahrt durch die Avenida Central, über die wundervollen Kaianlagen am Meer und die Avenida Atlantica mit ihrem weitgedehnten Badestrand. Bei der großen Springflut im April vorvorigen Jahres wurden diese herrlichen Anlagen böse behandelt. Bei klarem und wolkenlosem Himmel und bei fast voll-

ständiger Windstelle setzte die Springflut ein, deren Wassermassen mit ungeheurer Wucht gegen die Ufermauern geschleudert wurden und dann in rauschenden Kaskaden auf der Straßenseite niederstürzten. Der Boden der Strandpromenade und der anliegenden Gebäude erzitterte; viele Familien flüchteten aus ihren Quartieren und wurden von den Rettungsmannschaften des Ruderklubs und der Feuerwehr in Sicherheit gebracht. Die Brüstungsmauern wurden von der Gewalt der Flut fortgerissen und auf die Straße geschleudert, das Pflaster wurde zertrümmert, Laternenpfähle geknickt und Massen von Sand über den Damm geschwemmt. Die Aufräumungs- und Ausbesserungsarbeiten währten monatelang; heute ist nichts mehr von der Wut der Elemente zu spüren, aber die Gefahr einer erneuten Springflut besteht natürlich nach wie vor.

Im Anschluß an die Autopromenade am Meer unternahmen wir noch eine Fahrt mit der Schwebebahn auf die höchste Spitze des „Zuckerhuts", die ähnlich schöne Umblicke gewährt wie der Corcovado. Nur war es heute etwas dunstiger als gestern, aber die streifigen, hier und da zerreißenden und wie große weiße Vögel aufflatternden Nebelfetzen erhöhten doch auch wieder das Malerische des Gesamtbildes. Zum Frühstück an Bord war das Präsidentenpaar mit dem militärischen Hauptquartier und den Ministern geladen: es war zugleich das Abschiedsfest von Südamerika, das uns vierzehn Tage hindurch eine kaum ihresgleichen suchende Gastfreundschaft gewährt hatte. Ein paar Stunden später rasselten die Ankerketten des „Cap Trafalgar", und der Dampfer steuerte durch die Inselwelt des Hafens wieder nordwärts der Heimat zu. . . .

⊕ ⊕ ⊕

Bergriesen der Anden

Im Tal des Rio Funcal

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Blick auf die Schneefelder

Sandsturz in den Anden

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Trotz des starken deutschen Einschlags in Brasilien war die Stimmung bei Beginn des Krieges daselbst kaum anders als in den übrigen südamerikanischen Republiken. Auch hier aber muß man die „Rassengemeinschaft" mit den Franzosen und die, obwohl bemerkenswerte Fortschritte in neuerer Zeit erzielt worden sind, noch immer ziemlich niedrige geistige Kulturstufe des Volkes in Betracht ziehen. Die Zahl der Zeitungen ist Legion, doch sind die allermeisten wenig bedeutend und dienen lediglich den Parteizänkereien. Da sie durch die Bank nur von den Bureaus Reuter und Havas und dem Western Telegraph über die Ereignisse in Europa bedient werden, so hörte die Bevölkerung natürlich auch hier von nichts anderm als von glänzenden Siegen des Dreiverbandes und den Niederlagen und Grausamkeiten der Deutschen. Ein Brief, den ein großes Hamburger Haus im Oktober von einem brasilianischen Geschäftsfreunde erhielt, ist bezeichnend für die Verfälschung der Volksstimmung. Es heißt da unter anderm: „Was hier nach Brasilien für Lügen kommen, ist kaum glaublich. In einer heutigen Morgenzeitung finde ich folgenden Kopf: ‚Die Russen erringen große Siege. — Der Kronprinz und sein Betragen in Champaubert. — Zweihunderttausend Belgier, an deren Spitze König Albert, greifen die in Brüssel verschanzten Deutschen an. — Der Rückzug der Deutschen, welche Fabriken und dergleichen aus Konkurrenzneid zerstören. — Siebzigtausend Hindus verstärken die Alliierten. — Die Franzosen werfen die Deutschen in Roye zurück. — Große Siege der Alliierten.' — Wie Sie sehen, sind diese Geschichten noch nicht einmal so schlimm, aber von Zeit zu Zeit kommen ganz fürchterliche Dinger, so zum Beispiel: ‚Paris, 28. September: In den Taschen eines gefallenen deutschen Offiziers fand man

einen langen Brief, der unter anderen Sachen auch folgendes enthielt: ‚Wir müssen Frankreich erobern, koste es, was es wolle, damit endlich einmal die heruntergekommenen Franzosen durch eine kräftige Rasse ersetzt werden; der Einfluß der lateinischen Rasse ist verderbenbringend, was man am besten an Brasilien sieht, das heute ein moralisch vollkommen verseuchtes anarchistisches Land ist.‘ ... Sie können sich vorstellen, meine Herren, daß so etwas Götterspeise für die Nativisten ist. Sodann kommen des öfteren Telegramme (englische und französische), die Brasilien daran erinnern, daß Deutschland, was unsre drei Südstaaten anbelange, Annektierungsgelüste habe und dergleichen mehr. — Prinz Adalbert von Preußen ist schon dreimal gestorben; Prinz Rupprecht von Bayern einmal gefangen und einmal verwundet worden; Kluck und dessen Armee wurde xmal vernichtet und zertrümmert, dann empfängt sie Verstärkungen; der Kronprinz wurde dreimal schwer verwundet und ist einmal gestorben und wurde hierauf vom Kaiser nach Rußland geschickt, weil alle Siege der Franzosen durch den Kronprinzen indirekt herbeigeführt worden wären; zehn Millionen Russen, an deren Spitze der Zar steht, bedrohen Königsberg und Danzig; Breslau ist einmal von den Russen genommen worden, Königsberg zweimal; Posen und Thorn sind belagert; die deutsche Flotte hat sich hinter Helgoland verkrochen, ein Teil derselben ist von den Engländern eingekapselt — Schlußfolgerung: England ist die Beherrscherin des Meeres. Anfangs war die französische Artillerie der deutschen weit überlegen, als aber die ‚Brummer‘ anfingen zu reden, schien das Brummen derselben sogar die Havasenten zu erschrecken, denn man hörte nur noch von der furchtbaren deutschen

Artillerie, und das bis heute. — Ich könnte Ihnen noch weit mehr von dieser ‚Auslese‘ berichten, will aber lieber Schluß machen, denn sonst möchten Sie sich am Ende auch noch an all dem ‚Entenbraten‘ den Magen verderben. . . .“

Von anderen Unglaublichkeiten erzählt der bekannte Berliner Gynäkologe Professor Dührssen, der sich im August noch in Rio befand und später von den Engländern in Cap Verde gefangen genommen wurde. Er schildert unter anderm das ungeheure Aufsehen, das folgendes Telegramm erregt habe: „Die Japaner haben Kiautschou besetzt und marschieren nach der serbischen Küste, wo ihnen deutsche Truppen entgegengeworfen werden sollen.“ In Brasilien hält man Serbien zweifellos für eine ostasiatische Kolonie. Zu Bedrohungen für die Deutschen in Rio und Sao Paulo führte die bösartige Lüge, daß der frühere Gouverneur des Staates Sao Paulo, Bernardino Campos, von den dortigen Deutschen aus seinem Auto gerissen und mißhandelt worden sei. Der „Urwaldbote“, das Blatt der Deutschen in der Kolonie Blumenau (im Staate Santa Catharina) brachte im November ein hübsches Stimmungsbild aus Rio de Janeiro:

„Die Hetze gegen Deutschland wird von England aus mit immer größerer Wut betrieben. Selbst die amtlichen Telegramme, die der englische Geschäftsträger hier veröffentlicht, strotzen von Unwahrheiten aller Art. Seitdem man erfahren hat, daß Deutschland mit dem geplanten Angriff auf England, der für ganz unmöglich und undenkbar gehalten wurde, Ernst zu machen droht, ist die Wut der Engländer gegen alles Deutsche aufs höchste gestiegen. In England hat man begonnen, die dort ansässigen Deutschen und Österreicher, die bisher unbehelligt geblieben waren, zu verfolgen. Ver-

schiedene Geschäftshäuser sind bereits angegriffen und ausgeraubt worden. Man wirft den Deutschen vor, daß sie spionieren, da man sich nur so zu erklären vermag, daß Deutschland über alle Bewegungen der englischen Flotte und Truppen so genau unterrichtet sein kann. Das ist natürlich ein Vorwand. Man beginnt jetzt, die Macht der Deutschen erst recht kennen zu lernen, und da man einsieht, daß man sich mit ihnen stark verrechnet hat, steigt die Wut bis zur Bewußtlosigkeit.

Auch die hiesigen Engländer sind wütend. Sie haben gemerkt, daß ihre sogenannten amtlichen Berichte überall mit ungläubigem Lächeln entgegengenommen werden. Man hat wahrscheinlich hier, wo man ein urteilsloses Publikum vor sich zu haben glaubte, noch stärkere Farben aufgetragen als anderswo, hat aber die Erfahrung machen müssen, daß die englischen Nachrichten allgemeine Heiterkeit erregen. Der Geschäftsträger Robertson mußte schon manchen beißenden Spott über sich ergehen lassen. Die Engländer selbst sind wütend auf ihn, obwohl er doch eigentlich unschuldig ist, da er nur die Nachrichten weitergibt, die ihm der biedere Mister Grey hertelegraphiert. Von verschiedenen Seiten sind die amtlichen Berichte der englischen Gesandtschaft als direkt humoristisch bezeichnet worden, und sie sind auch wirklich einzig in ihrer Art.

Es ist natürlich, daß jetzt auch das Märchen von der deutschen Gefahr wieder aufgewärmt wird. Die Engländer schämen sich nicht, auch zu diesem Mittel zu greifen, um die Deutschen in Brasilien verhaßt zu machen. Kürzlich hat auch der frühere englische Gesandte in Brasilien, Haggard, seinen Senf dazu gegeben, und zwar, wie man aus seinem

Geschreibsel sofort erkennen kann, wider besseres Wissen, wahrscheinlich sogar auf höheren Befehl. Etwas Positives weiß Haggard natürlich nicht vorzubringen. Er weist auf die große Zahl der in Südbrasilien ansässigen Deutschen hin, die nach Angabe des deutschen Gesandten, den Haggard danach fragte, etwa sechshunderttausend Seelen stark sind. Haggard sieht darin heute natürlich eine furchtbare Gefahr für Brasilien, da diese Zahl einen großen Prozentsatz der weißen Bevölkerung ausmacht und die Deutschen den Brasilianern nicht nur physisch, sondern auch intellektuell weit überlegen seien. Die Brasilianer mögen sich bei dem alten Schwätzer, der übrigens nicht ernst genommen wird, für das Zeugnis der Inferiorität bedanken, das er ihnen in so liebenswürdiger Weise ausgestellt hat.

Haggard führt aber noch andre Beispiele ins Feld, um zu zeigen, wie groß die deutsche Gefahr bereits geworden ist. Der deutsche Gesandte hat ihm auch erzählt, daß er von Deutschland zehntausend deutsche Schulbücher mit Zustimmung der Bundesregierung zollfrei eingeführt habe. Herrn Haggard macht das große Sorge, während der brasilianische Finanzminister sich offenbar gefreut hat, daß auf diese Weise eine so große Zahl von Schulbüchern, an denen hier wahrhaftig kein Überfluß ist, so billig ins Land kam. Haggard versucht ferner, die schon hundertmal widerlegte Behauptung aufzufrischen, daß die Deutschen ihre Kinder nicht Portugiesisch lernen lassen und in ihren Schulen der portugiesische Unterricht verboten sei. Er wagte das allerdings nicht bestimmt zu behaupten, weil das eine zu große Unverschämtheit gewesen wäre. Während seines jahrelangen Aufenthalts in der deutschen Kolonie von Petropolis hat er nämlich beobachten können, daß gerade das Gegenteil der Fall ist, daß nämlich

leider viele deutsche Eltern ihre Kinder gar nicht mehr Deutsch lernen lassen. In vielen andern Kolonieen ist es nicht anders, und Mister Haggard weiß das ebenso gut wie wir selbst.

Zum Schluß orakelt der frühere Gesandte, wie es einmal werden könne, wenn Deutschland England besiegt habe. Dann wird es auch einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten nicht fürchten. Letztere werden im Ernstfalle entweder einem Kriege aus dem Wege gehen und den Deutschen freie Bahn lassen, oder sie werden gleichfalls besiegt. Und dann wird in Südbrasilien das famose ‚Antarktische Deutschland' entstehen. Machen doch die Deutschen aus ihren diesbezüglichen Plänen schon jetzt kein Hehl....

Man hat den Hinweis auf die deutsche Gefahr im Falle, daß Deutschland siegt, von Beginn des Krieges an auszunutzen gesucht, um die Brasilianer gegen Deutschland einzunehmen, und das ist zum Teil auch gelungen. Bei einigem Nachdenken müßten sich aber doch verständige Brasilianer sagen, daß es heller Blödsinn ist, zu glauben, daß Deutschland, nachdem es siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, sofort neue Eroberungspläne ausführen könne. Selbst wenn in Deutschland jemals solche Pläne bestanden hätten, wären sie durch den jetzigen Krieg unmöglich gemacht oder doch wenigstens um Jahrzehnte hinausgeschoben. Man denke sich die ungeheuren Opfer, die der Krieg kosten wird, hauptsächlich an Menschenmaterial; dann wird wohl niemand zu behaupten wagen, daß auch nur eine einzige der jetzt in den Kampf verwickelten Nationen in absehbarer Zeit daran denken könnte, auf Abenteuer auszugehen. Sowohl die Sieger als auch die Besiegten werden sich von den Wunden, die dieser Krieg

schlagen wird, nur sehr langsam erholen, und es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um voraussagen zu können, daß die Vereinigten Staaten wenigstens in Südamerika infolge des Krieges ein feines Geschäft machen werden. Bisher war es ihnen nicht möglich, mit ihren Ausfuhrartikeln hier zu erfolgreicher Arbeit zu kommen. Jetzt wird sich das ganz von selbst machen, und es wird den europäischen Konkurrenten nach dem Kriege wohl kaum gelingen, den Amerikanern das einmal eroberte Handelsgebiet wieder abspenstig zu machen. . . ."

Herr Haggard scheint mit seinen Verleumdungen übrigens doch etwas erreicht zu haben. Wie die „Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland" berichten, hat nämlich der brasilianische Staatssekretär des Innern, Doktor Alves, an den Schulrat von Santa Cruz die Verfügung erlassen, unbedingt darauf zu halten, daß die Lehrer in den Schulen nur Portugiesisch sprächen und nicht das Deutsche bevorzugten. Da diese Verfügung anscheinend nicht allein für staatliche Institute, sondern auch für die Privatschulen gültig sein soll, so ist es naturgemäß ein harter Schlag für das Deutschtum in Brasilien. Aus Privatbriefen, die mir aus Rio zugingen, ersehe ich übrigens, daß der intellektuelle Teil der Brasilianer (wie ja auch schon in dem zitierten Artikel des „Urwaldboten" angedeutet wird) sich energisch gegen das englische Verhetzungssystem zu wehren beginnt, und das soll sich hie und da auch in den Zeitungsstimmen bemerkbar machen. In Porto Alegre wurde eine neue brasilianische Zeitung gegründet, um dem Volke das Verständnis für Deutschland näher zu führen; deutsche Blätter erscheinen mannigfach in portugiesischen Ausgaben. Daß die Regierung auch unter der neuen Präsidentschaft an ihrer Neutralität nicht rütteln läßt,

wird immer wieder betont. Aber die Regierungen haben keinerlei Einfluß auf die Volksstimmung, und die schrankenlose Preßfreiheit führt zu den tollsten Auswüchsen. Im Augenblick, da der Beginn einer vernünftigeren und objektiveren Beurteilung der deutschen Verhältnisse einzusetzen begann, flossen englische Bestechungsgelder in die Kassen der Redaktionen, und so konnte es denn kommen, daß beispielsweise eines der gelesensten Blätter in einer der kleineren südamerikanischen Republiken eine Anzahl Bilder nach Photographieen brachte, die angeblich deutsche Greueltaten darstellen sollten, die aber tatsächlich Abbildungen von Scheußlichkeiten aus russischen Pogromen waren. „An solche niederträchtigen Fälschungen muß man sich hier gewöhnen," schrieb mir ein Freund und fügte hinzu: „Der Ruf ‚Die Wahrheit ins Ausland' ist ja ganz schön, es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die Veröffentlichungen Eures Kulturbundes eine gewisse Wirkung haben. Aber nur auf die oberen Zehntausend — die große Masse liest sie gar nicht und würde sie auch nicht verstehen. Die große Masse steht auf dem ihr von den Blättern der Gasse eingeimpften Standpunkt, daß Deutschland allein die Schuld an dem Kriegsausbruch trägt. Und da der Krieg Brasilien außerordentlich schädigt, so läßt sich auch die antideutsche Strömung erklären. Kleine Aufstände gibt es hier immer, aber das Land ist groß, und wenn irgendwo in den Grenzstaaten ein bißchen revoltiert wird, so merkt man das in Rio gar nicht. Aber man merkt in Rio die sich immer verzweifelter gestaltende wirtschaftliche Lage. Durch die Kriegsschiffe in der südlichen Atlantik ist die Handelsschiffahrt außerordentlich gefährdet. Infolgedessen ist der Verkehr nach Europa in starkem Maße gesunken, was wiederum zur Folge hat, daß alle Geschäfte stocken,

die Zolleinnahmen gleich Null sind und kein bares Geld in das Land kommt. Zwangsmaßregeln der Regierung wie ein allgemeines Moratorium und die Einstellung von Goldauszahlungen helfen nicht viel, vor allem der Arbeiterbevölkerung nicht, die zum großen Teile erwerbslos geworden ist und sich zu Aufständen rüstet. Ein paar derartiger Unruhen sind ja schon ziemlich mühelos unterdrückt worden, doch auf die Dauer läßt sich auch das Volk nicht mit blauen Bohnen füttern. So ist es denn erklärlich, daß man hier eine rasche Beendigung des Krieges sehnlichst wünscht, und das wünschen ebensosehr die verständigen Engländer und Franzosen im Lande, deren es Gott sei Dank ja auch gibt, wie die eingewanderten Deutschen. Nur möchte natürlich jede Nation, daß *sie* siegte, und da Engländer und Franzosen Verbündete sind, so halten sie den Sieg für ihr Teil für ganz selbstverständlich. Ich stehe nun auf einem andern Standpunkt und meine zudem, daß der erwartete deutsche Sieg nicht nur ein solcher an sich, sondern auch ein *lohnender* sein muß. Dann sollen Sie einmal sehen, wie sich ganz plötzlich die hiesige ‚Volksstimmung' abermals ändern wird. . . ."

Und das ist auch meine Überzeugung.

---

15. April ff. — Man hatte mir schon gesagt, die Heimreise werde weniger heiß sein als die Hinfahrt, und es war wirklich so. Um den Äquator herum hatten wir allerdings auch diesmal ein paar recht angenehm warme Tage, aber dann sorgten die Passatwinde für eine erfreuliche Abkühlung. Die zweite Seereise brachte also eine erfreuliche Erholung nach dem

Festmarsch durch den südamerikanischen Kontinent. In der ersten Nacht an Bord hatte ich allerdings einen erschrecklichen Traum. Ich sah auf einem einsamen Felsenriff mitten im Weltmeere einen Präsidenten sitzen, der mir ein großes Bankett von einundzwanzig Gängen anbot, und hinter ihm stand ein deutscher Verein mit unzähligen Mitgliedern, und die Gattin eines Generalkonsuls überreichte mir einen Blumenstrauß von wachsenden Dimensionen — so ungeheuerlich wachsend, daß er den südlichen Wendekreis vollständig auszufüllen schien. Doch der Alpdruck wich beim Erwachen, und da mußte ich lächeln: Banketts und Empfänge vergißt man, oder es bleibt doch nur eine matte Erinnerung; aber was dazwischen lag: der ganze Zauber und der Wunderglanz einer zum erstenmal erschauten Welt, der bleibt haften. ...

Nun fanden wir uns auch wieder nach alter Weise am Rauchtisch zusammen, und es war lustig wie früher. Einmal kam das Gespräch auf die auch von Weinkennern zuweilen aufgestellte Behauptung, daß selbst eine feinere Zunge bei verbundenen Augen nicht immer Weiß- von Rotwein unterscheiden könne. Ich bestritt das, und da schlug mir der Prinz eine Wette vor. Es wurden fünf Gläser auf den Tisch gestellt und mit Rotwein, Mosel, Sherry, Kognak und Wasser gefüllt. Dann band man mir ein Tuch um die Augen, und nun sollte ich raten. Die ersten Male glückte es, aber bald wurde ich unruhig und traute meiner Zunge nicht mehr, und je mehr ich durcheinander trank, um so mehr verlor ich den Geschmack, bis es mir tatsächlich passierte, daß ich einmal sogar Wasser für — Kognak hielt. Nun bin ich gewiß kein Weinkenner ersten Ranges, aber das frappierte mich doch. Das Auge unterstützt den Geschmack jedenfalls in überaus sinn-

fälliger Weise und in viel stärkerem Maße, als man glaubt.

Auch die „Schwänke aus dem Leben" wurden wieder auf die Tagesordnung am Rauchtisch gesetzt. Der ehemalige Breslauer Kürassier, den wir Mister Edward nannten, weil er so englisch aussah, fuhr mit zurück nach Hamburg. Er war längst a. D., ein feiner älterer Herr, der sich als Kaufmann ein hübsches Vermögen geschaffen hatte und überall in der Welt herumgekommen war. In Argentinien hatte er im Auftrage eines Bremer Hauses zu tun gehabt, ein Geschäft, das im Laufe einer Stunde erledigt wurde, aber, sagte er: „es gibt eben Geschäfte, die nur mündlich zu schnellem Ziele zu führen sind, und da kommt es einem nicht darauf an, einmal acht Wochen unterwegs sein zu müssen ..." Die Geschichte Don Robertos von der grauen Perle hatte auch ihn interessiert, und eines Abends begann er, ohne vorherige Aufforderung, von selbst:

„Man lernt schon so allerlei kuriose Menschen kennen, wenn man auf dem Erdball hin und her geworfen wird. Da war ich mal in Rangoon, aber wohl etliche Jahre früher als unser Freund Roberto — ach ja, es muß lange vorher gewesen sein — und da machte ich eine ganz interessante Bekanntschaft, von der ich Ihnen erzählen möchte. Soll ich?"

Allgemeine Zustimmung. Und nun stopfte sich Mister Edward seine kurze braune Pfeife mit frischem Tabak — auch als Raucher ganz Englishman —, mischte sich ein neues Glas Whisky mit Soda und fuhr dann fort:

„Es ist sozusagen eine Geschichte in einer Geschichte, und wenn ich ihr, wie es hier gebräuchlich ist, einen Titel geben soll, so möchte ich sie nennen:

Das erspielte Land

... Also, wie gesagt, ich hatte einmal in Rangoon zu tun, und da traf ich unten am Strande bei Sarkie einen deutschen Landsmann, der mir gut gefiel. Es war ein stattlicher Mann mit gebräuntem Gesicht, in dem helle, tapfere Augen standen. Der ganze Mensch war stark und rank, und es war etwas in seinen Zügen, das an den Typus des norddeutschen Adels erinnerte. Da ich nun am Hoteltische neben ihm saß, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich ihm vorzustellen.

„Dalmitz," erwiderte er und fügte lachend hinzu: „Also auch Deutscher, wie Sie an dem Namen hören werden. Aber seit dreizehn Jahren halber Siamese."

„Dalmitz?" wiederholte ich fragend. „Der Name ist mir nicht fremd. Mit einem Herrn von Dalmitz, ich glaube, er war Elfter Ulan, habe ich die Bänke der Kriegsschule gedrückt."

„Das war ein Vetter von mir. Ich habe den Adelspartikel fallen lassen. Hier unten nutzt einem das Ding nicht viel. An den Grenzen von Indochina wird man überhaupt nur selten gefragt, wie man heißt."

„Aber Sie waren sicher auch einmal preußischer Offizier? Der Typus ist unverkennbar."

„Ja — das war ich einmal. Doch es ist so lange her, daß ich es beinah schon wieder vergessen habe. Und bloß ein paar Jährchen. Dann machte ich Dummheiten, und da wurde ich denn kurzerhand über Bord geworfen. Die alte Geschichte ..."

Bei einer Flasche Pomm, die in Birma gerade so gut schmeckt wie bei uns, vetterten wir uns an. Bei dieser einen Flasche blieb es natürlich nicht; Dalmitz gab die zweite, und da man so gemütlich nebeneinander

saß, kappten wir auch noch eine dritte. Und bei dieser letzten erzählte er mir seine Geschichte.

„... Na also," sagte Herr von Dalmitz, „ich mußte den Abschied nehmen, sonst hätte ich ihn bekommen. Fragen Sie nicht erst, warum. Eine Bagatelle war die Ursache, bei der ein Frauenzimmer die Rolle der Intrigantin spielte. Schulden kamen dazu — aber die hätten bezahlt werden können. — Immerhin hielt man es für besser, mich fortzuschaffen — und ich wollte auch fort. Ich war damals ein unruhiger Kopf.

Aber wohin? Nach Amerika natürlich. Gott bewahre — daran dachte ich nicht. Zum Kellner oder Barkeeper hielt ich mich vorläufig noch für zu gut. Nun hatte ich einen Freund, der war Instruktor in Siam gewesen, und der riet mir, ich sollte doch geradeswegs nach Bangkok fahren und dort einmal versuchen, bei der Armee oder der Verwaltung anzukommen: tüchtige Europäer würden da immer gesucht. Empfehlungen gab er mir mit, und so schoß ich denn los: ganz wie ein moderner Konquistadore und in der festen Überzeugung, daß ich doch noch mit einem guten Finish abschließen würde.

Vorläufig aber kam ich bloß bis Singapore. Das wollte ich mir ein bißchen ansehen und wohnte in Raffles Hotel an der Beach Road. Sie kennen Singapore und wissen, daß da ein verdammt liederliches Leben herrscht. Schon am zweiten Tage war ich mitten drinnen, und am dritten saß ich am Spieltische des Herrn Shao-hing, eines würdevollen chinesischen Spitzbuben, der im Campong Saigon unter den Augen der löblichen Polizei, wenn auch nicht mit deren Einwilligung, ein kleines Monte Carlo etabliert hatte. Spielhöllen gibt es ja massenhaft in Singapore, doch

die Shao-yings galt als die vornehmste, weil da am wenigsten betrogen wurde.

Nun will ich Sie nicht lange mit meinen Erlebnissen am grünen Tisch aufhalten. Ich spielte mit wechselndem Glück, bis ich in einer denkwürdigen Nacht die Bank sprengte und nicht wußte, wohin ich alle die juxigen Straitsdollars stecken sollte. In der folgenden Nacht sollte ich Mr. Ballinger Revanche geben; das war ein großschnäuziger Amerikaner, der am meisten gegen mich verloren hatte und nun wieder auf seine Kosten zu kommen hoffte. Aber er hatte abermals Pech und ich abermals einen riesigen Dusel. Wir spielten Macao, und die großen Schläge hagelten nur so. Mr. Ballinger war schließlich völlig ausgebeutelt — und da pumpte er mich natürlich an.

‚Hören Sie, Mr. Dalmitz,' sagte er in seinem wie gekaut klingenden Englisch, ‚Sie müssen mir fünfhundert Dollars leihen. Ich gebe Ihnen als Unterlage meinen Anteil an der Chieng Hai-Company — der ist das Dreißigfache wert — und tausche ihn morgen früh im Hotel wieder ein ...'

Ballinger wohnte auch bei Raffles, und ich hatte nicht den leisesten Grund, ihm zu mißtrauen. Ich gab ihm die gewünschte Summe und steckte das abgegriffene zusammengefaltete Papier, das er mir reichte, in die Brusttasche. Er verspielte auch noch die fünfhundert Dollars im Handumdrehen, grinste mit seinen gelben Zähnen und empfahl sich mit den Worten: ‚Morgen wird's anders, Mr. Dalmitz. Gute Nacht.' Damit war er weg.

Ich hatte jetzt noch fünf Spieler gegen mich, zwei Engländer, einen Holländer, einen verlumpten Deutschen und einen reichen Chinesen. Aber mit dem Augenblick, da Mr. Ballinger gegangen war, wandte sich mein

Glück. In drei Stunden verjeute ich alles, was ich hatte. Der Chinese war der Hauptgewinner; den Deutschen warfen wir vor die Tür, weil er mogeln wollte.

Nun hatte ich auf der Deutsch-Asiatischen Bank noch einen Kredit von dreihundert Dollars. Die hob ich am nächsten Morgen ab und erkundigte mich dann im Hotel nach Mr. Ballinger, um ihm seinen Fetzen Papier wiederzugeben und dafür die gepumpten fünfhundert Dollars einzukassieren. Aber Mr. Ballinger war schon in aller Frühe abgereist, und kein Mensch wußte wohin. Er wird wiederkommen, sagte ich mir, und wartete, bezahlte vorsichtshalber meine Hotelrechnung und ging mit dem Rest meines Mammons am Abend wieder in die Spielbude Shao-yings. Da ließ ich denn nun meinen letzten Notgroschen und hatte am nächsten Morgen noch grade so viel, daß ich Raffles Hotel mit einem gewissen Anstande verlassen konnte.

Ein andrer an meiner Stelle hätte sich vielleicht totgeschossen. Aber ich bin eine elastische Natur.

Ich versetzte und verkaufte nach und nach von meinen Sachen, was ich nicht unbedingt brauchte, hungerte hierauf ein paar Tage und wurde dann Kohlenträger an der Johnston Pier. Später stieg ich gesellschaftlich höher: ich ritt einem indischen Prinzen die Pferde zu, war Austräger in einer Korbstuhlfabrik, Portier in einem Tingeltangel, Gehilfe in einer Gärtnerei und zuletzt Schreiber bei einem englischen Großkaufmann, der hauptsächlich in Reis, Tapioka, Sago und Patschuli machte.

Das hatte so ungefähr acht Monate gedauert, und in dieser Zeit hatte ich mich bei Raffles häufig nach Mr. Ballinger erkundigt. Aber dieser verteufelte Amerikaner war und blieb verschwunden, und ich neigte

schließlich der Ansicht zu, daß er mich mit seinem Stück Papier einfach betrogen hatte. Dies hervorragende Dokument hatte ich mir oft genug angeschaut. Es war sehr schön in zwei Farben gedruckt, mit drei unlesbaren Namen unterschrieben und enthielt einen Ausweis über den Besitz eines ganz genau bezeichneten Stück Landes der Chieng Hai-Company. Was Chieng Hai war, wußte ich vorläufig nicht, aber es klang mir chinesisch.

Eines Tages war mir der Zufall günstig. Mein Herr war ausgefahren, seine Gäule gingen ihm durch, und ich konnte mich dazwischenwerfen und — immerhin mit Lebensgefahr — die störrischen Biester zum Halten bringen. Von da ab interessierte sich Mr. Ridgely für mich, fragte mich aus und bot mir eine besser besoldete Stellung in seinem Bureau an. Es fand sich auch Gelegenheit für mich, ihm einmal die Ballingersche Urkunde zu zeigen, und da wurde er sehr ernst und meinte: ‚Hören Sie mal, Mr. Dalmitz, ich würde das Papier an Ihrer Stelle nicht verkaufen — übrigens nehme ich es Ihnen ohne weiteres ab, wenn Sie wollen. Die Chieng Hai-Company ist meines Wissens eine ganz solide Gesellschaft, die sich mit der Urbarmachung von umfangreichen Territorien im Innern Siams befaßt. Wenn Sie einige Mittel hätten, würde ich Ihnen entschieden raten, mal hinzureisen und sich die Sache anzusehen. Zum Farmer eignen Sie sich jedenfalls besser als zum Typewriter.‘

Da hatte Mr. Ridgely recht. Farmer — der Gedanke begeisterte mich ordentlich. Ich stammte selbst aus einem agrarischen Hause und hatte Interesse für die Landwirtschaft. Aber die Mittel, nach Siam zu reisen und das Nötige zum Anfang fehlten mir durchaus.

So setzte ich mich denn hin und schrieb an einen

Eine Andenstation

Bei Punta del Inka

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelborns Nachf. in Stuttgart



Auf Madeira

Typen von Madei

Zobeltitz, „Cap Trafalgar"
J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

reichen alten Onkel in Pommern, erklärte ihm die Sachlage, schilderte ihm die unbekannte Gegend Siams, die ich urbar machen wollte, wie ein zweites Kanaan und bat ihn um zehntausend Mark. Auch von Verzinsung murmelte ich etwas und faßte den ganzen Brief äußerst kaufmännisch, um ihm zu imponieren. In dieser Beziehung hatte ich freilich falsch gerechnet, denn der Onkel schrieb mir zurück, er lebe der festen Überzeugung, daß ich nie auf einen grünen Zweig kommen würde, weil ich nun einmal von Grund aus verbummelt sei. Doch schickte er mir das Geld, mit dem Hinzufügen, daß ich ihn mit weiteren Pumpbriefen gütigst verschonen möchte: es gäbe nichts mehr.

Nun war ich wieder ein gemachter Mann. Aber ich war doch vorsichtig geworden und mied die Spielhöllen: ich wollte es wahrhaftig mal als Farmer versuchen oder mir wenigstens meinen Landsitz anschauen. Aus den Karten hatte ich ersehen daß Chieng Hai, der Stützpunkt der Kompanie, ein siamesisches Nest oben an der birmanischen Grenze sein mußte, das durch Birma zweifellos schneller zu erreichen war, als von Bangkok aus.

In Rangoon rüstete ich mich sachgemäß aus, stellte mir eine kleine Karawane zusammen und zog los: zunächst auf einer kleinen Dampfschaluppe eine Strecke den Salwinfluß hinauf und dann zu Land weiter bis Papun, wo mir von dem englischen Kommissar die erfreuliche Tatsache mitgeteilt wurde, daß die Chieng Hai-Company bereits aufgeschmissen sei und liquidiert habe. Selbstverständlich aber sei und bleibe ich auf Grund meines erworbenen Anteils Besitzer der angegebenen Landstrecke, und wenn ich unterwegs nicht ermordet, von Tigern gefressen, von Elefanten zertreten oder vom Fieber geholt werde, so könne ich sie

unbedingt mit Beschlag belegen. Zu holen sei da übrigens nicht viel — nein, sehr wenig — nein, rein gar nichts. ...

Ein andrer würde zufolge dieser angenehmen Aussichten sicher schleunigst auf den Absätzen kehrt gemacht haben. Aber ich war dickköpfig: ich wollte mein Land wenigstens mal sehen. Meine Karawane war inzwischen durch zwei Lastelefanten vervollständigt worden, und nun ging es weiter: auf miserablen Wegen über hohe Bergrücken, durch Urwald und Busch, immer in der Gefahr, von wilden Tieren oder Schanräubern angegriffen zu werden, und in stetem Kampfe mit meinen Leuten, die sich nach und nach als ein niederträchtiges Gesindel qualifizierten. In diesem Lande muß man den Geist zurückstellen und sich lediglich auf seine Körperkräfte verlassen, und dank meiner Fäuste und Muskeln kam ich denn auch Gott sei Dank so weit, daß mir die angeworbene Bande wenigstens parierte.

Doch ich will nicht weitschweifig werden. Genug: nach allerhand Entbehrungen kamen wir endlich in die Stadt Chiengmai am Ufer des Me Ting, wo ich mein getreulich bewahrtes Empfehlungsschreiben an den Generalgouverneur abgeben wollte. Aber der war auf Reisen; dafür bewirtete mich der englische Konsul mit Cliquot und gab mir einen Brief an Mr. Cromwell Glower mit auf den Weg, den Liquidator der Chieng Hai-Gesellschaft. Mit diesem Dokument in der Tasche zog ich weiter: Tag um Tag durch bewaldetes Hügelland; durch Flüsse und über Wasserscheiden, durch fruchtbare Ebenen und ekelhaften Busch, bis wir am siebenten Marschtag vor einer hohen Mauer standen — der Stadtmauer von Chieng Hai.

Dieses Nest soll ehemals die Hauptstadt Alt-Siams gewesen sein und ist noch erfüllt von den Ruinen zahl-

reicher Pagoden und stattlicher Klöster. In einem Bambuspalast residiert auch ein siamesischer Prinz als Gouverneur, ein alter Herr, der bei jeder Audienz Fliegen fängt und kein Taschentuch besitzt, um sich die tropfende Nase zu wischen. Ich suchte natürlich zunächst Mr. Cromwell Glower auf, der in einer Holzbudike in der Nähe der American Presbyterian Mission wohnte: ein freundlicher, aber total versoffener Kerl, der immer nach Whisky roch, und mir auf meine verschiedenen Anfragen grinsend erwiderte: „Ihr Land müssen Sie sich selber suchen, Sir. Weggenommen hat es keiner. Es liegt noch da, darauf können Sie sich verlassen. Und wenn Sie es haben, besitzen Sie es auch. Bloß mich lassen Sie ungeschoren, Sir. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß Sie mich gar nichts angehen. Der Anteil des Mr. Ballinger ist bezahlt. Auf welche Weise Sie ihn erworben haben, habe ich nicht zu untersuchen. Wollen Sie einen Whisky mit Soda, Sir ...?'

Also nun suchte ich mir mein Land und fand es auch. Ich nahm die genauesten Vermessungen vor, um später keiner Irrtümer überführt zu werden, und dann ging ich an die Arbeit. Diese Arbeit hat mir das beste Jahrzehnt meines Lebens gekostet. Die Ebene zwischen Chieng Hai und Chieng Sen ist sehr fruchtbar. Eine große Karawanenstraße von Yunan nach Birma und Siam durchquert sie; sie ist das Tor zu der oberen Zone von Indochina.

Ich will Ihnen nicht erst lange erzählen, welche Kämpfe und Abenteuer ich zu bestehen hatte, ehe ich mich auf meinem neuen Rittergute einigermaßen heimisch fühlen konnte: Tatsache ist, daß ich völlig auf mich selber angewiesen war und von keiner Seite auch nur die leiseste Unterstützung fand. So mußte ich mir den Boden schrittweise erkämpfen. Aber ich hatte Glück.

Meine Reisfelder gediehen, meine Zuckerplantagen kamen in Blüte. Auch mit Sesam und Baumwolle machte ich gute Geschäfte, und mein Teakholz geht bis tief nach China hinein.

Doch das Hauptglück sollte noch kommen. Auf meinem Terrain, umgeben von Teakbäumen und dichten Dacrydien, befindet sich auch ein kahles Plateau, ein seltsames Steinfeld, schwer ersteigbar und anscheinend völlig steril. Auf einer Jagd nach Fasanen war ich einstmals bis dahin vorgedrungen und durch das Nachgeben einer durch den Regen gelockerten Schieferwand in einen schmalen Spalt gestürzt. Weiße Quarzstücke erfüllten mit dichtem Geröll den Boden des Spalts und da die Sonne direkt über meinem Kopf stand, so sah ich in dem Gestein ein merkwürdiges Schillern und Leuchten, ein Glitzern und Flimmern von tausend goldenen Pünktchen. Und bei Gott, es war auch Gold, was ich da gefunden hatte: das Steinfeld enthielt einen Gang, der zwischen Packungen von eisenschüssigem Quarz völlig mit Goldadern durchzogen war! ...

Ich hatte damals noch keine große Ersparnisse machen können, sah aber ein, daß ich zur Hebung der Goldschätze nicht unbedeutender Mittel bedurfte. Und da verband ich mich denn mit Cromwell Glower, der trotz seiner Vorliebe für den Whisky doch ein eminent geschickter Patron war, und gründete eine Gesellschaft, an deren Spitze wir als Protektor und Ehrenpräsidenten den Chow Wichawaya Pichai Kamheng stellten, den alten dusligen Gouverneur von Chieng Hai. Das geschah, um uns vor siamesischen Unannehmlichkeiten zu bewahren, denn der Prinz war ein Großonkel des Königs. Am Gründungsfeste unsrer Gesellschaft trank er so viel Champagner, daß er einen gehörigen Schwips hatte.

Der Ruf meines Goldlagers, dessen Abbauarbeiten freilich noch mancherlei Schwierigkeiten machten, verbreitete sich schnell und half auch der alten Chieng Hai-Company wieder auf die Beine. Sie erwachte zu neuem Leben und zog viele abenteuerliche Existenzen in meine Nachbarschaft, so daß ich es für zweckmäßig hielt, meinen Bungalow zu einer kleinen Festung auszugestalten.

Eines Abends war ich ziemlich spät von weitem Ritt heimgekehrt und wollte mich eben an mein Souper begeben, als mir mein Kammerdiener, ein gewitzter Schanjunge, meldete, ein englischer Herr wünsche mich zu sprechen. Ich ließ den Fremden auf die Veranda führen und sah im Dunkel des Abends einen vierschrötigen, ziemlich schäbig gekleideten Menschen vor mir, der mir sofort die Hand entgegenstreckte und mit einer Stimme, die die allerunangenehmsten Erinnerungen in mir wachrief, folgendes sagte: ‚Guten Abend, Sir. Mein Name ist Ballinger. Ich bringe Ihnen Ihre fünfhundert Straitsdollars wieder und bitte mir dafür mein Land zu übergeben ...'

In Ohnmacht fiel ich nicht, als ich das hörte — aber ich war nahe dran. Elf Jahre hindurch hatte der verdammte Kerl nichts von sich hören lassen — und nun kam er und wollte das Land haben, das i ch erst urbar gemacht, und das Goldfeld, das i ch entdeckt hatte! ... Ich schicke voraus, warum Mr. Ballinger so rasch und so plötzlich aus Singapore verschwunden war. Er gehörte einer berüchtigten Spielerbande an und wurde wegen Falschspiels von den englischen Behörden verfolgt. In Singapore saß ihm die Polizei schon auf den Hacken, und da zog er es vor, schleunigst zu verduften. Aber in Kalkutta erwischte man ihn; er saß ein paar Jahre im Loche, abenteuerte dann in der Welt herum,

wurde gelegentlich abermals eingelocht, von neuem nach Singapore verschlagen und erfuhr dort durch die Zeitungen von unsrer neuen Gründung. Da mein Name überall genannt wurde, so vermutete er mit Recht, daß das Goldgebiet auf ‚seinem Anteil' der Chieng Hai-Company liegen müsse und machte sich mit dem Rest seiner letzten Spielgewinste sofort auf die Beine, um mir hier meinen schwer erworbenen Besitz streitig zu machen.

Streitig — so war es. Ich warf ihn natürlich zum Tempel hinaus, und da ging er hin und klagte. Aber der Chow Wichawaya Pichai Kamheng war unser Ehrenpräsident — und infolgedessen verlor Ballinger ungesäumt. Ich wollte ihn abfinden, und weil ich mich entsann, daß er mir im Spielsalon des Shao-ying gesagt hatte, sein Anteilschein sei dreißigmal so viel wert, als die damals gepumpte Summe, so bot ich ihm fünfzehntausend Straitsdollars, wenn er damit allen Ansprüchen entsagen und sich drücken wollte. Lieber Freund, das sind fünfundvierzigtausend Mark — und der verfluchte Bummler hatte *nichts*!

Aber denken Sie, daß er mein Angebot annahm? I Gott bewahre — er wollte *alles* haben, meine Reisfelder, meine Baumwollplantagen, meine Zuckerrohrländereien, meinen Wald, meine Hirse- und Weizenäcker, meine Ölmühlen und meinen Goldberg dazu. Und da er seinen Prozeß beim Statthalter verloren hatte, zog er plötzlich andre Saiten auf, erklärte, daß ich ihm seinen Anteilschein gestohlen hätte, und daß er sich an das Kriminalgericht in Bangkok wenden würde und an sämtliche deutsche und amerikanische Konsuln im Lande und ich weiß nicht, an wen und wohin noch.

Natürlich kam es nicht dazu. Eines Abends ließ sich Ballinger wieder bei mir melden. Nun wußte ich, daß

er schon eine kleine Bande verwegener Abenteurer um sich geschart hatte, die mir das Leben lästig machen sollte, und der gutmütige Chow (Gouverneur) ließ daher mein Haus durch zwanzig Mann seiner fragwürdigen Truppe bewachen, die ich natürlich extra besolden und beköstigen mußte. Die Leute hatten den strikten Befehl, Ballinger niemals vorzulassen, und an diese Order hielten sie sich auch jetzt. Aber einer von ihnen, ein Unteroffizier, ein tätowierter Halunke, brachte mir eine Visitenkarte Ballingers, auf deren Rückseite folgendes stand: ‚Mr. B. will Ihnen einen letzten Vorschlag machen. Ich rate, ihn anzuhören. Cromwell Glower.'

Obwohl ich im Zweifel war, ob das Glower selbst geschrieben hatte, ließ ich Ballinger doch vor, empfing ihn jedoch mit einem Revolver in der Hand. Ich sah sofort, daß er angetrunken war: sein Gesicht glühte, seine Kalbsaugen funkelten, seine Stimme klang tief und gurgelnd.

‚Legen Sie Ihren Schießprügel nur wieder fort, Sir,' sagte er. ‚Er hilft Ihnen doch nichts. Wollen Sie die Güte haben, einmal die Tür zu öffnen.'

Ich fragte, ob er verrückt geworden sei. Da ging er selbst hin und öffnete die Tür. Davor standen drei meiner eigenen Wachen und hatten die Gewehre gegen mich in Anschlag. Nun schritt er an die Tür gegenüber: auch da standen drei Kerle, und die Läufe ihrer Flinten drohten mich an. Ich stieß einen Brüllton aus und stürzte nach dem Fenster, aber er warf sich mir entgegen und hielt mich auf.

‚Es ist umsonst, Mr. Dalmitz,' rief er. ‚Die Leute sind bestochen, jeder Widerstand wäre Ihr Tod. Geben Sie acht auf das, was ich sage. Jetzt ist es zehn Uhr. In einer Stunde ist Ihr Bungalow von allen Seiten

umzingelt. Haben Sie schon einmal etwas von Nyam Raksa gehört?'

Das hatte ich. Nyam Raksa war ein gefürchteter Bandit, der mit seiner Bande die Grenzen der Schanstaaten unsicher machte. Ballinger grinste. ‚Um elf, Sir, wird Nyam Raksa mit seinen Strolchen hier sein. Er ist immer pünktlich. Sie haben nun die Wahl zwischen Tod und Leben. Wir werden um den strittigen Landbesitz s p i e l e n. Verstehen Sie? Wir nehmen als Objekt die fünfhundert Dollars an, die Sie mir in Singapore geliehen haben. Mit denen halte ich Bank, und mit ebensoviel dürfen Sie dagegen operieren. Gewinne ich, so zahle ich Ihnen die fünfzehntausend Dollars aus, die Sie mir anbieten ließen. Dafür überschreiben Sie mir Ihren Besitz — und verschwinden auf Nimmerwiedersehen, Sir. Gewinnen Sie, so akzeptiere ich Ihre Abfindung und gebe mich zufrieden. Aber weigern Sie sich, mit mir zu spielen, so sind Sie binnen einer Stunde eine Leiche ...'

Ich war davon überzeugt, daß ich das sowieso sein würde. Mein Leben war in diesem Augenblick keinen Pfifferling wert. Nach meinen eigenen Leuten konnte ich nicht rufen; vielleicht waren sie gleichfalls bestochen, vielleicht auch hielten sie das Benehmen meiner Schutztruppe für eine Folge meiner Anordnungen.

Und in einer Stunde konnte Nyam Raksa mit seiner Bande da sein. Mit Chieng Hai aber hatte ich gar keine Verbindung. Ich war machtlos in den Händen Ballingers.

‚Karten her,' rief ich heiser. Ballinger holte sie aus der Tasche. Ich setzte mich ihm gegenüber und legte meinen Revolver neben mich.

‚Wenn Sie betrügen, schieße ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf,' sagte ich.

‚Merci,‘ entgegnete er, ‚gleichfalls.‘ Und damit legte er auch seinen Revolver neben sich.

Nun ging das Spiel los. Macao. Wir hatten je fünfhundert Dollars neben uns deponiert. Ich fing mit kleinen Einsätzen an, war aber unsicher und überkaufte mich anfangs vielfach. Dann wurde ich ruhiger, überlegte, spielte vorsichtig und gewann. Ein paar kleine Schläge seinerseits brachten mich wieder in Verlust. Ich sah meine Dollars zusammenschmelzen. Teufel, dachte ich, so oder so und setzte hundert Dollars auf einmal. Ballinger überkaufte sich; ich hatte gewonnen.

So ging es nun eine halbe Stunde hin und her, immer mit wechselnden Chancen. Da glaubte ich in der Ferne Lärm zu vernehmen. Ich sah nach der Uhr. Es war dreiviertel auf elf. Vielleicht war die Bande Nyam Raksas schon in der Nähe.

‚Hören Sie, Ballinger,‘ sagte ich, ‚ich habe Ihr Wort, daß Sie unter allen Umständen mein Leben gegen eine Übermacht schützen.‘

‚Mein Wort,‘ erwiderte er und gab mir eine neue Karte. ‚Kaufen Sie?‘

In diesem Augenblick hörte ich deutlich Flintenschüsse in der Entfernung. Auch im Hofe wurde es laut.

‚Kaufen Sie?‘ wiederholte Ballinger mit gehobener Stimme. Dabei schien auch er zu lauschen. Er war plötzlich fahl geworden und auf seiner Stirn perlten dicke Schweißtropfen.

‚Danke, ich passe.‘

Er kaufte und deckte auf. Acht. Ich hatte eine Neun dagegen.

Und nun kam mir auf einmal der Mut zurück. Was ich in diesem Augenblick dachte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich dachte ich gar nichts. Aber ich umspannte meinen Revolver und rief laut: ‚Va banque!‘

Im Augenblick fuhr auch die rechte Hand Ballingers an seine Waffe. Er gab mit der Linken die Karten, während wir abermals Schüsse fallen hörten.

‚Kaufen Sie?'

Ich hatte eine Vier.

‚Ja,' gab ich zurück. ...

Da knatterte eine Gewehrsalve dicht vor den Palisaden des Hofes. Im Nu wurde es auch im Hause lebendig. Hastige Schritte rannten durch den Korridor, Türen schlugen — plötzlich ertönte der große Gong unter der Veranda — bumbum, bumbum, bumbum. ...

‚Wieder acht,' schrie Ballinger, sich erhebend.

‚Wieder neun,' schrie ich zurück. Ich hatte eine Fünf gekauft. Die Karten flogen in Ballingers Gesicht. Ich stürzte zum Fenster und riß es auf. Meine Stimme gellte über den Innenhof.

‚Hallo, Dalmitz,' scholl die Stimme Cromwell Glowers zurück. ‚Bleiben Sie im Hause. Wir haben die Schweinehunde überwältigt. Rule Britannia!'

Da hörte ich das Knacken eines Hahns und schnellte herum.

Oho — von rückwärts wollte ich mich nicht erschießen lassen! Ballinger stand vor mir, seinen Revolver in der Hand. Ein Zucken ging über sein Gesicht.

‚Ich habe gründlich verloren, Sir,' sagte er mit fester Stimme. ‚Grüßen Sie mir Mary und Edith.'

Dann schoß er sich eine Kugel in die Stirn und brach zusammen. ...

Alles weitere ist rasch erzählt. Einer meiner Leute, der einzige Brave, war entwischt und nach Chieng Hai zu Glower gelaufen. Der wieder war sofort zum Gouverneur gestürzt und hatte auf dessen Befehl schleunigst alles, was in der Stadt Waffen hatte und tragen konnte, zusammengetrommelt.

Dann war er zu mir gerückt, während die Bande Nyam Raksas durch eine große wohlgerüstete Karawane aufgehalten worden war und zerstreut werden konnte.

In den nächsten Tagen wurde in Chieng Hai viel geköpft. Meine ganze Schutztruppe mußte ins Gras beißen. Die Kerle benahmen sich wie die Hasen, jammerten und schrieen und baten flehentlich um ihr elendes Leben. Aber der alte Chow hatte kein Erbarmen. Als Ehrenpräsident der neu organisierten Chieng Hai-Company hielt er es für seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, wenn überhaupt so gleich in Massen köpfen zu lassen. Auch Nyam Raksa hatte man glücklich erwischt. Der benahm sich wenigstens wie ein würdiger Strolch und spuckte seinem Henker in das Gesicht. Dafür wurde sein Kopf auch auf eine Stange gesteckt, und sein nackter Schädel diente noch lange als Warnungstafel. Es waren blutige Tage, und es half mir auch gar nichts, daß ich den Chow schließlich bat, nach den ersten Enthauptungen die übriggebliebenen Sünder zu begnadigen. Der alte Gouverneur wollte sein Recht haben. Er wollte auch die Leiche Ballingers nach freundlicher heimischer Sitte den Geiern preisgeben. Aber dagegen wehrte ich mich doch. Ich weiß nicht, wie es kam: ich hatte ein gewisses Mitgefühl für den Halunken! In seiner Niederträchtigkeit steckte etwas Großzügiges. Und schließlich hatte Ballinger sich selbst gerichtet und konnte nun immerhin ehrlich begraben werden. Das geschah denn auch, freilich ohne Feierlichkeit und geistlichen Beirat. Nur die letzten Grüße des infamen Sünders habe ich niemals bestellen können. Vielleicht waren Mary und Edith Geliebte von ihm, vielleicht auch ein paar Schwestern. ...

Von da ab hatte ich Ruhe. Aber ich hoffe, es wird noch besser werden. Ich reise augenblicklich im Lande umher, um Interessenten für eine Bahnlinie von Mulmein nach Chieng Hai oder noch weiter, bis Chieng Hung zu gewinnen. Dann sind da oben noch Millionen zu verdienen. ..."

Und Herr von Dalmitz schloß mit den merkwürdigen Worten: „Ich bin reich geworden und könnte ganz glücklich sein. Aber denken Sie, seit dem Tode Ballingers quält mich etwas. Ich möchte wissen, wer Mary und Edith ist. Mir ist immer, als ob ich die Verpflichtung übernommen hätte, die beiden zu grüßen. Das ist verdreht, ich weiß es. Vielleicht bloße Nervosität. Jedenfalls ist es so. Nun lasse ich die Spuren Ballingers durch die Konsulate genau verfolgen. Vielleicht stoße ich da noch einmal auf Mary und Edith. ..."

Das war es, was mir damals mein alter Freund Dalmitz erzählte, und ich möchte hinzufügen, daß mich seine Schlußbemerkung seltsam berührt hat. Es lag etwas Psychopathisches in dem Gefühl der Verpflichtung, nach den Trägerinnen jener beiden Namen suchen zu müssen, die Ballinger — vielleicht in einem raschen Aufflackern der Erinnerung — nannte, ehe er sich den Tod gab. Was gingen Dalmitz schließlich jene Mary und Edith an? ... Er sagte von sich selbst, daß er sehr nervös sei. Und das hatte zweifellos seine Richtigkeit, denn ich sah zuweilen in seinen hellen und tapferen Augen etwas wie einen rasch vorüberfliegenden Dämmerschein, etwas wie eine Verdunklung der Seele — es war ganz eigentümlich.

Übrigens bin ich ihm seitdem nie wieder begegnet und weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist. ...

23. April. — Die Linie passierten wir diesmal, als wir gerade beim Diner saßen. Da verdunkelte sich plötzlich der Speisesaal, die elektrischen Lichter verlöschten, und dann erhob sich Kommodore Langerhannß und verkündete mit seiner donnernden Kommandostimme das große Ereignis. Die Folge war ein eingehendes Studium der Weinkarte und ein längeres Pfropfenknallen. Schiffstaufe wurde nicht abgehalten; sie gehört nur bei der Hinfahrt zum Seestil. Dagegen wurden die Bordspiele wieder aufgenommen, und gestern abend fand im Musiksaal hinter der marmornen Pracht des Wintergartens sogar ein grand concert de noblesse statt, das ausländisch angekündigt wurde. Das Programm begann nämlich mit den Worten: „Vapor correo ‚Cap Trafalgar' Tres hélices. Miércoles el 22 de Abril 1914. Programa de Fiestas." Tatsächlich beteiligten sich fast nur argentinische, chilenische, brasilianische, nordamerikanische und englische Damen und Herren an dem Konzert, das eine ganze Reihe hübscher und reizvoller Piecen bot. ...

25. April. — Wir legen in Madeira an. Das ist nicht vorgesehen, aber die Direktion der Linie hat telegraphisch ihr Einverständnis erklärt. Die Mehrzahl der Passagiere freut sich, daß wir auch noch einen Blick auf die reizende Insel werfen können; nur wenige grollen. Krakeeler gibt es überall. Einer ist da, in dessen Mannesbusen sich heftiger Widerstand gegen die über die See wehende „Hofluft" regt: er behauptet, man lege nur aus Rücksicht auf den Prinzen in Funchal an. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Der Prinz

hat im Gegenteil erklärt, daß er sich jedweder Einmischung in den Fahrplan enthalte. Die Sache liegt vielmehr so, daß der Verbrauch an Süßwasser an Bord ein so enormer geworden ist, daß der „Cap Trafalgar" notgedrungen in Funchal neu Wasser nehmen muß; die Verspätung holen wir schon wieder ein. ...

Früh aus der Klappe. Um vier Uhr. Es ist noch Nacht. Die drei Inseln der Madeiragruppe liegen wie schwarze Meerungeheuer vor uns. Unten in Funchal flimmert aber schon eine blasse Lichterreihe; auch über die See irren Lichterchen: eine kleine Schifferflottille zieht auf den Fang. Nach dem Frühstück geht es auf das Kommandodeck: wir wollen die Sonne aufgehen sehen. Fahle Tinten, die sich um die Bergkuppen Madeiras ziehen, künden sie an. Sie röten sich und werden glänzender. Der Flammenschein fliegt höher über den Himmel, Strahlenbündel zischen auf, und plötzlich liegt diese anmutige Inselwelt im blendenden Lichte des jungen Tages. ...

Um fünf Uhr zeigt sich die heilige Sanität, um halb sechs können wir an Land. Umfahrt im Auto an den alten Festungswerken vorüber durch die Rua Entrada da Cidade zur Alameda Plaza Constitucion und zum öffentlichen Garten, dann weiter zur sehenswerten Kathedrale da Sé und zur Haltestelle der Zahnradbahn. Hier steht ein Extrazug für uns bereit. Langsam windet die Bahn sich zur Höhe des „Monte", Ausblick auf herrliche Panoramen gewährend. Die landschaftlichen Reize Madeiras sind oft geschildert worden, und jetzt, im jungen Frühling, lachen sie uns in aller Herrlichkeit entgegen. Die Hauptsaison bilden die Monate Januar, Februar und März; ich denke mir aber, daß die beiden Lenzmonde doch die schönsten sein müssen; dann erst ist Madeira ein einziger großer Blumenkorb, hold

duftend und in allen Farben strahlend. Wenn das Glück mir wohl will, komme ich im nächsten Jahr wieder. (Ach Gott, es wollte mir nicht wohl! Es wollte der ganzen Welt nicht wohl) ...

Im Esplanaderestaurant auf der Höhe wird kurzer Halt gemacht, dann geht es auf dem Carrinho, dem Straßenschlitten, wieder abwärts. Die Wege Madeiras sind für diese eigenartige Beförderung besonders eingerichtet. Sie mag praktisch sein, ist aber nicht sonderlich ergötzlich. Es gehen immer nur zwei Personen in einen Schlitten. Eine liebe junge Dame saß neben mir, der ich eben etwas Angenehmes sagen wollte, als bei einer Wegkurve unser Gefährt ins Schleudern geriet und von den beiden Männern der Bedienung nicht mehr in gehöriger Ordnung gehalten werden konnte. Von uns Insassen natürlich erst gar nicht; die Insassen sind durchaus wehr-, recht-, rat- und hilflos. So sauste denn unser Schlitten linksseitig mit sanfter Gewalt in die Wasserrinne, kippte um, und ich flog, die angenehme Phrase unausgesprochen auf den Lippen, in schönem Bogen zuerst aus unserm seltsamen Fortbewegungsmittel, und hierauf folgte meine Nachbarin in noch schönerem Bogen. Es hat sicher gut ausgesehen, und ich bedaure nur, daß kein Kinematograph uns in diesem Moment unsicherer Daseinsbetätigung für die Nachwelt festgehalten hat. Im übrigen wurden wir ziemlich weich in ein Gestrüpp von Lorbeer, blühender Myrte, Ginster und Nesseln gebettet und faßten das Ungefähr keineswegs tragisch auf. Immerhin bestärkte es mich in meiner Ansicht, daß ein Madeiraschlitten noch nicht die Höhe der Fahrkunst bedeutet. ...

Ein Besuch auf dem reizenden Anwesen des früheren deutschen Konsuls, eines alten Bekannten unsres

Prinzenpaares, wo wir auch den Wein der Insel in unverfälschter Qualität kosten konnten, und in der Quinta Vigia, einem ehemaligen Hohenloheschen Besitz mit einem wunderbaren Park, sowie Einkäufe bei Spitzenhändlern und Korbwarenfabrikanten schlossen den Vormittag ab. Um zwölf Uhr stachen wir wieder in die See und erreichten am nächsten Abend Lissabon, um das wir uns diesmal wenig kümmerten. ...

⊕ ⊕ ⊕

26. April. — In Lissabon wurde „gekohlt". Jeder Dampfer braucht Kohlen. Die Kohlen sind seine Nahrung. Ich habe gegen das „Kohlen" im Prinzip also natürlich nichts. Aber die Lissaboner Kohlenmenschen hasse ich aus dem tiefsten Grunde meiner Seele. Nirgendwo in der Welt habe ich Leute mit so ungeheuerlichem Spektakel ihre Arbeit verrichten sehen — oder verrichten hören. Sie brüllen, sie schreien, sie kreischen; sie betrachten ihr dunkles Geschäft auch als Lungengymnastik. Für mich waren sie der Fluch jener Nacht. Erst nach zwei Uhr wurde es still. ...

Neue Passagiere sind eingetroffen: unser Gesandter für Portugal, Doktor Rosen mit seiner Gattin, die bis Southampton fahren, um ihren in England studierenden Sohn zu besuchen. Doktor Rosen ist unser erster Vertreter bei der neuen, aus Königsblut geborenen Republik, und es war mir doch sehr interessant, von diesem erfahrenen, klugen Mann etwas Authentisches über die Verhältnisse in Portugal zu hören, das auch Vorurteile und Antipathieen zu zerstreuen imstande war. Zugleich mit ihm stieg eine zweite Fürstlichkeit an Bord: Fürst Adolf von Schaumburg-Lippe, der zu einer kurzen Vergnügungsfahrt nach Lissabon sein Gesamtministerium und die Herren seines Hofstaates eingeladen hatte. Das ist sicher eine reizende Idee, und

wenn man diese Idee gehörig krempelt und in niedliche Fasson bringt, ließe sie sich gut für eine lustige Novelle verwenden (was ich aber nicht tun will). Jedenfalls ist der Fürst eine ungemein liebenswürdige Persönlichkeit und sein Gefolge weiß sich auch außerhalb der Landesgrenzen zu amüsieren. Fürst Adolf hat noch einen jüngeren Bruder bei sich, den Prinzen Stephan, den ich schon vor Jahren kennen lernte, einen frischen lebhaften Ulanenoffizier, der einen vierwöchigen Urlaub zu einer Reise nach Konstantinopel benutzt hat und mit seinem Bruder in Lissabon zusammengestoßen ist. Das Leben an Bord ist noch reger und eindrucksvoller — aber gottlob nicht höfischer geworden. ...

Über die Stimmung in Portugal seit Beginn des Krieges sind wir mehr noch als durch amtliche Mitteilungen durch zahlreiche Briefe durchreisender Deutschen unterrichtet. Im Vordergrunde der nationalen Interessen Portugals standen seit den achtziger Jahren die Kolonialangelegenheiten. Durch die Kongoakte (1885) hatte das Reich einen beträchtlichen Teil des unteren Kongogebiets Belgien überlassen müssen. Daher strebte nun die Regierung eine Stärkung der übrigen Kolonieen an. Mit Deutschland wurde im Dezember 1886 eine Übereinkunft über die Grenzen der beiderseitigen Besitzungen in Afrika geschlossen und ein Jahr später Angola durch eine einheimische Truppenmacht gesichert. Gegenüber den englischen Ausdehnungsplänen im inneren Afrika erließen 1889 die Kammern eine Erklärung, die die Rechtsansprüche Portugals festlegte. Inzwischen starb König Ludwig I. und ihm folgte sein ältester Sohn Karl I., der zunächst die kolonialen Differenzen zum Ausgleich zu bringen suchte, die durch das Vorgehen von Serpa Pinto im Schiregebiet einen bedrohlichen Charakter angenommen

hatten. Zwei Ministerien stürzten, ehe es gelang, das verletzte Nationalgefühl mit den Ansprüchen Englands auszusöhnen. So kam das Abkommen vom 28. Mai 1891 zustande, das Portugal in die vollständige Abhängigkeit von Großbritannien brachte. Daran hat auch der Königsmord und der Wechsel der Regierungsform nichts geändert.

Wir wissen, wie stark der Sturm einer aus englischen und französischen Quellen genährten Feindseligkeit gegen Deutschland auch durch die Straßen von Lissabon tobte — und wir haben darüber gelächelt. Kann man anders als lächeln, wenn man die offiziellen und offiziösen Depeschen liest, die uns aus dieser merkwürdigen und schließlich auch bemitleidenswerten Republik zufliegen? Immer steht England mit drohend erhobenem Zeigefinger dahinter — aber es ist doch auch hier einmal der Augenblick gekommen, da das Volk ein schüttelndes Unbehagen vor dieser gebieterischen Bevormundung empfand und im Offizierkorps und in der Armee das Bewußtsein aufkeimte, zu gut zu sein, um nur als Kanonenfutter für England zu dienen. Und während die Regierung vor Sir Grey nach wie vor ihre Komplimente macht und in Zwischenpausen, die durch Gelegenheitsrevolten ausgefüllt werden, ihre Zusagen wiederholt, wartet drüben über dem Wasser ein junger Herr nur auf den günstigen Augenblick, sich die verlorene Krone wieder zu holen. Aber wie es auch kommen möge: wir können es in Ruhe abwarten. Ob man in Lissabon Deutschland begeifert, ob man im Senat geharnischte Resolutionen faßt, ob man schließlich vom Leder zieht — es kann uns ebenso gleichgültig lassen wie der Sturz der Republik und eine neue Glorie unter dem Zepter der koburgischen Braganza. Wir können wirklich nur lächeln. ...

⊕ ⊕ ⊕

Diesmal haben wir auch in Vigo eine mehrstündige Rast machen können und damit nachgeholt, was uns bei der Hinfahrt versagt war. Für uns Deutsche ist Vigo schon deshalb interessant, weil es der Endpunkt des ersten deutschen Kabelnetzes ist. Während England, Amerika und Frankreich seit 1865 viele Millionen in unterseeischen Kabeln anlegten, hielt sich Deutschland zum Nachteil seiner Industrie von ähnlichen Unternehmungen zurück. Erst in den neunziger Jahren nahm die deutsche Kabelindustrie den Plan eines deutsch-atlantischen Kabels mit kräftiger Unterstützung des Reichspostamts auf. Nach längeren Unterhandlungen erfolgte zunächst die Gründung der deutschen Seetelegraphengesellschaft in Köln, die ein Kabel von Emden nach Vigo legte, das seit 1896 im Betriebe ist. Gegen eine neue Linie nach Amerika protestierten die alten ausländischen Kabelgesellschaften, die sich in ihren Interessen bedroht sahen, vor allem der „Pool" der englisch-amerikanischen Gruppen, auch das englische Postamt selbst. Man ließ daher den Gedanken, in England einen Fußpunkt zu suchen, fallen und legte das Kabel — nach Begründung der deutsch-atlantischen Kabelgesellschaft (1899) — über die Azoren, wo die portugiesische Regierung keine Schwierigkeiten erhob. Das Kabel durchzieht Borkum, geht unterseeisch durch die Nordsee, den Kanal und die Atlantik bis zu der Azoreninsel Fayal und von dort weiter durch den westlichen Teil des Atlantischen Ozeans bis New York. Endlich ist auch der südamerikanische Markt über Monrovia und Pernambuco dem deutschen Kabelverkehr erschlossen worden. Wie ungeheuer wichtig ein ausgedehntes Kabelnetz für den Kriegsfall ist, hat der gegenwärtige Feldzug wieder erwiesen. Die Zerstörung der Verbindungen sollte Deutschland völlig

von der Außenwelt absperren und ebenso die Türkei bei Verkündung des „Heiligen Krieges“. England hat sich auf Grund der den Kabelgesellschaften auferlegten Konzessionsbedingungen ein förmliches Welttelegraphenmonopol geschaffen und sich auch der Kabelschutzkonvention gegenüber für den Kriegsfall freie Hand behalten, während wir das Nachsehen hatten. ...

Der Besuch auf der Kabelstation in Vigo mit seinen zahlreichen Apparaten für den Betrieb, den automatischen Gebern, Translatoren, Direktschreibern und so weiter, war sehr interessant. Eine Umfahrt auf gutem Autowege rings um den anmutigen, in seinen Landschaftsbildern vielfach an Oberitalien erinnernden Golf schloß sich an. Zum Diner waren wir wieder an Bord, und um den Reiz der Abwechslung in das Alltagsdasein zu bringen, nahmen wir diesmal den Kaffee in dem (natürlich entleerten) Schwimmbassin. Drei Stunden später dampfte „Cap Trafalgar“ von Vigo ab. ...

27. April. — In zwei Tagen sollen wir wieder in Hamburg sein. Hält uns der Nebel im Kanal auf, so können es auch drei Tage werden — immerhin, die Heimat winkt und die Reise nähert sich ihrem Abschluß. Sie hat mich wieder ein neues Stück der Welt kennen gelehrt und einen alten Globetrotter um manche Erfahrung reicher gemacht. Sie war keine Erholungsreise im gewöhnlichen Sinne, sie war mehr eine Erkenntnisreise und doch auch zugleich eine Vergnügungsreise, wie ich sie mein Lebtag für unmöglich gehalten hätte; war für mich eine Entdeckungs- und an gewissen Punkten eine Erschreckungsreise und ebensosehr eine Ehrungs- wie eine Durchquerungsreise. Jawohl, das alles war sie und noch viel mehr. Ich zog aus, um auf einem der elegantesten Dampfer unsrer heimischen Reedereien mich gemächlich bis Buenos Aires zu

schlängeln, dort ein paar Tage herumzubummeln und dann gemächlich, wie ich gekommen war, wieder nach Hause zu fahren. Das wäre eine Erholungsreise alten Stils gewesen, wie ich sie nur bestens empfehlen kann. Wie ich aber tatsächlich gereist *bin*, kann ich gar nicht empfehlen, weil eine Wiederholung unmöglich sein würde: weil es im Glück der Umstände lag, daß dieser Bummel über die Atlantik sich plötzlich zu einer Pace durch Südamerika auswuchs, zu einer Reise durch Argentinien und Chile in acht Tagen, an der Jules Verne seine helle Freude gehabt hätte. Und abermals lag es im Glück der Umstände, daß ich diese Jagd zwischen zwei Meeren trotz allem in vollster Bequemlichkeit ausführen konnte: mit allen technischen Hilfsmitteln unsrer rasenden Zeit, in Expreß- und Luxuszügen, Autos und Galawagen, mit Pomp und Variationen — großfürstlich und doch urgemütlich, gewiß rasch, zuweilen allzu rasch, dennoch im vollen Behagen des Schauens, Genießens und Aufnehmens. So ist denn diese Südamerikafahrt, die mich binnen sieben Wochen von Berlin nach Valparaiso und wieder zurückgeführt hat, für mich zu einer Erinnerung geworden, die sicher bis an das Ende meiner Tage mir im Gedächtnis bleiben wird — auch zu einer Erinnerung unverlöschlicher Dankbarkeit. . . .

⊕ ⊕ ⊕

28. April. — Frischere Brisen. Die Küste Englands mit ihrem grünen Gürtel und ihren weißen Landhäusern. Gegen zwei Uhr Southampton. Das Schiff beginnt sich zu leeren. . . . Abends Boulogne. Der Kreis zieht sich noch enger.

29. April. — Die Nordsee im Glanze der Lenzsonne. Die Stewards schleppen die Koffer aus dem Gepäckraum. Meldung vom Kommodore: abends zwischen

neun und zehn Cuxhaven, Ankunft Hamburg zwei Uhr nachts, falls Wasserstand günstig, sonst dementsprechend. ... Inzwischen umdüstert sich draußen die Welt; Nebelschwaden huschen über das Wasser; bald sitzen wir wie in Watte gepackt, und das Schiff fährt nur langsam weiter, während die Sirene ihre heulenden Warnrufe ausstößt. Kein Gedanke, daß wir vor morgen früh in Hamburg sind.

30. April. — Bei herrlichstem Frühlingswetter auf der Elbe. In der Ferne taucht Hamburg auf. Das liebenswürdige Prinzenpaar schenkt mir sein Doppelporträt mit eigenhändiger Unterschrift zum Gedenken an diese unvergeßliche Reise — und dann geht es ans Abschiednehmen. ... Der Dampfer legt an der Landungsbrücke von Sankt Pauli an. Von unten herauf winken schon Hamburger Freunde, winkt auch meine Frau. ... Nun ein letzter Blick und ein letzter Gruß zurück nach dem „Cap Trafalgar". Ich wußte nicht, daß ich das stolze Schiff nie wieder sehen sollte. ...

20 Die letzte Fahrt des „Cap Trafalgar"

Lange Rast wurde dem „Cap Trafalgar" im Hafen von Hamburg nicht gewährt. Schon am 12. Mai trat das Schiff seine zweite Reise über Boulogne, Southampton, La Coruña, Lissabon, Rio de Janeiro und Montevideo nach Buenos Aires an, wo es am 1. Juni eintraf, um zehn Tage später in gleicher Route nach Hamburg zurückzukehren. Auch diese zweite Südamerikafahrt verlief zur vollen Zufriedenheit der zahlreichen Passagiere und ohne jeden unangenehmen Zwischenfall.

Anders war es bei der dritten Reise. „Cap

Trafalgar“ lag vom 30. Juni bis zum 14. Juli 1914 im Hamburger Hafen und ging dann von neuem in See. Die Nachricht von den Kriegserklärungen in Europa kann auf dem Dampfer erst auf der Fahrt von Rio nach Montevideo bekannt geworden sein; jedenfalls traf der „Cap Trafalgar“ am 2. August noch glücklich in Buenos Aires ein und blieb dort vorläufig liegen. —

Ende September brachte ein Hamburger Blatt die kurze Nachricht, daß „Cap Trafalgar“ als Hilfskreuzer in den Dienst der kaiserlichen Marine gestellt worden sei und um die Mitte des Monats bei einem Gefecht mit einem noch ungenannten englischen Kreuzer nach tapferer Gegenwehr seinen Untergang gefunden hätte. Einige Tage später wurde auch bekannt, daß der Kampf sich in der Nähe der Insel Trinidad abgespielt habe. Damit konnte natürlich nicht das Trinidad der Kleinen Antillen gemeint sein, sondern nur die gleichnamige Insel im Atlantischen Ozean unter 20° 15′ südlicher Breite, östlich der Küste des brasilianischen Staates Espirito Santo; sie war 1896, nachdem England seine früher erhobenen Ansprüche hatte fallen lassen, von Brasilien besetzt worden.

Das waren nur karge Nachrichten; immerhin ließ sich nicht mehr daran zweifeln, daß dies wundervolle Schiff vernichtet worden war. Am 8. Oktober brachten nun die Londoner „Times“ den Brief eines Matrosen von der Besatzung des englischen Hilfskreuzers „Carmania“ zum Abdruck, der in großsprecherischer Weise von den Heldentaten der „Carmania“ erzählte und auch mit niedrigen Anwürfen gegen die Mannschaft des „Cap Trafalgar“ nicht sparte. Jedenfalls wußte man nun, welches der Gegner des deutschen Schiffes gewesen war; Einzelheiten über den Kampf erfuhr man indessen erst aus dem Bericht der englischen

Admiralität, den die „Times" Mitte Oktober veröffentlichten, und der in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautete:

„Kurz nach elf Uhr vormittags (am 14. September 1914) sichteten wir ein Schiff, und als wir näher kamen, bemerkten wir, daß drei Fahrzeuge zusammenlagen; das eine war ein großer Ozeandampfer, die andern beiden waren Kohlenschiffe. Der erstere hatte seine Ladebäume ausgelegt und war augenscheinlich beim Kohlenübernehmen, als wir in Sicht kamen. Bevor noch die Schiffskörper überm Horizont sichtbar wurden, hatten sie losgeworfen und dampften nach verschiedenen Richtungen auseinander. Das große Fahrzeug hatte augenscheinlich die gleiche Größe wie unser eigenes Schiff; zwei Schornsteine waren angestrichen, um das Aussehen eines Dampfers der Castlelinie nachzuahmen.

Nachdem der große Dampfer eine Weile ausgewichen war, drehte er auf Steuerbord und hielt auf uns zu. Er steuerte damals ungefähr in südlicher Richtung, wir im großen und ganzen in südwestlicher. Das Wetter war schön und sonnig, mit einer leichten Brise aus Nordost. Unsre Geschwindigkeit betrug ungefähr sechzehn, die des Feindes schätzungsweise achtzehn Knoten.

Auf achttausendfünfhundert Yards feuerten wir einen Schuß über den Bug des feindlichen Schiffes, und dasselbe eröffnete unverzüglich das Feuer mit seinem Steuerbord-Achter-Geschütz. Wir antworteten mit allen Backbordkanonen, und das Feuer wurde nun allgemein.

Wir waren in günstiger Schußweite, und da die meisten der feindlichen Schüsse über uns weggingen, so litten natürlich unsre Takelage, unsre Masten, Schornsteine, Kräne und Ventilatoren Schaden. Der

Feind war zu dieser Zeit in voller Breite an unsrer Backbordseite, und alle unsre Backbordgeschütze und die seinigen von Steuerbord waren in Aktion und feuerten mit großer Schnelligkeit. Da sich die Entfernung verringerte, wurden auch seine Maschinengewehre gefährlich. So drehte unser Schiff vom Gegner ab und vergrößerte die Entfernung; die Wendung wurde soweit gemacht, bis die Steuerbordbatterie in Aktion treten konnte. Zwei unsrer Schüsse hatten, wie wir sehen konnten, die Dampfrohre an Deck des feindlichen Schiffes getroffen; es stand nun vorn in Flammen und hatte eine leichte Schlagseite nach Steuerbord.

Eine der feindlichen Granaten hatte ihren Weg durch die Kabine unter der vorderen Brücke genommen, und obwohl sie nicht krepierte, so hatte sie doch gezündet, und das Feuer wurde schlimmer und schlimmer. Wasser zum Löschen war nicht vorhanden, da das Hauptwasserrohr durchschossen war und die chemischen Feuerlöscher sich als sehr wenig brauchbar erwiesen. Das Feuer gewann eine solche Ausdehnung, daß wir die vordere Brücke verlassen und das Schiff von achter manövrieren mußten, unter Benutzung der unteren Steuervorrichtung.

Um diese Zeit war der Gegner an unsrer Steuerbordseite mit einer schweren Schlagseite nach Steuerbord, und um ein Uhr dreißig Minuten nachmittags, oder eine Stunde vierzig Minuten nach dem ersten Schuß kenterte das Schiff nach Steuerbord und ging mit dem Bug zuerst nach unten und zwar mit wehender Flagge.

Es dauerte eine Zeitlang, bis wir das Feuer gelöscht hatten, und daher war es nötig, das Schiff vor dem Winde zu halten. Infolgedessen konnten wir k e i n e H i l f e l e i s t e n. Von den Überlebenden kamen

einige in Booten davon und wurden nachher von einem der Kohlenschiffe aufgenommen.

Der Gegner war vor seinem Untergange in drahtloser Verbindung mit irgendeinem deutschen Fahrzeuge, und da am nördlichen Horizont Rauch sichtbar wurde, und der Signalmann meinte, er könne die Schornsteine eines Kreuzers entdecken, so gingen wir mit voller Kraft südwärts. Als wir in Verbindung kamen mit dem Kriegschiff ‚Cornwall', baten wir, uns entgegenzukommen, da das Schiff nicht mehr seetüchtig war und tatsächlich alle Instrumente für Kommunikation und Navigation zerstört worden waren, so daß das Manövrieren und Navigieren schwierig und unsicher wurde. Am 15., nachmittags vier Uhr dreißig Minuten, nahm uns der Kreuzer ‚Bristol' auf und eskortierte uns, bis ‚Cornwall' ihn ablöste, der uns nach einer Ankerstelle brachte, um provisorische Reparaturen vorzunehmen. Neunundsiebzig Geschosse trafen das Schiff; sie verursachten dreihundertvier Löcher."

Aus diesem Bericht, der auch dem Gegner Gerechtigkeit gibt, ersah man vor allem, daß „Cap Trafalgar" sich bei dem Angriff tapfer seiner Haut gewehrt haben mußte, und daß er sogar das feindliche Schiff kampfunfähig gemacht hatte, was bisher verschwiegen worden war.

Abermals etwas Näheres erfuhr ich in den ersten Novembertagen aus einer mir zugesandten Nummer des in Montevideo erscheinenden Blattes „El Siglo". Der Artikel lautet in deutscher Übertragung:

„Ich konnte gestern mit einem der überlebenden Offiziere des Dampfers ‚Cap Trafalgar' sprechen, der sich zurzeit hier an Bord der ‚Eleonore Woermann' befindet. Der Herr stellte mir folgenden kurzen Bericht

zur Verfügung, den er an die deutschen Behörden geschickt hat. Es heißt darin:

‚Cap Trafalgar' verließ den Hafen von Montevideo am 22. August. Erst auf hoher See traf er das deutsche Kanonenboot ‚Eber', von dem er einige Kanonen erhielt. Am 14. September wurde in nördlicher Richtung ein Dampfer in einer Entfernung von acht Meilen gesichtet. Bevor man noch die Flagge des Schiffes erkennen konnte, eröffnete dieses das Feuer gegen den ‚Cap Trafalgar'. Es war ungefähr halb ein Uhr mittags, als der Kampf begann, der bald einen heftigen Charakter annahm. Der feindliche Dampfer stellte sich als der englische Hilfskreuzer ‚Carmania' heraus, der über die doppelte Anzahl Kanonen verfügte. An verschiedenen Stellen des ‚Cap Trafalgar' brachen bald kleine Brände aus, und der Schiffsrumpf wie die Deckaufbauten empfingen das sichere Feuer der Granaten sowohl über als auch unter der Wasserlinie. Der ‚Cap Trafalgar' begann sich mit Wasser zu füllen und langsam nach Steuerbord zu neigen. Als Schlagseite dreißig Grad erreicht war, konnte man keinen Gebrauch mehr von den Kanonen machen, und in dieser Lage gab der Kommandant, Korvettenkapitän Wirth, Befehl, den Dampfer in die Luft zu sprengen, um ihn nicht dem Feinde zu überlassen. Um ein Uhr fünfundfünfzig Minuten ging der ‚Cap Trafalgar' in die Tiefe. Der englische Hilfskreuzer entfernte sich nach Westen, weil der an Bord ausgebrochene Brand ihn nötigte, sich in Sicherheit zu bringen. Der Dampfer ‚Eleonore Woermann', der sich in der Nähe des ‚Cap Trafalgar' befand, konnte den Rest der Mannschaft dank der Aufopferung seines Führers, Kapitäns Collmorgen, retten."

Die Presse Montevideos ist im allgemeinen außer-

ordentlich deutschfeindlich; um so angenehmer berührt der sympathische Ton, in dem der wiedergegebene kleine Artikel gehalten ist, der im übrigen die Meldung der großbritannischen Admiralität charakteristisch ergänzt.

Bedeutend eingehender ist ein andrer Bericht, den die in Desterro erscheinende Zeitung „O Dia" zu ungefähr der gleichen Zeit brachte, und zwar aus Anlaß des Besuches des Redakteurs genannten Blattes an Bord des Dampfers „Pontos" von der Hamburg-Amerika-Linie, der den „Cap Trafalgar" vor Beginn des Seegefechts mit Kohlen versehen hatte. Desterro ist die Hauptstadt des brasilianischen Staates Santa Catharina und liegt an einem gut befestigten Hafen an der Westküste der Insel Santa Catharina, in der sich der Dampfer „Pontos" vor der Verfolgung der englischen Kreuzer zurückgezogen hatte. Dieser Bericht hat folgenden Wortlaut:

„Da uns bekannt war, daß der Dampfer ‚Pontos', der augenblicklich in der Nordbucht vor Anker liegt, zugegen war, als der Seekampf zwischen dem deutschen Hilfskreuzer ‚Cap Trafalgar' und einem englischen Hilfskreuzer nahe bei der Insel Trinidad stattfand, suchten wir den Kommandanten des Schiffes, Herrn Heinrich Molchin, auf, der uns in liebenswürdiger Weise entgegenkam und uns an Hand seines Schiffsjournals folgendes berichtete:

Am 14. September, so sagte uns dieser tapfere Seemann, ankerte der ‚Cap Trafalgar' ungefähr fünf Seemeilen nordwestlich von der Insel Trinidad entfernt. Um sechs Uhr morgens ging der ‚Pontos' längsseit des ‚Cap Trafalgar', um diesem Kohlen und Proviant zu überladen. Ein andrer deutscher Dampfer, die ‚Eleonore Woermann', legte sich auf Anordnung des

Kommandanten des ‚Trafalgar' westlich von Trinidad als Wachtschiff fest.

Gegen acht Uhr dreißig Minuten morgens fing der Telegraphist an Bord des ‚Pontos' die Mitteilung auf, daß ein englisches Kriegschiff ein andres auf offener See anrief. Dieses Schiff konnte ungefähr hundert Meilen entfernt sein. Bald darauf konnte man am Telegraphen feststellen, daß die Telefunkenzeichen immer deutlicher wurden, daß sich der Gegner also näherte. Wir machten sofort, sagte Herr Molchin, dem Kommandanten des ‚Cap Trafalgar' davon Mitteilung, doch dieser wußte bereits, was vorging.

Um zehn Uhr dreißig Minuten trafen wir die nötigen Vorkehrungen, um loszuwerfen. Um elf Uhr sichtete ‚Eleonore Woermann' einen Dampfer, der von Norden her auf uns zukam und frug durch Telefunken an, wer er sei. Es war der englische Kreuzer, mit dem der ‚Trafalgar' später in Kampf geriet.

Um elf Uhr zwanzig Minuten warf der ‚Pontos' die Trossen los, und beide Schiffe lichteten die Anker. In diesem Augenblicke sichteten auch wir den englischen Kreuzer. Um elf Uhr fünfundzwanzig Minuten erklang an Bord des ‚Cap Trafalgar' das Signal: ‚Fertig zum Gefecht'.

Um elf Uhr vierzig Minuten drehten beide Schiffe nach Süden.

Um zwölf Uhr wechselte ‚Cap Trafalgar' seinen Kurs und ging auf den Gegner zu, ihn zum Kampfe herausfordernd.

Der Engländer gab den ersten Schuß ab, der sofort vom ‚Cap Trafalgar' erwidert wurde. Unser Chronometer zeigte zwölf Uhr fünfunddreißig Minuten.

Jetzt nahm der Engländer einen andern Kurs, vielleicht, um sich zu vergewissern, ob östlich von der Insel

auch noch feindliche Kräfte vorhanden seien, die dem ‚Cap Trafalgar' folgten.

Von nun ab schwankte die Entfernung zwischen den beiden Schiffen zwischen fünftausendsiebenhundert und siebzehnhundert Metern. Der Artilleriekampf ruhte keinen Augenblick. Bald sahen wir, daß an Bord des ‚Cap Trafalgar' eine Rauchwolke sich von vorn nach hinten ausdehnte, und daß das Schiff den Wind auszunutzen suchte, um sich vor dem Qualm zu schützen.

Gleichzeitig erhob sich auch an Bord des Engländers eine gewaltige Rauchwolke, und zwar hauptsächlich bei der Kommandobrücke und am Achterdeck.

In diesem Augenblick telegraphierten wir an die ‚Eleonore Woermann', daß ‚Cap Trafalgar' sich im Kampfe mit dem Feinde befände. Die ‚Eleonore Woermann' hatte durch Manövrierung nach Westen dafür Sorge getragen, die Aufmerksamkeit des Feindes von uns ab auf sich selbst zu lenken. Als sie uns fragte, ob sie dem ‚Cap Trafalgar' zu Hilfe kommen sollte, antworteten wir, sie möge noch warten.

Von Minute zu Minute wurde nunmehr der Kampf zwischen den beiden Kreuzern heftiger. Der englische Kreuzer war bei weitem besser armiert und besaß viel schwerere Geschütze als der deutsche; er verursachte diesem vor allem großen Schaden durch seine Granaten. Trotzdem führte der ‚Cap Trafalgar' das Gefecht mutig weiter. Doch bald hatte er an verschiedenen Stellen Feuer gefangen; die Wasser drangen in den Schiffsraum, und der Kreuzer begann sich nach Backbord zu überneigen. Als er um dreißig Grad überlag, und es infolgedessen unmöglich wurde, mit den Geschützen noch weitere Erfolge zu erzielen, gab der Kommandant den Befehl, das Schiff in die Luft zu sprengen.

Der englische Kreuzer, der auch heftig brannte,

ging nun nach Osten ab, ohne sich weiter um den Gegner zu kümmern.

Um ein Uhr fünfundfünfzig Minuten nachmittags versank der deutsche Hilfskreuzer ‚Cap Trafalgar' in vollem Flaggenschmuck, im Topp die deutsche Kriegsflagge, nachdem noch Offiziere und Mannschaften drei kräftige Hurras auf Kaiser Wilhelm ausgebracht und das Flaggenlied angestimmt hatten.

Bei diesem Unglück ertranken (folgen die später wiedergegebenen Namen). Die überlebenden Helden waren begeistert von der ruhigen Tapferkeit, mit der sich die Besatzung geschlagen hatte.

Um zwei Uhr fünfundfünfzig Minuten telegraphierte uns die ‚Eleonore Woermann', daß sie mit der Rettung dieser Überlebenden beschäftigt sei. Auf unsre Anfrage, ob unsre Mithilfe erforderlich sei, antwortete die ‚Eleonore Woermann', wir möchten uns sofort zurückziehen, um nicht von den englischen Kriegsschiffen gekapert zu werden, die sich näherten.

Der englische Hilfskreuzer, mit dem der ‚Cap Trafalgar' in Kampf geriet, ist wahrscheinlich die ‚Carmania' von der Linie Southampton—New York gewesen.

‚Cap Trafalgar' hatte auf hoher See das gesamte Kriegsmaterial und die volle Besatzung nebst allen Offizieren des kleinen Kanonenboots ‚Eber' übernommen. Dies Boot ging, vollständig desarmiert, unter dem Kommando des Kapitäns Langerhannß, vorher Führer des ‚Cap Trafalgar', mit dessen Mannschaft nach dem Hafen von Bahia, um dort das Ende des Krieges abzuwarten. ‚Eleonore Woermann' traf bereits vor kurzem mit den Überlebenden des ‚Cap Trafalgar' in Buenos Aires ein.

Bemerkenswert ist, daß nach allen Informationen, die wir besitzen, bisher von der großen englisch-französi-

schen Division noch kein einziger deutscher Hilfskreuzer gekapert wurde, obwohl sie während der beiden verflossenen Kriegsmonate sich immer in der Nähe der deutschen Schiffe hielt, die ihre Mission mit besten Erfolgen ausführen konnten. Diese Erfolge verdanken wir in erster Linie dem glänzenden Dienst unsrer drahtlosen Telegraphie.

So schloß der Kommandant Molchin seinen Bericht, als wir uns mit verbindlichstem Dank für seine wertvollen Mitteilungen von ihm verabschiedeten." —

Der Aufsatz des brasilianischen Blattes gibt die Geschehnisse — bis auf kleine Irrtümer — im allgemeinen richtig wieder. Einige Lücken vermag ich auf Grund authentischer Angaben, die auch der Zensur des Admiralstabs unterlagen, und von mir zugegangenen Privatbriefen auszufüllen.

„Cap Trafalgar" lag, mit dem Löschen seiner Ladung beschäftigt, bis zum Sonnabend, den 15. August, im Hafen von Buenos Aires, als am Nachmittage dieses Tages der der deutschen Gesandtschaft in Argentinien attachierte Korvettenkapitän Moller an Bord erschien, um dem Kapitän Langerhannß und dem Ersten Offizier Feddersen mitzuteilen, daß das Schiff vom Reiche übernommen worden sei, sich mit Kohlen und Lebensmitteln verproviantieren und dann vorläufig nach Montevideo gehen solle.

Schon die Abreise verursachte mancherlei Schwierigkeiten, da die argentinischen Behörden mißtrauisch geworden waren und nach Konterbande fahndeten. Der große Lügenfeldzug unsrer Feinde hatte bereits begonnen; die englischen und argentinischen Blätter verbreiteten die Nachricht, der „Cap Trafalgar" hätte Kanonen und Munition an Bord, und obwohl die Zollbehörden das Schiff bis in alle Winkel und Ecken durch-

suchten, ohne etwas Gefährliches zu finden, so hatten die törichten Märchen sich doch so festgesackt, daß der im Hafen liegende Passagierdampfer „Lutetia" nicht auszulaufen wagte, aus Angst, unterwegs von dem „Cap Trafalgar" gekapert zu werden.

Nachdem man als Ersatz für die nach Deutschland zurückgekehrten Reserveoffiziere von der Besatzung des Schiffes einige andre vom Küstendampfer „Camarones" an Bord genommen hatte, gab der Marineattaché Kapitän Moller am Dienstag, den 18. August, Segelorder. Nachmittags dampfte „Cap Trafalgar" ab und erreichte am nächsten Morgen Montevideo, wo man abermals Kohlen und Proviant nehmen wollte, wegen heftigen Sturmes aber vier Tage liegen bleiben mußte.

Gut abgeblendet verließ der „Cap Trafalgar", Sonnabend, den 22. August, Montevideo, nachdem vorher alle überflüssige Mannschaft, die Stewards und das Küchenpersonal auf einige andre, noch im Hafen liegende deutsche Dampfer gebracht worden waren. Auf hoher See ging man sofort mit Eifer an eine Veränderung des Schiffes, um ihm seinen Typus zu nehmen. Vor allem wurden die Bordaufbauten abgedeckt, der dritte Schornstein entfernt und den übrigen Schornsteinen ein neuer Anstrich gegeben.

Nach viertägiger Fahrt wurde das deutsche Kanonenboot „Eber" gesichtet, dessen Kommandant, Korvettenkapitän Wirth, dem Kapitän Langerhannß meldete, daß er Befehl habe, den „Eber" abzurüsten und mit den Kanonen, der Munition und der Mannschaft seines Schiffes den „Cap Trafalgar" als Hilfskreuzer in Dienst zu nehmen. Nach anstrengender zweitägiger Arbeit an der Montage der beiden 10,5-Zentimeter-Kanonen und der sechs 3,7-Zentimeter-Maschinenkanonen war

der „Cap Trafalgar“ gefechtsklar. Das Boot „Eber“ ging nach Bahia, und mit ihm ein Teil der mit der Besatzung des „Cap Trafalgar“ ausgetauschten Offiziere und Mannschaften.

Um das Schußfeld für die Geschütze zu vergrößern, wurde das Vorder- und Hinterdeck des Schiffes von Booten befreit, die an die „Santa Lucia“ abgegeben wurden. Auf Ansuchen des Kapitäns Wirth begab sich auch Kommodore Langerhannß von Bord. Es mag dem braven alten Führer des „Cap Trafalgar“ nicht leicht geworden sein, sich von dem Schiffe zu trennen, das er liebgewonnen hatte; aber es war auch klar, daß man seiner Bitte, bleiben zu dürfen, nicht nachgeben konnte, da schließlich doch nur einer das Kommando führen durfte und Kapitän Wirth der Beauftragte war. Aber ich glaube wohl, daß Kapitän Langerhannß seinem Schiffe noch nachgeschaut haben mag, bis es in weiter Ferne entschwand. Während des Gefechts weilte der Kommodore auf der „Eleonore Woermann“ und teilte sich mit dem Kapitän Collmorgen in den Rettungsversuchen der Überlebenden des „Cap Trafalgar“.

Am 1. September begann die Kreuzfahrt des „Cap Trafalgar“ nach Norden bis zum Äquator, ohne daß Schiffe gesichtet wurden. Die freie Zeit an Bord benutzte man dazu, sich eine ausgiebige Kenntnis des übernommenen Dampfers zu sichern, und zu Exerzitien.

Am Sonntag, den 13. September, kehrte man zum Kohlen an den verabredeten Treffpunkt zurück. „Pontos“ war das Kohlenschiff, die „Eleonore Woermann“ befand sich in der Nähe. Da der „Cap Trafalgar“ unter Schutz der Insel Trinidad lag, hoffte man, nicht gesehen zu werden, als am 14. mittags in nördlicher Richtung der Schornsteinrauch eines Fahrzeuges be-

merkt wurde. Er näherte sich ziemlich schnell, und auf etwa sechs Seemeilen Entfernung erkannte man einen grau gestrichenen Dampfer mit zwei Schornsteinen und zwei Masten, der direkten Kurs auf den „Cap Trafalgar" hielt. Kapitän Wirth gab nun Befehl, den Kohlen- und Begleitdampfer loszuwerfen; Kriegsflagge und Kriegswimpel wurden gehißt, und der Feind wurde erwartet. Der „Cap Trafalgar" war „klar zum Gefecht".

Der Gegner begann mit einem scharfen Schuß vor Bug des deutschen Schiffes. Die Entfernung war indessen noch zu groß, um sofort antworten zu können. Gleich darauf fiel der zweite Schuß, und nun näherte sich der „Cap Trafalgar" dem Feinde auf viertausendfünfhundert Meter und eröffnete gleichfalls den Kampf. Das Gefecht begann sich rasch zu entwickeln; nachdem man sich auf dem „Cap Trafalgar" eingeschossen hatte, wurden im Schnellfeuer gute Erfolge erzielt. Die ersten Treffer konnten noch beobachtet werden: die Kommandobrücke der „Carmania" wurde in Trümmer geschossen; an vielen Stellen loderte Brand empor.

Inzwischen hatte der „Cap Trafalgar" sich dem Feinde noch um fünfzehnhundert Meter mehr nähern können, und jetzt wurden auch die drei Maschinenkanonen der einen Seite in Tätigkeit gesetzt. Daß der Gegner an Artillerie überlegen, war ohne weiteres ersichtlich. Die fünf Geschütze der dem deutschen Schiffe zugewendeten Seite der „Carmania" spieen ihre 15-Zentimeter-Granaten unaufhörlich nach dem „Cap Trafalgar" herüber. Eine der ersten zerstörte die Maschinentelegraphenleitung, eine andre schlug in die Offizierskabinen; die Kapitänskabine wurde völlig fortgerissen und der eiserne Geldschrank gesprengt, so daß sein Inhalt, die Schiffskasse, weithin über Deck ver-

streut wurde. Im Speisesaal hatten die krepierenden Geschosse eine fürchterliche Verwüstung angerichtet. Der herrliche Wintergarten geriet sofort in Brand, um die hohen Palmen züngelten gelbe Flammen, Rauchwolken quirlten zur Decke, der Marmor der Täfelung sprang in tausend Stücke. Die ersten Brände konnten immer wieder gelöscht werden. Die Mannschaft arbeitete mit bewunderungswerter Ruhe; ein jeder tat mit höchstem Eifer seine Pflicht, der gleiche Heldenmut beseelte alle. Zwei Schlauchführer, von Granatsplittern getroffen, fielen zunächst als Opfer. Am schwersten trafen die feindlichen Geschosse das Vorschiff; eine Granate zersplitterte den Mast, krepierte, riß dem Vizesteuermann den Kopf vom Rumpf, einem Obermatrosen das rechte Bein, einem andern einen Arm ab. Durch den ungeheuren Luftdruck wurde einer der Maschinenwaffenschützen quer über das Schiff von Steuer- nach Backbord geschleudert; er kam aber ohne Verletzung davon. Am vorderen Geschütz war bald die ganze Mannschaft verwundet, so daß der Geschützführer schließlich allein bediente. Ein Geschoßsplitter hatte ihn am Bauch verletzt; er preßte die Ellbogen gegen die Wunde und stopfte noch die letzten Granaten in sein Geschütz, bis er, ohnmächtig vom Blutverlust, zu Boden stürzte. Auch in diesem Kampfe wurde ein jeder zum Helden.

Infolge des heftigen Feuers zeigten sich bald Betriebsstörungen bei den beiden Kanonen. Der Qualm hatte sich aber inzwischen so heftig verdickt, daß ein Zielen sowieso unmöglich geworden war. Trotzdem gab man auf dem „Cap Trafalgar" noch immer nicht die Hoffnung auf, den Gegner zu vernichten, zumal man durch die purpurn glühenden Rauchwolken sah, daß die „Carmania" bereits in hellen Flammen stehen

mußte. Nun aber fielen von drüben einige Unterwasserschüsse. Ein wasserdichtes Schott auf dem „Trafalgar“ wurde durchschlagen; die Bunkerwände konnten der Gewalt des Wasserdruckes nicht widerstehen und brachen, und die Wellen drangen in die Heiz- und Maschinenräume. Damit war das Schicksal des Dampfers besiegelt. Trotz verzweifelter Anstrengung gelang es nicht, die Lecke zu dichten; das Schiff legte sich auf Steuerbord und drohte zu kentern. Das war in der zweiten Nachmittagsstunde an jenem heißen Septembertage, da in der fernen Heimat die Kunde von dem ersten großen Siege Hindenburgs und von dem vereitelten Durchbruchsversuch der Franzosen die Gemüter freudig bewegte. Auch hier in der Atlantik kämpften Deutsche um Leben und Tod, kämpften für die Freiheit des Vaterlandes. Und konnte der Übermacht gegenüber auch kein Sieg errungen werden, so wollte man doch heldenmütig zugrunde gehen und dem Feinde nicht das Schiff überlassen: die Festung des Meeres.

Als der leitende Ingenieur dem Kommandanten gemeldet hatte, daß der „Cap Trafalgar“ nicht mehr zu retten sei, befahl Kapitän Wirth die Sprengung des Schiffes. Die Maschinisten befestigten auf jeder Seite der Maschinen zwei Sprenggranaten mit Zeitzündern. Dann wurde gestoppt, und nun hieß es klettern. Als die zehn Mann, die noch unten geblieben waren, auf dem Bootsdeck erschienen, bot sich ihnen ein trauriges Bild. Das Vorschiff lag bis zum Mast im Wasser, das Hinterschiff mit den Schrauben ragte hoch in die Luft. Die meisten Boote waren zerschossen worden; nur die vier auf der Steuerbordseite waren noch intakt. Jetzt galt es, Abschied nehmen vom „Cap Trafalgar“. Oberleutnant zur See Kleewitz brachte ein dreifaches

Hurra auf den Kaiser aus, dann klang das Flaggenlied über das von Rauchschwaden erfüllte Meer.

Die Mannschaft warf die Kleidung ab und legte Schwimmwesten an. Drei Boote waren schon zu Wasser gebracht worden, das vierte kenterte, weil der Draht, an dem es hinabgelassen, zerschossen wurde. Die Bemannung stürzte ins Wasser und versuchte, sich durch Schwimmen zu retten. Die Verwundeten waren bereits in die Boote geschafft worden bis auf einige wenige, die auf dem Vordeck lagen, und deren Transport in die Boote sich als unmöglich erwies. Man stattete sie mit Schwimmgürteln aus und ließ sie vorsichtig in das Wasser; Matrosen sprangen hinterher und zogen sie aus dem Bereich des sinkenden Schiffes. Die Offiziere verblieben bis zum letzten Augenblick an Bord; der Kapitän, das rechte Bein an zwei Stellen zerschossen, einen Granatsplitter im Rücken, in zerfetzten Kleidern, sprang erst in das Wasser, als die Explosion nahe bevorstand. Kurz vor zwei Uhr ertönte eine gewaltige Detonation — die Wellen wurden in allen Tiefen aufgerührt — dann versank der „Cap Trafalgar" im vollen Schmuck seiner Flaggen. Die deutsche Kriegsflagge grüßte als letzte über die See. ...

Das Drama um Leben und Tod setzte sich fort. Der Erste Offizier mit dem Zahlmeister und dem Ersten Maschinisten mußten dreiviertel Stunden schwimmen, ehe sie ein paar treibende Boote erreichten, die ihnen Rettung brachten. Einem der Matrosen war das rechte Bein so zerschossen worden, daß es nur noch an einigen Sehnen hing; trotzdem kam er glücklich bis zur „Eleonore Woermann". Dem Kommandanten der „Eleonore Woermann", Kapitän Collmorgen, gebührt höchstes Lob für die Umsicht, mit der er sofort energische Rettungsversuche einleitete. Barkassen und Boote von

der „Eleonore Woermann“ fischten die letzten Überlebenden auf: fast nackt — nur der Oberingenieur hatte seine Papiere, Geld und einen Revolver bei sich behalten und dafür auch in seiner Kleidung um so schwerer mit den Wellen kämpfen müssen. An Bord des Rettungsdampfers wurden die Verwundeten in ärztliche Behandlung gegeben, amputiert, verbunden und verpflegt und die Gesundgebliebenen mit neuen Anzügen versehen, soweit sich das machen ließ.

Von der „Carmania“ sah man nichts mehr, aber ihre drahtlosen Hilferufe vernahm man noch während der ganzen Nacht. Daß auch sie schwer gelitten haben muß, geht schon aus dem offiziellen Bericht des englischen Admiralstabes hervor, der von dreihundertvier Löchern in der Schiffswand spricht. Die argentinische „Prensa“ brachte später die Nachricht, die „Carmania“ sei zur Reparatur nach Gibraltar gebracht worden.

Von ihr hatte die „Eleonore Woermann“ also nichts mehr zu fürchten. Aber man wußte, daß unweit des Äquators noch eine zahlreiche englische Flotte kreuzte und mußte demgemäß mit größter Vorsicht den nächsten neutralen Hafen — das war Buenos Aires — zu erreichen suchen. Acht Tage lang fuhr die „Eleonore Woermann“ unter allen möglichen Kursen umher, um zunächst nach Montevideo zu kommen. Einmal mußte sie schleunigst kehrtmachen, weil sich ein feindliches Kriegsschiff in der Nähe zeigte — dann ging es wieder weiter, und in der regnerischen Nacht des 22. September gelang endlich der Durchbruch auf dem La Plata nach dem neutralen Fahrwasser. In Buenos Aires war man nicht wenig erstaunt darüber, daß das kecke Manöver gelungen war, zumal man wußte, daß nicht weniger als fünf englische Kreuzer nach der „Eleonore Woermann“ auf der Suche waren. Im

übrigen zeigten sich auch diesmal die argentinischen Behörden wenig freundlich. Am 26. kamen Regierungsbeamte an Bord und nach längerer Beratung, an der unser Marineattaché Kapitän Moller teilnahm, wurde den Überlebenden des „Cap Trafalgar" mitgeteilt, daß sie nach den allgemein gültigen Neutralitätsgesetzen als Mannschaften einer kriegführenden Macht interniert werden müßten, und zwar sollten sie auf der La Plata-Insel Martin Garcia, einer argentinischen Matrosenstation, untergebracht werden. Die Offiziere erhielten Erlaubnis, in Buenos Aires zu bleiben, sollten aber ihr Ehrenwort geben, den Aufenthalt nicht zu wechseln. Sie zogen es indessen vor, ihre Mannschaft nicht zu verlassen, und so ging denn am Sonntag, den 27., der Auszug los. Mehrere Offiziere, Deck- und Unteroffiziere und gegen hundertundachtzig Mann marschierten unter Begleitung der Musikkapellen der „Eleonore Woermann" und des Lloyddampfers „Gotha" und unter stürmischer Beteiligung der argentinischen Deutschen nach dem Hafenplatz, wo das Schiff für sie bereit lag, das sie nach Martin Garcia bringen sollte. Nach fünfstündiger Fahrt langten sie dort an und wurden von dem Kommandanten der Insel, Korvettenkapitän Borges, außerordentlich freundlich empfangen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit betonen, daß im Gegensatz zu Publikum und Presse die Stimmung in der argentinischen Armee und Marine viel eher deutschfreundlich genannt werden muß als deutschfeindlich. Die in englischem Solde stehenden Zeitungen hatten auch schon gegen den „Cap Trafalgar" gehetzt und unter anderem behauptet, von ihr aus seien die Boote der „Carmania" beschossen worden. Tatsächlich aber war es umgekehrt gewesen: die „Carmania" feuerte auf die Boote des „Cap Trafalgar",

weil die deutsche Flagge nicht gestrichen worden war. Jedenfalls war auf der Insel Martin Garcia von Anbeginn ab von Deutschfeindlichkeit nichts zu spüren. Die Internierten leben hier in einem prachtvollen Klima in gesunden, luftigen Baracken in fast unbeschränkter Bewegungsfreiheit und werden auf Wunsch auch zuweilen nach Buenos Aires (mit freier Fahrt) beurlaubt. Die recht gute Verpflegung wurde in erster Zeit von der argentinischen Regierung gestellt, dann übernahm die deutsche Gesandtschaft die Erhaltung der Gefangenen, die vor allem erst gänzlich neu eingekleidet werden mußten. Auf den Mützenbändern der Matrosen steht die Inschrift „S. M. S. Cap Trafalgar", die letzte Erinnerung an das untergegangene Schiff.

Privatbriefen der Internierten ist zu entnehmen, daß sie auf der Insel nach wie vor vortrefflich behandelt werden. Sportspiele und Exerzitien aller Art kürzen ihre Zeit; die Deutschen in Buenos Aires besuchen sie häufig, auch an Liebesgaben mangelt es ihnen nicht. Was ihnen fehlt, ist nur die Freiheit — und ihr sehnender Blick mag sich oft nach dem Norden richten, wo der heiße Kampf um die Ehre des Vaterlandes noch ausgefochten wird. ...

⊕ ⊕ ⊕

Im Kampfe des „Cap Trafalgar" mit der „Carmania" fielen auf deutscher Seite nur zwei Mann unter dem feindlichen Feuer, während die „Carmania" neun Mann im Feuer des Gegners verlor. Die übrigen Toten des „Cap Trafalgar" wurden Opfer des Meeres. Die Verlustliste umfaßt folgende Namen: Korvettenkapitän Wirth, Oberleutnant zur See Kraus und Klewitz, Obermaschinist Spiekermann, Oberheizer Plotz (sämtlich von S. M. S. „Eber"); ferner von der alten Besatzung des „Cap Trafalgar": Vizesteuermann Schreiner, Küper

Breuten, Musiker Böhme, Koch Zirkelbach, Oberheizer Heine, Heizer Böttcher und Müller, Trimmer Kausch und Fortner, Wäscher Wienzek. Von den Schwerverletzten starb einer an Bord der „Eleonore Woermann“; drei weitere schwer Verletzte, zwei verwundete Offiziere und fünf Leichtverletzte konnten gerettet werden.

Daß der deutsche Hilfskreuzer dem englischen gegenüber im Nachteil war, bestätigten auch die Fachleute. Letzterer war bedeutend stärker armiert und bot infolge des gründlichen Abbaus seiner Deckbauten ein viel geringeres Zielobjekt, als der sehr hohe „Cap Trafalgar“, bei dem auch die Feuergefahr groß war. Trotzdem wäre er bei der bewunderungswürdigen Tapferkeit der Besatzung und der Umsicht seiner Offiziere noch zu retten gewesen, hätten die Wasserlinientreffer des Gegners nicht die Schotten durchschlagen.

Nun ruht er auf dem Grunde des Meeres, aber fürwahr: er ist in Ehren untergegangen.

Eine Auswahl guter Bücher aus dem Verlage von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart ist auf den nächsten Seiten angezeigt